

FRIEDRICH KÜMMEL  
LOGIK UND HERMENEUTIK

2. Auflage

VARDAN VERLAG HECHINGEN

*Über den Verfasser (\* 26.04.1933 † 01.03.2021)*

Friedrich Kümmel habilitierte sich 1967 in Philosophie an der Universität Tübingen mit einer Arbeit über „Platon und Hegel zur ontologischen Begründung des Zirkels in der Erkenntnis“. Von 1967 bis 1971 war er Professor für Historische und Systematische Pädagogik an der Pädagogischen Hochschule Reutlingen, von 1971 bis 1986 ebd. Professor für Philosophie und von 1986 bis zu seiner Emeritierung 1998 Professor für Philosophie an der Pädagogischen Hochschule Ludwigsburg. Von 1967 bis 2015 übte er seine Lehrbefugnis für Philosophie an der Universität Tübingen aus. Seine Studien zum Begriff der Zeit, zur Hermeneutik als Methode, zum Verhältnis von Logik und Hermeneutik, zum Wissenschaftscharakter der Pädagogik, zu Schleiermachers Dialektik, zum philosophischen Verständnis der Natur sowie zur Logik der Disjunktion sind im Vardan Verlag erschienen.

Friedrich Kümmels philosophisches Denken wird von einer doppelten Einsicht angetrieben: zum einen davon, daß drei voneinander unabhängige und auch in ihrem Phänotyp ganz unterschiedliche philosophische Formationen zu einer grundlegenden *gemeinsamen* Erkenntnis gelangt sind; zum anderen davon, daß diese Erkenntnis ein tragfähiges Fundament für eine Neuorientierung und Vertiefung unseres Philosophierens abgibt. Bei dieser Erkenntnis handelt es sich um das dem üblichen Denken in Alternativen überlegene disjunktive Denken („Logik der Disjunktion“) und bei jenen Formationen um das moderne japanische, sich dem Zenbuddhismus verdankende Denken Nishidas und seiner Schule, um die antike griechische Philosophie vor Platon und um die Philosophie Nietzsches sowie die Lebensphilosophie.

Bibliographische Information der Deutschen Bibliothek

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliographie; detaillierte bibliographische Daten sind im Internet über <https://dnb.dnb.de> abrufbar.

ISBN-13: 978-3-941060-20-3

Gedruckt auf alterungsbeständigem Papier.

Das Werk ist in allen seinen Teilen urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung in und Verarbeitung durch elektronische Systeme.

2. Auflage

© 2024 by Vardan Verlag, D-72379 Hechingen, Zollernstraße 21

Besuchen Sie uns im Internet:  
[www.vardan-verlag.de](http://www.vardan-verlag.de)  
[www.friedrich-kuemmel.de](http://www.friedrich-kuemmel.de)

## INHALTSVERZEICHNIS

Einleitung 11 - 44

1. Hintergründe für die anhaltende wissenschaftstheoretische Kontroverse 12
2. Einleitende Charakteristik der logisch-empirischen Position 13
3. Die Herausforderung der Hermeneutik 15
4. Das vorrangige Thema betrifft nicht die Hermeneutik, sondern die Logik 18
  - 4.1. Die Radikalisierung der Logikkritik seitens der Kritischen Theorie und der Ideologiekritik 18
  - 4.2. Adornos Logikkritik als Blaupause für ideologisches Denken wie für dessen Kritik 20
  - 4.3. Das Erfordernis der Metakritik der Logikkritik 25
5. Hinweise auf die Notwendigkeit einer Erweiterung des logischen Feldes 29
6. Die Überwindung eines Denkens in Alternativen 34
7. Vorblick auf die innere Verbindung der Methodologien noch diesseits ihres Streits 40

Erstes Kapitel

Logik und Hermeneutik als Grundlagen wissenschaftlicher Forschung und Theoriebildung, dargestellt am methodologischen Problem der Beschreibung menschlichen Verhaltens 45 - 78

1. Zwei Paradigmen für die Beschreibung menschlichen Verhaltens 45
2. Kritik der behavioristischen Verhaltensannahmen 51
3. Folgerungen für den mit dem Studium des Verhaltens verbundenen Erkenntnisgewinn 54
4. Konsequenzen für den Forschungsprozeß 59
5. Rekapitulation und Zusammenfassung der bisherigen Ergebnisse 65
6. Methodologische Folgerungen 72

## Erster Exkurs

Zum Verhältnis von Phantasie und Wirklichkeit 79 - 83

## Zweiter Exkurs

Zum Verhältnis von logischer Form und empirischem Inhalt  
in der Stoa 85 - 87

## Zweites Kapitel

Grundlagen logischer Theoriebildung 89 - 110

### A. Prinzipien und Regeln der aussagenlogischen Wahrheitsübertragung

89

1. Allgemeine Beschreibung logischer Funktionalität 89
2. Zeichen aussagenlogischer Verknüpfung 90
3. Satzoperatoren 91
4. Zusammenfassende Charakteristik logisch strukturierter  
Aussagenzusammenhänge 93
5. Der Sinn des logischen Formalismus der Wahrheitsübertragung 97

### B. Zur prädikatenlogischen Rekonstruktion inhaltlicher bzw. semantischer Aussagenzusammenhänge 99

1. Zum Verhältnis von „Bedeutung“ und Begriff““ 100
2. Zum Verhältnis von Bedeutung (meaning)  
und Referenz (reference) 103
3. Das prädikatenlogische Satzschema 104

## Drittes Kapitel

Die immanente Kritik der Logik durch sich selbst 113 - 144

1. Das Ungenügen einer Interpretation von Bedeutungen über  
Gegenstandsbereichen 113
2. Das Scheitern der Suche nach einem analytischen  
Bedeutungskriterium 119
3. Das Ungenügen eines empirischen Sinnkriteriums 122
4. Das Aporetischwerden der Zugriffe durch den Ausschluß  
des Widerspruchs 125

5. Die Unmöglichkeit einer logischen Abschließung von Welt und Bedeutung 127
6. Die Gegenläufigkeit von logischer Formalisierung, Sprachverstehen und Erkenntnisgewinn 134
7. Wege aus der Aporie heraus 138
8. Logikkritik als Zwangs- und Herrschaftskritik 143

#### Viertes Kapitel

Die Frage nach dem Verhältnis von logisch-empirischen und hermeneutischen Verfahren 147 - 209

1. Rekapitulation der bisherigen Ergebnisse 147
2. Das Erfordernis einer Erweiterung des empirischen Verfahrens durch die Hermeneutik und einer Ergänzung des hermeneutischen Verfahrens durch Empirie 151
3. Das Ungenügen des mitgebrachten Vorverständnisses 155
4. Das Ungenügen des Falsifikationsprinzips 156
5. Die Frage nach einer anderen Verwendung des Zirkels in der Erkenntnis 161
6. Eine sprachtheoretische Zwischenüberlegung 166
  - 6.1 Die Unterscheidung von Aussage und Sachverhalt 166
  - 6.2. Zum Verhältnis von logischer und sprachlicher Konstitution von Bedeutung 173
  - 6.3. Die selbstreflexive Verbindung von Aussage und Sachverhalt im hermeneutischen Verfahren 181
7. Methodologische Konsequenzen aus dem Gesichtspunkt der offenen Verschränkung von Erfahrung, Aussage und Sachverhalt 184
8. Zum eigenartigen Verhältnis von Ausschließung und gleichzeitiger Angewiesenheit der beiden methodologischen Verfahren aufeinander 186
9. Die verschiedene Auffassung des Allgemeinen im Verhältnis zum Individuellen 193
10. Metakritik des Logischen 195
11. Metakritik des Hermeneutischen 198

12. Hermeneutik und Logik I:  
Der Aufbruch, dem zunächst kein Durchbruch folgt 201
13. Hermeneutik und Logik II:  
Der Durchbruch in den eigenen Ort 205

#### Dritter Exkurs

Zum Programm einer „hermeneutischen Logik“ im Anschluß an  
Georg Misch 211 - 232

1. Der lebensphilosophische Hintergrund 211
2. Die Frage nach dem Verhältnis von logischen und  
hermeneutischen Beziehungsformen und Verfahren 212
3. Mischs Auseinandersetzung mit der Phänomenologie  
Edmund Husserls 215
4. Die Abgrenzung von Heidegger 228
5. Zusammenfassung 231

#### Fünftes Kapitel

Die Notwendigkeit einer Erweiterung des logischen Feldes 235 - 259

1. Die Revision der Erkenntnisgrundlagen im neuzeitlichen Denken  
235
2. Veränderungen in den logischen Grundlagen des  
Methodendenkens 237
3. Die logische Abschließung der Welt: Skeptizismus, dogmatische  
Metaphysik und antimetaphysischer Nominalismus 240
4. Kritik an der Engführung des Logischen im Sinne eindeutiger  
Abbildungsverhältnisse und Anbahnung eines Wandels im  
Verständnis des Logischen selbst 245
5. Der Übergang zum geschichtlichen Denken 249
6. Zum Verhältnis von Logik, Sprache (Logos) und Wirklichkeit 254

#### Sechstes Kapitel

Grundlagen und Prinzipien einer erweiterten Logik 261 - 319

1. Beispiele 261
- 1.1. Prinzipien der Heilkunst 261

- 1.2. Die Herstellung des Verhältnisses von Recht und Gerechtigkeit als Aufgabe der Rechtsprechung 267
2. Symmetrie und Asymmetrie als zentrale Struktureigenschaften realer Beziehungsfelder 268
  - 2.1. Das Verbundensein symmetrischer und asymmetrischer Beziehungslagen 269
  - 2.2. Zur Verhältnisbestimmung von Symmetrie und Asymmetrie bei Protagoras 272
  - 2.3. Konsequenzen aus der gekennzeichneten Sachlage 276
  - 2.4. Erkenntnistheoretische Folgerungen 285
3. Die Einführung des „Faktors Zeit“ in die Logik 287
  - 3.1. Die Öffnung des zeit-logischen Feldes bei Wittgenstein 287
  - 3.2. Die Verzeitlichung des Logischen und seine Ablösung von räumlichen Vorstellungen 292
  - 3.3. Erkenntnistheoretische und methodologische Konsequenzen 297
  - 3.4. Ontologische und anthropologische Folgerungen 306
  - 3.5. Das Erfordernis von Übertragungsmedien 313
  - 3.6. Zeit, Freiheit und Logik unter dem Aspekt des Verhältnisses von Vergangenheit und Gegenwart 315

## Siebttes Kapitel

Zum Verhältnis von Wahrheit und Geltung 321 - 347

Die These vorweg: 321

1. Die Gleichsetzung von „Wahrheit“ und „Geltung“ im alten Macht- und Herrschaftsdenken und das Erfordernis einer reinlichen Unterscheidung der beiden Kategorien 322
2. Die eine Wahrheit und die vielen Wahrheiten 324
3. Wie erhält sich die „Wahrheit des Seins“ in der „Welt der Meinungen“? 326
4. Protagoras als Wahrheitstheoretiker 328
5. Die Frage nach dem Verhältnis von Wahrheit und Freiheit 333
6. Geltungskritik als Herrschaftskritik 338
7. Herrschaftskritik als Logikkritik 343
8. Fazit 345



## EINLEITUNG

Logik und Hermeneutik haben sich noch nie bruchlos ineinander gefügt. Sie haben verschiedene Voraussetzungen und Rahmenbedingungen, die im Prinzip nicht miteinander vereinbar sind und doch zusammengedacht werden müssen, soll mit Erkenntnis ein Wahrheitsanspruch und ein Verstehen verbunden sein. Eine Überschneidung beider Verfahrensweisen findet allenthalben statt, vor allem was den Bereich menschlichen Verhaltens betrifft. Die daraus entstehende wissenschaftstheoretische und methodologische Kontroverse wirkt sich auf allen Gebieten der Sozial- und Verhaltenswissenschaften aus. Obwohl man hier auf geisteswissenschaftliche Verfahrensweisen („Beschreiben“, „Deuten“, „Verstehen“) gar nicht verzichten kann, erscheinen diese vielen Forschern als zu „weich“ und wissenschaftlich unzureichend. Ihnen zur Seite soll, wie bei den Naturwissenschaften, ein logisch-methodologisches Verfahrensprinzip treten, das die Ableitung von empirisch verifizierbaren bzw. falsifizierbaren Sätzen in konsistenten Aussagesystemen erlaubt.

Angesichts der anhaltenden Kontroversen und der Schwierigkeiten einer Prioritätensetzung sind zahlreiche Vermittlungsversuche gemacht worden, wobei die Tendenz zur gegenseitigen Ausschließung und zum Vorwurf einer Verkürzung des je eigenen Methodenverständnisses im Kontext der ‘anderen Seite’ nicht überwunden werden konnte. Das ganze wissenschaftstheoretische Feld ist nach wie vor kontrovers. Dafür eine Erklärung zu finden, muß ein vorrangiges Interesse sein, bevor man methodologische Einheitspostulate geltend macht, die immer nur spaltend wirken können und kein wirklich Gemeinsames freizulegen vermögen. Ein solches reicht immer über die gezogenen Grenzen hinweg.

## 1. Hintergründe für die anhaltende wissenschaftstheoretische Kontroverse

Die in der Pädagogik und auch in Soziologie und Psychologie lange Zeit vorherrschenden geisteswissenschaftlichen bzw. hermeneutischen Grundlagen und Prinzipien wissenschaftlicher Theoriebildung sind durch den verstärkten Einfluß neopositivistischer Strömungen und durch die Entwicklung leistungsfähigerer formalwissenschaftlicher Instrumente in den Hintergrund gedrängt worden. Eine Folge war die in den 60er und 70er Jahren auf methodologischer, wissenschaftstheoretischer und ideologiekritischer Ebene ausgetragene Kontroverse um den Wissenschaftscharakter der Geistes-, Kultur und Sozialwissenschaften in Verbindung mit der Reflexion auf deren gesellschaftlichen Bezug und Stellenwert.<sup>1</sup> Der Streit geht dabei nicht nur um die Vor- und Nachteile des jeweiligen methodologischen Verfahrens, sondern letztlich auch um Wertentscheidungen, die mit der Wahl unterschiedlicher Rahmenbedingungen verbunden sind und für eine darauf aufbauende Theorie und Praxis Konsequenzen haben. Dies nötigt dazu, die Frage nach dem Verhältnis von logischer und hermeneutischer Begriffsbildung erneut zu diskutieren und beides in einen weiteren Kontext politisch-gesellschaftlicher Reflexion zu stellen.

Dazu ist zunächst grundsätzlich zu sagen: Solange ein solcher Methodenstreit in Form sich bekämpfender Alternativen geführt wird, ist er, wie die Erfahrung zeigt, nicht beilegbar und kehrt in zeitgemäßen Abwandlungen immer wieder. Der Grund für die Wiederkehr vermeintlich überwindener Positionen muß in der Alternativenbildung

---

<sup>1</sup> Vgl. dazu den Sammelband „Hermeneutik und Ideologiekritik“ (Suhrkamp Verlag Frankfurt a. M. 1971, Reihe Theorie-Diskussion) mit Beiträgen von Karl-Otto Apel, Claus V. Bormann, Rüdiger Bubner, Hans-Georg Gadamer, Hans Joachim Giegel, Jürgen Habermas, sowie von der anderen Seite her den Band „Seminar: Die Hermeneutik und die Wissenschaften, hrsg. v. Hans-Georg Gadamer und Gottfried Boehm, Suhrkamp Verlag Frankfurt a. M. 1978 (stw 238).

selbst liegen. Alternativ schematisiert, schneidet jede Seite etwas ab, was der anderen unverzichtbar erscheint und deren berechnigte Reaktion hervorruft. Aber auch alle Versuche dialektischer Vermittlung und die Forderung einer gegenseitigen Ergänzung nützen nichts, solange durch das jeweilige Methodenverständnis Reduktionen vollzogen werden, die in ihren einseitigen Ausprägungen nicht mehr kompatibel sind.

Die klassischen Kontroversen des ausgehenden 19. Jahrhunderts hatten eine solche alternativenbildende Struktur: naturalistische versus geisteswissenschaftliche, nomothetische versus ideographische Methoden usw. usf. Dabei handelte es sich um unterschiedliche Grundorientierungen, auf die man gar nicht verzichten kann und die doch nicht auf einen Nenner gebracht werden können. Ein methodologischer Pluralismus läßt sich aus diesem Grunde auch gar nicht vermeiden. Was dann aber als Plattform zur gegenseitigen Verständigung in einem übergreifenden Konsens angegeben wird: unsere „endliche Vernunft“, die „Geschichtlichkeit“ unseres Wissens, das Angewiesensein auf „Sprache“ und „Kommunikation“, bleibt theoretisch unterbestimmt und kann auch nicht in einer für alle Seiten stimmig werdenden Weise in Methodologie umgesetzt werden.

Es ist also vor allem anderen eine philosophische Grundlagenklärung angesagt, zu der dieses Buch eine Anregung geben will. Auch wenn noch so sehr ein gemeinsames Interesse bekundet wird, gibt es keinen „Einheitsnenner“ und keine „Einheitsfront“, und auch aus der gegenseitigen Verständigungsmöglichkeit folgt noch keine Gleichsinnigkeit der Standpunkte.

## 2. Einleitende Charakteristik der logisch-empirischen Position

Auch die an 'harten' Fakten interessierten Forscher und Wissenschaftstheoretiker sind nicht lediglich am empirisch abgesicherten Gehalt einer Theorie interessiert. Sie legen noch größeren Wert auf logische Prinzipien, die eine strengere Fassung und konsistente Ausarbeitung des theoretischen Aussagensammenhangs ermöglichen. Dazu gehört das experimentelle Verfahren in Verbindung mit der hypothetisch-deduktiven Ableitung beobachtbarer Sachverhalte aus allgemeinen Sät-

zen, die an der Wirklichkeit zu verifizieren bzw. zu falsifizieren sind.<sup>2</sup> Die Isolierung der Faktoren, die Operationalisierung der Begriffe und die Quantifizierung der Meßwerte gewährleistet die kontrollierte Wiederholung und intersubjektive Nachprüfbarkeit und erlaubt eine dozierte Verallgemeinerung von Befunden, was ihre Signifikanz und Repräsentativität betrifft. Der logische Charakter einer so ansetzenden Theoriebildung kommt in der statistischen Normierung des Datenmaterials und seiner quantitativen Verarbeitung zum Ausdruck. Verlangt ist dazu die Übersetzung von Bedeutungen bzw. Begriffen in eine operationalisierte, an eindeutigen Indizien festmachbare Form, ohne die eine Quantifikation: die Übersetzung der Begriffe in Klassen von Gegenstandsbereichen zum Zwecke einer genauen Zuordenbarkeit ihrer erfüllenden Instanzen bzw. Werte, nicht möglich wäre.

Dabei ist die erkenntnistheoretische Stimmung des „logischen Positivismus“ alles andere als ein naiver Realismus oder blinde Faktengläubigkeit. Eingesehen ist hier, daß logisch strukturierte Aussagenzusammenhänge die Rekonstruktion eines unbekanntem Zusammenhangs mittels eigener Denkmittel darstellen, wobei zur Überbrückung der ontologischen Kluft auf erwartbare Regelmäßigkeiten in nicht antizipierbaren Ereignisfolgen zurückgegriffen wird. Über die Frage, ob die so interpolierte Struktur dem untersuchten, in der Realität selbst gegebenen Zusammenhang entspricht, ist damit noch nichts ausgesagt. Über Kants Zweigleisigkeit kommt man auf diese Weise also gar nicht hinaus. Theoretische Aussagenzusammenhänge sind ihrem erkenntnistheoretischen Status nach zunächst nicht mehr als zwischen die Daten hineingelesene Interpolationen, deren intrinsischer Zusammenhang nach wie vor unbekannt ist. Seine Rekonstruktion folgt logisch normierten Kategorien und einem „Schematismus“, der, wie Kant sagt, für den Gegenstand verpflichtend gemacht wird, soll er zum Gegenstand menschlicher Erkenntnis werden können. Eine solche ist immer begrenzt. Die hypothetisch angesetzten begrifflichen Zusammenhänge

---

<sup>2</sup> Auf das hypothetisch-deduktive Theoriemodell kann ich an dieser Stelle noch nicht näher eingehen. Vgl. dazu Karl R. Popper, *Logik der Forschung*. 3. Aufl., Verlag I. C. B. Mohr (Paul Siebeck) Tübingen 1969.

bilden ein „Netz“, das man über die Dinge legt und mit dessen Hilfe Daten so erhoben werden, daß sie im Sinne des Prognostizierens von Ereignisfolgen miteinander verrechnet werden können. Man hat in diesem Sinne von einem „covering-law model“ gesprochen. Dabei müssen – wiederum selbst normierte – Meßoperationen zwischen den Begriffen und den realen Vorgängen vermitteln. Dem entsprechend, verlangt das Experiment eine genaue Korrespondenz zwischen den Begriffen, den ihnen zugeordneten Operationen und den damit erhobenen Werten bzw. Daten. Verfahren dieser Art haben bekanntlich einen stark selektiven Charakter und verlassen sich auf die theoretisch antizipierten und hinsichtlich ihrer Verwertbarkeit als relevant erachteten Wirklichkeitsaspekte. Was als wirklich zu gelten hat, wird zur „Abbildung“ von Theorie in demselben Sinne, in dem der Mathematiker Aussageformen über Zahlbereichen abbildet und eineindeutige Korrelationen herstellt.

Von daher ist es nicht schwer, die ‘Stärken’ empirischer Forschung gegenüber den ‘Schwächen’ geisteswissenschaftlicher Verfahren bzw. den Vertretern einer hermeneutischen Position geltend zu machen. Die Verfahrensregeln selbst und die Dominanz der logischen Form über den empirischen Inhalt führen zur Kritik an unbestimmt belassenen Voraussetzungen und einem Defizit an methodischer Strenge. Verwiesen wird zurecht auf die Gefahr einer gleichsam unter der Hand mitlaufenden Selbstverifikation von Aussagen und/oder auf die mangelnde Realitätskontrolle bei einer allzuleicht sich selbst bestätigenden, weil beeindruckenden Interpretation. Schließlich werden Zweifel an der Methodisierbarkeit, Kontrollierbarkeit und intersubjektiven Verbindlichkeit hermeneutisch erhobener Befunde geäußert und der von manchen Hermeneutikern erhobene Universalitätsanspruch des „Allesverstehen-könnens“ in Frage gestellt.

### 3. Die Herausforderung der Hermeneutik

In mancher Hinsicht ist eine solche Kritik durchaus berechtigt, wenn es darum geht, mentale „Kurzschlüsse“ zu vermeiden, sich von liebgewordenen Vorurteilen zu lösen, nicht den Verführungen der Sprache

zu erliegen und der Unredlichkeit des Forschers einen Riegel vorzuschieben.

Auf die Frage nach dem Universalitätsanspruch der Hermeneutik kann ich an dieser Stelle nicht näher eingehen.<sup>3</sup> Die zunächst interessierende Frage bezieht sich ganz allgemein auf die Grundlagen und die Reichweite des Verstehens. Die Rede von einer „Universalität“ des Verstehens braucht nicht dahingehend ausgelegt zu werden, „alles verstehen zu können“ – wenigstens im Prinzip. Eine solche Behauptung löst im Blick auf die Abgründe des Unbewußten und die „blinden Flecken“ im menschlichen Bewußtsein nicht ohne Grund eine zwiespältige Reaktion aus. Einerseits besteht die Neigung, dem zuzustimmen, aus welchen Gründen auch immer. Es schmeichelt einem sagen zu können: „Ich verstehe das, und ich verstehe auch dich!“ Und doch weiß jeder aus eigener Erfahrung, daß nicht nur der zwischenmenschliche Umgang, sondern auch das menschliche Weltverhältnis viel mehr durch Nichtverstehen und Mißverstehen als durch Verstehen bestimmt ist. Vorurteile sind verbreiteter als sachgemäße Urteile. Die Diskrepanz zwischen Anspruch und Wirklichkeit zu verstehen ist das erste Problem, mit dem jedwede Wissenschaft sich konfrontiert sieht und dem sie sich stellen muß.

Die bezüglich des Universalitätsanspruchs der Hermeneutik geltend zu machende Einschränkung betrifft aber nicht nur das Gegebensein von Verstehensschränken, sondern auch den Charakter dieser Barrieren: ob es sich bei ihnen nur um faktische und d. h. aufhebbare Grenzen handelt, oder ob der Anspruch, alles zu verstehen, das Maß des Menschen grundsätzlich übersteigt. Wenn Verstehen durch das „Ge-

---

<sup>3</sup> Vgl. dazu Jürgen Habermas, Der Universalitätsanspruch der Hermeneutik; in: R. Bubner, K. Cramer und R. Wiehl (Hrsg.), Hermeneutik und Dialektik. Festschrift für Hans-Georg Gadamer, Tübingen 1970, Bd. 1, S. 73-104. Eine ausführlichere Stellungnahme dazu habe ich in meiner Homepage [www.friedrich-kuemmel.de](http://www.friedrich-kuemmel.de) zugänglich gemacht. Eine weitergehende Ausarbeitung enthält das Buch über „Möglichkeiten und Grenzen der Hermeneutik als Methode“, das zeitnah mit der vorliegenden Publikation im Vardan Verlag Hechingen erscheinen wird.

heimnis des Wirklichen“ prinzipiell begrenzt ist, ist es grundsätzlich nicht möglich alles zu verstehen. Man ist dann gehalten, in Goethescher Weisheit das Erforschliche zu erforschen und das Unerforschliche ruhig zu verehren. Handelt es sich hingegen nur um faktische Grenzen, so muß nach der Art dieser Grenzen und ihrer möglichen Überwindung gefragt werden.

Die Überwindbarkeit der Verstehensgrenzen hängt mit der Frage zusammen, ob ein Verstehen grundsätzlich bezugsrahmenabhängig ist, oder ob es auch die Möglichkeit gibt, frei von einschränkenden Bedingungen eine Sache in und aus sich selber unmittelbar zu erfassen. Daran schließt sich die für alles Erkennen maßgebliche Frage an: ob menschliches Tun und Denken grundsätzlich an bestimmte „Formen“ gebunden ist, oder ob der Mensch in der Lage ist, die damit verbundene Einschränkung hinter sich zu lassen und ins Offene und Freie seiner selbst und des Wirklichen zu treten.

#### 4. Das vorrangige Thema betrifft nicht die Hermeneutik, sondern die Logik

##### 4.1. Die Radikalisierung der Logikkritik seitens der Kritischen Theorie und der Ideologiekritik<sup>4</sup>

Die Hermeneutik hat in den endlosen und oft fruchtlos erscheinenden wissenschaftstheoretischen Kontroversen von anderer Seite her Schützenhilfe erhalten. Sie ist im Zusammenhang mit der „Kritischen Theorie“ (Adorno, Habermas), dem „Kritischem Rationalismus“ (Hans Albert) und der neomarxistischen „Ideologiekritik“ interessant geworden. Gemeinsam ist die Orientierung am Ganzen und der Rekurs auf den Zirkel in der Erkenntnis.<sup>5</sup> Dies schließt aber nicht aus, daß dieselben Termini hier und dort in verschiedenem Sinne gebraucht werden. Auch

---

<sup>4</sup> Vgl. dazu Jürgen Habermas, *Erkenntnis und Interesse*. Suhrkamp Verlag Frankfurt a. M. 1968.

Ders., *Technik und Wissenschaft als 'Ideologie'*. Suhrkamp Verlag Frankfurt a. M. (edition suhrkamp 287). Jürgen Habermas und Niklas Luhmann, *Theorie der Gesellschaft oder Sozialtechnologie*. Suhrkamp Verlag Frankfurt a. M. 1971. Theodor W. Adorno u. a., *Der Positivismusstreit in der deutschen Soziologie*. Luchterhand Verlag (Sammlung Luchterhand 72). Max Horkheimer, *Zur Kritik der instrumentellen Vernunft*. Aus den Vorträgen und Aufzeichnungen seit Kriegsende. Hrsg. v. A. Schmidt, S. Fischer Verlag Frankfurt a. M. 1967. Hans Albert, *Traktat über kritische Vernunft*. 2., unveränderte Auflage J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) Tübingen 1968. A. Wellmer, *Kritische Gesellschaftstheorie und Positivismus*. Suhrkamp Verlag Frankfurt a. M. (edition suhrkamp 335). Michael Theunissen, *Gesellschaft und Geschichte. Zur Kritik der kritischen Theorie*. Verlag W. de Gruyter & Co. Berlin 1969. G. Rohrmoser, *Das Elend der kritischen Theorie*. Rombach Verlag Freiburg i. Br. 1970 (rombach hochschul paperback 13). J. Ritsert, C. Rolshausen, *Der Konservatismus der kritischen Theorie*. Europäische Verlagsanstalt Frankfurt a. M. 1971.

<sup>5</sup> Vgl. meine Habilitationsschrift über „Platon und Hegel zur ontologischen Begründung des Zirkels in der Erkenntnis“. Max Niemeyer Verlag Tübingen 1968.

die Rede von einem „Zirkel“ läßt sich mehrsinnig verwenden und nimmt dem entsprechend einen unterschiedlichen Sinn an. Zirkelverhältnisse und zirkuläre Bewegungsformen können den Selbstabschluß eines geschlossenen Systems meinen, aber auch – gegensinnig verwendet – zur Grundbewegungsform für die Wiederöffnung verfestigter Strukturen gemacht werden. Die in alledem zutage tretende Disjunktion „offen | geschlossen“ stellt ein höchst neuralgisches Kriterium unterschiedlicher Funktionalität dar, an dem sich die Geister scheiden.

Die für die Ideologiekritik leitende Frage nach dem Bezug auf die gesellschaftliche Wirklichkeit, in deren Kontext Wissenschaft betrieben wird, bedeutet eine Abkehr von einem im Sinne reiner Theorie allein der Wahrheit verpflichteten Wissenschaftsbegriff. An reiner Wissenschaft hatte auch der Positivismus aus logischen Gründen festgehalten, ohne die traditionell damit verbundene metaphysische Begründung in ontologischen Einheitsvorstellungen mit zu übernehmen. Wissenschaft, wie sie im Sinne der „Kritischen Theorie“ verstanden wird, leugnet das Metaphysische nicht und übernimmt in bezug auf die durch Widersprüche gekennzeichnete gesellschaftliche Lage eine Aufklärungsfunktion. Natürlich ist in der Wissenschaftspraxis ein gesellschaftlich geprägtes Bewußtsein am Werk. Die Kritische Theorie möchte sich in bezug darauf verstehen als Faktor und Ferment eines durch Aufklärung zustande kommenden gesellschaftlichen Wandels. Der „Faktor Wissen“ kann in diesem Gesamtzusammenhang also keine unabhängige Variable sein. Dem reinen wie dem positivistischen Wissenschaftsverständnis kann entgegengehalten werden, daß es seinen faktisch eingenommenen gesellschaftlichen Stellenwert verkenne und sich zudem, im Sinne einer technisch verwendbaren Produktivkraft und als „Herrschaftswissen“ gebraucht, nicht mehr am Allgemeinwohl ausrichte. Der Vorwurf geht also dahin, daß die Wissenschaft entgegen ihrer eigenen Intention wenn nicht selbst zur Ideologie, so doch ideologisch mißbraucht werden könne. Bezüglich des institutionalisierten Wissenschaftsbetriebs der „normal science“ ist ein solcher Vorwurf auch nicht ohne weiteres von der Hand zu weisen.

Kritische Theorie und Ideologiekritik, als Fürsprecher emanzipatorischer Wissenschaft verstanden, beschränken sich aber nicht auf die

Aufdeckung von gesellschaftlichen Widersprüchen, von Herrschaftsinteressen und Verschleierungsmechanismen. Gemäß ihrem Verständnis verlangt Wissenschaftlichkeit eine ständige Reflexion auf die Voraussetzungen und Konsequenzen des eigenen Denkens und Handelns in Kontexten, die durch interesselitete Motive und Blickbeschränkungen vorweg schon mitdefiniert worden sind. Die ausdrückliche Thematisierung des Erkenntnisinteresses bedeutet den Verzicht auf Voraussetzungslosigkeit, und in diesem Sinne wird die Wissenschaft in einen im ganzen praktisch bestimmten Rahmen gestellt und in bezug auf wünschbare Ziele und Grenzen des Machenkönnens ethisch verpflichtet. „Reine Theorie“ kann es im Blick auf die Einbettungen und Überformungen des Bewußtseins gar nicht geben. Und doch bleibt reines Denken und vorurteilsfreies Wissenwollen der einzige Garant dafür, in der Tat weiterzukommen und nicht nur im Trüben zu fischen.

#### 4.2. Adornos Logikkritik als Blaupause für ideologisches Denken wie für dessen Kritik

Ich möchte die These, daß die Logik in ihrer fundierenden Funktion zur Ideologie werden kann, gleichzeitig aber auch zum Instrument der Ideologiekritik, am Beispiel Adornos verdeutlichen. Auch wenn die formale Logik per definitionem von inhaltlichen Zusammenhängen abstrahiert, muß sie ideologiekritisch hinterfragt werden, insoweit es ihre Begründungsfunktion und ihren gesellschaftlichen Kontext und Stellenwert betrifft. Die Logik fungiert im gesellschaftlichen Zusammenhang als allgemeine Diskursform zum Geltendmachen von Ansprüchen und zur Begründung von Argumenten. In dieser Funktion kann sie gar nicht rein formal verwendet werden und wertneutral sein. Die Crux ist nun aber, daß *dieselbe* Logik sich allen Seiten leiht und gegensätzliche Argumente mit ihr begründet werden können. In diesem Sinne unterstützte sie immer schon den Dogmatismus und diente gleichzeitig zu dessen skeptischer Destruktion. Wenn nun aber die Logik gegen ihre affirmative und/oder kritische Verwendung neutral ist und Setzen und Aufheben, Behaupten und Bestreiten ihr als dasselbe gilt, stellt sich die Frage, ob die unterschiedlichen Lager einen Vorteil

daraus ziehen können, ein und derselben Logik verpflichtet zu sein. Was so herauskommen kann, ist letztlich immer nur ein Patt und nicht die erstrebte Durchsetzung. Als Pendant der Logikkritik bedarf es einer weiteren Option, die Adorno bei Marx vorgezeichnet findet, schließlich aber an einem undogmatischen Begriff von Religiosität festmachen muß.

Der von Marx aufgestellte theoretische Bezugsrahmen einer Gesellschaftsanalyse ist bekannt und hat seine Widerlegung auch noch nicht gefunden. In ihm stellt sich vorrangig die Frage nach dem Verhältnis von Logik und Herrschaft, was ihre strukturellen Eigenschaften betrifft. Wie der Logik, so geht es auch der Herrschaft um die Vermeidung von offenen Widersprüchen und das Ganze untergrabenden Konflikten. Verschleierung legt sich nahe, die letztlich nur in Form einer Engführung und Verblendung des Bewußtseins erreicht werden kann. Sowohl das Herrschaftsdenken als auch seine Kritik setzt an am Verhältnis von Gesellschaft und Bewußtsein, wobei Marx in Letzterem die abhängige Variable sieht – die sich schließlich aber auch für ihn als der stärkere Faktor erweisen muß. Gegebene Widersprüche lassen sich zwar theoretisch analysieren, in der Theorie allein aber nicht aufheben, und eben dies macht die Theoriebildung selbst ideologieverdächtig und läßt nach ihrer Logik fragen.

Den „Bann“ zu erzeugen und aufrechtzuerhalten ist die Aufgabe des ideologisch besetzten Bewußtseins, das einen Schleier über die Verhältnisse legt und die wahre Natur der Dinge verstellt. Bezüglich der wirklichen gesellschaftlichen Lage kann sich ein „falsches Bewußtsein“ bilden und kraft Logik und Durchsetzungswillen mit höchster Autorität versehen werden. Von einer unheiligen Allianz zu sprechen ist hier angebracht, in Adornos komprimierter Formel ausgedrückt: „Die Einheit der Wissenschaft verdrängt die Widersprüchlichkeit ihres Objekts.“<sup>6</sup> Wenn nun aber durch eine bloß theoretische bzw. ideologiekritische Bereinigung der Verhältnisse die realen gesellschaftlichen Widersprüche nicht beseitigt sind, kann weder die Ideologie (das ideologisch

---

<sup>6</sup> Vgl. Th. W. Adorno u. a., *Der Positivismusstreit in der deutschen Soziologie*, a. a. O., S. 10, 21 ff., 27 f., 31-35.

verblendete Bewußtsein) noch die Ideologiekritik (das Durchstoßen des Schleiers) eine hinreichende Antwort auf die gegebene Lage sein.

Die gesellschaftliche Analyse allein tut's also nicht, und wie sich gezeigt hat auch nicht die Revolution. Erst das Leidensbewußtsein weist einen Weg heraus. Auch wenn man Widersprüche als objektiv gegeben betrachtet und die gesellschaftlichen Verhältnisse durch sie bestimmt sieht: erst wenn man beginnt, an der Entfremdung zu leiden, rückt deren Aufhebung praktisch in den Blick. Will man nun aber nicht beim „unglücklichen Bewußtsein“ (Hegel) stehen bleiben, so verlangt dies auch hier einen Übergang von der Theorie zur Praxis. Doch stellt sich nun schärfer noch die Frage nach dem *Wie* der Aufhebung und kann im Sinne verschiedener Optionen beantwortet werden. Gibt es eine gesellschaftliche Lösung des Problems, wie die alten und neuen Sozialutopien dies nahelegen, oder kann, wie im herkömmlichen religiösen Denken, nur das individuelle Heil in Aussicht gestellt werden?

In beiden Fällen stellt sich die Frage nach den Möglichkeiten und Grenzen der Manipulierbarkeit des menschlichen Bewußtseins. Die damit verbundene Schwierigkeit ist nicht ausgestanden und kommt erst allmählich zum vollen Bewußtsein. Mit dem *ersten* Schritt zur Aufklärung ist es nicht getan, wenn auch die Herrschaft lernt, sich des aufgeklärten Bewußtseins zu bedienen. Widersprüche im gesellschaftlichen Zusammenhang zu leugnen bzw. zu verdecken ist nur in dem Maße möglich, in dem eine Herrschaft sich (1) mittels institutioneller Mittel eine Basis verschafft und sich (2) im Sinne einer „Herrschaft über die Köpfe“ auf Dauer zu stellen weiß. Aufgeklärte Herrschaft braucht Bürokratie und Presse und baut nicht mehr nur, wie vordem, auf der Unterwerfung der Leiber und der Kontingentierung und Besteuerung lebensnotwendiger Güter auf. Hier war der mit drastischen Mitteln unterdrückte Konflikt nicht zu übersehen, so daß ein religiöser Überbau erforderlich wurde, um die im Bewußtsein entstehenden Brüche zu kitzen. Nun aber täuscht der im neutralen Begriff des „Marktes“ logisch widerspruchsfrei gemachte Zusammenhang eine Übereinstimmung in den Interessenlagen vor, die in Wirklichkeit nicht gegeben ist und auch durch die Forderung nach Marktgerechtigkeit nicht hergestellt werden kann, solange die Warenform und der reale Wert der Güter sich nicht

decken. Wie immer in Anschlag gebracht, gerät die Logik zum „Herrschaftswissen“ und kommt als „Zwangssystem“ in Mißkredit, und diese gerade auch nach ihrer ‘freien’ Seite hin, die mit dem Begriff der „Äquivalenz“ und des „Äquivalententauschs“ verbunden worden ist. Umso mehr macht die Form und Inhalt trennende Logik den sich nicht einfügenden Widerspruch zum Epiphänomen und unterstützt dies mit einem Argument des common sense: daß die Logik „zwingend“ sei und ein logisch gültiges Verfahren unerachtet des Inhalts auch gar nicht in Frage gestellt werden könne. Fusioniert man den zwingenden Charakter logischen Denkens mit dem Zwang des über das Gesellschaftliche verfügenden Willens, so wird die Logik selbst zum „vergeistigten gesellschaftlichen Bann“.<sup>7</sup>

Ein weiteres Argument verbindet sich mit dem Hinweis auf die Naturbeherrschung, die die Grundlage für gesellschaftliche Herrschaft darstellt. Beides läßt sich so weit analogisieren, daß die gesellschaftlich praktizierte Gewalt in die Natur selbst hineingesehen und der Mensch mit den Raubtieren gleichgestellt wird.<sup>8</sup> Klar ist: Wie man mit der Natur umgeht, so mit dem Menschen, und umgekehrt. In beiden Fällen handelt es sich um eine aufgezwungene Form verstandesmäßiger Rationalität und technischer Verfügung. Eine so verstandene Logik ist, lebensgeschichtlich betrachtet, „Produkt des naturbeherrschenden Willens, wobei „Objektivität“ im Sinne der Vergegenständlichung und „Unterwerfung“ hier denselben Sinn annehmen.

Einen weiteren Ansatzpunkt für Adornos Kritik gibt der Positivismus, der auf ‘gesicherte’ Daten auch dann noch rekurriert, wenn diese sich als ungesichert und letztlich unsicherbar erweisen. Die Logik greift bezüglich der empirischen Basis auf Gegebenes zurück, das sie gleichzeitig für willkürlich erachten und als gesetzmäßig erklären muß. Der Be-

---

<sup>7</sup> Ebd., S. 29.

<sup>8</sup> Dagegen wendet sich eine lange Tradition des Denkens, die in Laotse’s Tao te king einen klassischen Ausdruck gefunden hat und in Comenius’ Leitspruch zur prägnanten Aussage verdichtet worden ist: Omnia sponte fluant; absit violentia rebus. Alle wirklichen Vorgänge gehen wie von selbst; es ist keine Gewalt in den Dingen.

griff der Notwendigkeit in Verbindung mit einem funktionalen Verständnis von Abläufen soll diesen Graben überbrücken und vertieft ihn in Wirklichkeit noch mehr. Der Fangschluß lautet: Gesetz muß sein, weil Willkür ist. Damit schließt sich der Kreis. Man muß die Tatsachen als solche gelten lassen, ohne sie noch hinterfragen und über sie hinausdenken zu können. So angewendet, dient die Logik der Anpassung an das Gegebene, wie immer es beschaffen ist. Als Beschreibungsform verstanden trennt sie, was ist, von dem, was sein könnte oder sein sollte. Gesellschaftlich und politisch Gegebenes einfach hinzunehmen heißt, keine Alternative zu den gegebenen Verhältnissen zu haben und machthörig zu werden. Jede in Aussicht genommene „bessere Möglichkeit“ der Gesellschaft wird auf diese Weise „stillgestellt“<sup>9</sup>. Das damit verbundene Dilemma liegt auf der Hand: Das Faktische verdrängt die Frage nach dem Ethischen und muß umso mehr nach einem solchen rufen.

Vor dem Hintergrund der zwielichtigen Lage ist es für Adorno nicht schwer, den logischen Zwangscharakter mit dem Faktum gesellschaftlicher Unfreiheit zu parallelisieren. Das Modell des logisch-deduktiven Systems läßt, auf die Gesellschaft übertragen, diese als eine repressive, „negative Totalität“ erscheinen. In der „Systemform“ des Logischen sieht Adorno folglich auch den Kern des zu Kritisierenden.

Nun weiß Adorno, daß die formale Logik bezüglich gesellschaftlicher Interessenlagen und darauf bezogener Wert- und Machtkonflikte neutral ist und von allen Seiten gleichermaßen in Dienst genommen werden kann. Aber eben darin liegt für ihn ein Politikum, denn mit einer solchen Neutralität verbindet sich allzu oft eine „forcierte Arglosigkeit“<sup>10</sup>, die nichts mehr anzusprechen wagt und schließlich die Urteilsfähigkeit verliert. Selbst der im Zeichen freiheitlicher Gesinnung entstandene Liberalismus kann zur Ideologie der Herrschaft gemacht werden, auch wenn er diese erklärtermaßen zu unterlaufen angetreten ist. Logisch-ideologisch gewendet, suggeriert der Liberalismus die Gleich-

---

<sup>9</sup> Th. W. Adorno u. a., *Der Positivismusstreit in der deutschen Soziologie*, a. a. O. S. 46.

<sup>10</sup> Ebd., S. 36, 39.

rangigkeit der Partner und eine Gleichheit des Tauschs, die in Wirklichkeit gar nicht gegeben ist. Ein ideologisch verblendeter Umgang mit der „Gleichheit“ schreibt gegebene Ungleichheit fort.

Von daher wird verständlich, daß Adorno den Prospekt einer anderen möglichen Verfaßtheit *des Ganzen* ins Visier nimmt, ohne doch die logische Form absehen zu können, die von einer Ganzheitsbetrachtung verlangt wird. Als Stellvertreter für ein offen zu haltendes Ganzes hatten sich seit alters paradoxe Wendungen angeboten, von denen auch die Ideologiekritik reichlich Gebrauch macht. Hinzu kommt die Suche nach einer Dialektik, die nicht mehr in den Aporien des scheinerverzeugenden Vermittlungsdenkens hängenbleibt. Um nicht in die Fallen der herkömmlichen Logik zu geraten, muß eine Logik der Verhältnisse gedacht werden, die „frei von Widerspruch und Widerspruchslosigkeit gleichermaßen“ ist.<sup>11</sup> Was aber kann den Weg weisen in ein solches „Jenseits der Alternativen“, wenn nicht wiederum die Logik selbst? Und wie kann das Logische aufhören eine Falle zu sein für den, der sich seiner bedient?

#### 4.3. Das Erfordernis der Metakritik der Logikkritik

Das Gesagte verlangt eine Metakritik der Logikkritik, wie sie von Seiten der Kritischen Theorie und der Ideologiekritik vorgebracht worden ist. Der Kritischen Theorie ist darin recht zu geben, daß in der Logik deduktiver Ableitung eine problematisch werdende Einseitigkeit angelegt ist, insofern hier alles auf *eine* Ausgangsposition bezogen wird und andere Positionen bzw. Perspektiven tendenziell unterdrückt bzw. ausgeschlossen werden. Anders gesagt, wird in der Logik der Ableitung bzw. Subsumtion die Dominanz einer privilegierten Position und damit das Moment der Asymmetrie in den Beziehungen einseitig hervorgekehrt und festgeschrieben. In der Konsequenz ergibt sich daraus eine Scheurenbildung zum Negativen hin. Sobald *eine* Position sich ausschließlich geltend macht, spaltet ein Strang sich von allen anderen Strängen ab und wird zum Selbstläufer. Alles weitere Tun – gleich ob es ein Mittun

---

<sup>11</sup> Ebd., S. 36.

oder ein Entgegengesetztes ist – läuft dann darauf hinaus, Öl ins Feuer zu gießen.

Das sich damit stellende Problem läßt sich so ausdrücken: Wo ungleich bewertete Alternativen zur Entscheidung gestellt werden und am logischen Strukturmuster selbst nichts geändert wird, bleibt das Wahre die vorgebliche Wahrheit der einen Seite, und eine solche kann nicht mehr zur Wahrheit auch der anderen Seite werden. Die Logik entscheidbarer Alternativen unterstützt immer nur eine und d. h. die jeweils herrschende Position, wiewohl dieselbe Logik, mehrpolig angesetzt, auch der Gegenseite Gehör geben und beide „gleich stark“ (Protagoras, Fragment 6a) machen könnte.

Die Ideologiekritik und das mit ihr verbundene utopische Denken führt aus der ideologischen Denkform also nur scheinbar heraus, solange die Logik der Alternativen in Form einer Kontrastfolienbildung dabei zur Anwendung kommt. Um die seitens der Kritischen Theorie vorgebrachten Argumente beurteilen zu können, muß deshalb genauer danach gefragt werden, was es mit dem logischen Zwangscharakter auf sich hat. Formale Eigenschaften lassen sich ja nicht ohne weiteres mit empirischen Eigenschaften gleichen. Formal gesehen, betrifft der zwingende Charakter lediglich die *Form* der Ableitung und besagt, daß in den Folgerungen nur so viel an Wahrheit enthalten sein kann, wie in den Prämissen steckt. Nun läßt sich die Wahrheit der Prämissen aber nur voraussetzen und nicht wiederum eigens demonstrieren; sie behalten also letztlich einen hypothetischen Charakter. Daraus folgt das Mißliche, daß unterschiedliche Prämissensätze und gegenläufige Argumentationslinien unter formalen Gesichtspunkten betrachtet symmetrisch gestellt sind. Es bleibt dann nur die Unterwerfung mit nicht-formalen Mitteln oder die andere Möglichkeit, beide Seiten „gleich stark“ (Protagoras) zu machen. Nur die zweite Option führt weiter, weil sie reziproke Verhältnisse schafft. Einen wirklichen Fortschritt gibt es nur, wo *beide* Seiten *gleichermaßen* anerkannt werden und zu ihrem Recht kommen. Dazu müssen die logischen Grundlagen einer künftigen Streitkultur erweitert werden, der es unter dieser Voraussetzung nicht mehr um „niederringende Reden“ gehen kann.

Anstatt von einer mehrseitigen Sachlage und Betrachtungsweise, geht die Kritische Theorie – wie die von ihr kritisierte Logik – nach wie vor von strukturellen Isomorphien aus, die sich durch alle Gegebenheiten hindurchziehen und, indem sie das Denken bestimmen, auch die gedachte Wirklichkeit kontaminieren. In der Tat schlagen Denkmuster auf die Praxis durch, und negatives Denken erzeugt eine negative Totalität. Und doch ließe sich gegen einen solchen totalisierenden Ansatz nur unter *der* Voraussetzung nichts einwenden, daß die gesellschaftliche Wirklichkeit *nur* und in jeder Hinsicht eine vom Menschen gedachte und seinem Denken entsprechend eingerichtete Wirklichkeit ist. Daß das Denken des Menschen seine Wirklichkeit bestimmt, ist in einem Sinne richtig, in anderem Sinne aber nur die halbe Wahrheit.

Dies läßt sich an der konstitutiven Mehrsinnigkeit der zugrunde gelegten Kategorien zeigen, die auch bei ihrem einsinnigen Gebrauch nicht aufhören mehrsinnig zu sein. Für Marx und Adorno sind die logisch-strukturellen Grundbedingungen gesellschaftlicher Organisation das Gesetz des Tausches und der antagonistische Charakter der Gesellschaft. Weil beides nicht zusammenpaßt und doch nicht auseinandergehalten werden kann, tritt eine selbst erzeugte Denkhemmung ein und verhindert, daß die zur Anwendung gebrachte Logik die Angst überwindet, den blinden Fleck bei sich selbst freilegt und zu einer realitätsgerechteren Betrachtung der Dinge führt. Das heißt aber nur, daß das Logische so lange – auch noch im Aufweis des Widerspruches – als Fangschluß verwendet wird und einem „falschen System“<sup>12</sup> dient.

---

<sup>12</sup> Vgl. zu diesem auch auf persönlicher Ebene auftretenden Sachverhalt R. D. Laing, *Das Selbst und die Anderen*. Verlag Kiepenheuer & Witsch Köln 1973 (pocket 68) und ders., *Das geteilte Selbst. Eine existentielle Studie über geistige Gesundheit und Wahnsinn*. Rowohlt Verlag Reinbek bei Hamburg 1971 (rororo Sachbuch). Für Laing ist die Beziehungssituation als solche mit einer strukturellen Widersprüchlichkeit behaftet und im Grunde eine „unmögliche Situation“. Jeder will Beziehungen haben und fürchtet zugleich, sich in ihnen zu verlieren, so wie jeder er selbst sein will und doch nichts mehr fürchtet als die Begegnung mit dem eigenen Selbst. Dies macht es schwierig, gelingende Beziehungen aufzubauen. Eine Ambivalenz und doppelte Lesart der Beziehungsmodalitäten ist allenthalben gegeben und verführt zu Mißgriffen und

Solange der logische Fangschluß nicht sich selber zu durchbrechen weiß und für mehrdimensionale Sachverhalte geöffnet wird, dient die Logik in der Tat dem „Schein“ und verdichtet ihn zu einem „Bann“. Das Reale wird ignoriert und, wiewohl stets mitgegeben, durch eine Bewußtseinsoperation zum Verschwinden gebracht. „Welt“ und „Wirklichkeit“ trennen sich. Was wirklich ist, kann dann nur noch außerhalb der geschlossenen Kreisläufe einer „negativen Totalität“ gesucht und mit den Mitteln einer die Brüche freilegenden, „negativen Dialektik“ indirekt aufgewiesen werden. Für Adorno ist eine nicht mehr alles mit allem vermitteln wollende „negative Dialektik“ der erste Schritt zum Gewahrwerden der Wirklichkeit. Indem sie den Widerspruch in sich aufnimmt und den Bruch mitreflektiert, kann sie den Splitter erhaschen, den verlorenen Ton wiederfinden und die sonst ungehört bleibende Lebensmelodie wieder erklingen lassen. Hilfreich für ein solches Wiederöffnen des Verschlössenen ist eine gesteigerte Sensibilität für das Erfahrene und die Offenlegung des „Physiognomischen“ in der Erscheinung.<sup>13</sup>

---

Fehlleistungen. Man hält an etwas fest und sucht damit etwas anderes abzuhalten, was dadurch aber umso bedrohlicher wird. Etwas preiszugeben, um etwas anderes zu gewinnen, kann unter dieser Voraussetzung nur Verlust mit sich bringen.

<sup>13</sup> Aus der Widersprüchlichkeit heraus führt nur der Weg der Erfahrung. Sie ist hoffnungsvoll, weil auch in der fehlgeleiteten Beziehung noch das ursprüngliche Motiv erkennbar ist. Nur wo ein Wahres anvisiert wird, gibt es Leiden an der Entfremdung. Die damit vorgezeichnete Dialektik der Beziehung habe ich in Anlehnung an Laing in einer Studie „Zur Struktur der zwischenmenschlichen Beziehung. Anthropologische Aspekte einer Beziehungsdialektik“ zu entfalten versucht (die Arbeit ist in der Homepage [www.friedrich-kuemmel.de](http://www.friedrich-kuemmel.de) zugänglich gemacht). Beziehungen durchlaufen in der Regel den folgenden Zyklus:

- Die Suche nach Bestätigung
- der Kampf um Übereinstimmung
- das Ausweichen auf die Übereinstimmung der Bilder
- der „Versuch, den dyadischen Kreislauf auszuschalten, jedenfalls vom eigenen Standpunkt her“

## 5. Hinweise auf die Notwendigkeit einer Erweiterung des logischen Feldes<sup>14</sup>

Das ganze logische Feld ist gekennzeichnet durch eine so oder anders zu treffende Verhältnisbestimmung geschlossener und offener Seins- und Strukturaspekte, die gegenläufig zueinander sind und sich doch nicht einseitig geltend machen können. Ein so eröffnetes Spiel kann mit verschiedenem Einsatz gespielt werden und bringt unterschiedlichen Verlust und Gewinn. Am weitesten reichen hier formale Denksätze, die nicht mehr in empirische oder semantische Kontexte eingebunden sind und in denselben logischen Strukturbedingungen gegenläufige Tendenzen freilegen.<sup>15</sup>

Adorno verkennt den von Protagoras hervorgehobenen Symmetriecharakter logischer Formbestimmtheit, wenn er die Logik einseitig mit dem Dogmatismus zwingender Ableitung verbindet und die kritische Revision und Aufhebung der einseitig festgehaltenen Positionen auf eine nicht-logische, im ästhetischen bzw. im religiösen Bewußtsein zu verankernde Grundlage stellt. Mit einer solchen einseitigen Verrechnung wird im Logischen selbst eine Asymmetrie festgeschrieben, zu der es aus logischen Gründen gar keinen Anlaß gibt. *Dieselben* logischen Strukturmerkmale können als symmetrisch und/oder asymmetrisch,

- 
- die Gewalt als fehleitender Beziehungsmodus und schließlich
  - die Transformation der Bilder: Einverständnis und Begegnung.

Nach beiden Seiten hin weisen bei alledem die beiden Schlüsselfaktoren „Kommunikation“ und „Verkörperung“.

<sup>14</sup> Die damit verbundene Problematik wird im 6. Kapitel ausführlich abgehandelt. Der hier gegebene Vorblick soll lediglich die Richtung anzeigen, in der das Thema „Logik“ von mir aufgenommen und weitergeführt wird.

<sup>15</sup> Zum Beispiel läßt sich die informationstheoretische Folgerung ziehen, daß die Tendenz auf Formalisierung den empirischen Informationsgehalt eines Systems mindert und seine Leistungsfähigkeit verringert. Umgekehrt stellt die Anreicherung des Informationsgehalts den geschlossenen Systemcharakter in Frage, so daß ein Freiheitsgewinn damit verbunden ist.

hierarchisch und/oder gleichstellend, irreversibel und/oder reversibel betrachtet werden.

Was heißt nun aber symmetrische Gestelltheit? Anerkennung läßt sich nicht einklagen, und der Widerspruch läßt sich auf formale Weise nicht ausschließen, auch wenn der logische Beweiskalkül in sich selber widerspruchsfrei ist. Protagoras bringt dies auf die klassische Formel: „Über *jede* Sache gibt es *zwei* einander *entgegengesetzte* Aussagen“ (Fragment 6a), die streng symmetrisch zueinander stehen, so daß aus rein logischen Gründen keine Entscheidung zwischen ihnen herbeigeführt werden kann. Damit wird die mit einem „Herrschaftswissen“ verbundene Selbstbehauptung *einer* Position grundsätzlich in Frage gestellt. Gleichzeitig fühlt die Herrschaft sich zu einer Stellungnahme aufgerufen, denn niemand anders als sie kann unentscheidbare Lagen per *Dekret* entscheiden, ohne sich eines Vergehens schuldig zu machen.

Und doch wird eine solche Lösung mittels eines Machtspruchs logisch nicht unterstützt. Konsequenz zu Ende gedacht, erweist eine so ansetzende Macht ihre Machtlosigkeit. Sie muß zwangsläufig zurückgreifen auf Mittel der Gewalt und verhindert damit andere, gewaltfreie Lösungen des Problems. Gewalt führt zu Gegen-Gewalt und blockiert im „Auge um Auge, Zahn um Zahn“ (Matth. 5, 38) auf lange Sicht sich selber. Gewaltlösungen können also grundsätzlich nicht im Sinne der Logik sein, die sowohl mit den symmetrischen als auch mit den asymmetrischen Aspekten einer Sachlage umzugehen weiß.

Der Ausgangspunkt einer weitergehenden Überlegung muß also sein: Dieselbe Logik dient dem Herrschaftsanspruch *und* seiner Infragestellung. Die formale Logik gewichtet die Argumente nicht nach ihrem Inhalt und kann folglich zu deren Affirmation wie zu ihrer Bestreitung verwendet werden. Wozu aber kann diese Offenlegung dienen? Erst unter dem Aspekt einer symmetrischen Gestelltheit beider Seiten ist die Logik wirklich neutral und verkörpert in sich kein Interesse. Damit ergibt sich die Frage, wie mit der Symmetrie von Setzung und Gegen-Setzung anders als durch einen Machtspruch umgegangen werden kann.

Die Umkehrbarkeit logischer Argumentation demonstriert der antike Skeptizismus. Ein lehrreiches Beispiel ist Zenons indirekte Unterstüt-

zung des parmenideischen Sein-Denkens, indem er am Phänomen der in den Raum hinein projizierten, teilbar gemachten Bewegung eine Paradoxstruktur aufweist und die theoretische Unmöglichkeit eines faktisch selbstverständlich Erscheinenden vor Augen führt. Das Beispiel zeigt, daß sich das logische Problem nicht auf die Alternative von Setzung oder Aufhebung der Setzung reduzieren läßt. Skeptizismus und Dogmatismus erweisen sich als Zwillingbrüder, und weder mit dem einen noch mit dem anderen kommt man weiter.

Protagoras nimmt eine andere Grundstellung ein, wenn er den formal gleichen Charakter opponierender Denkfiguren nicht als ein Patt empfindet und mit dem Rezept „mehr desselben!“ beantwortet, sondern zum Ausgangspunkt einer weiterführenden Überlegung macht. Überredung („niederringende Reden“) ist keine Lösung, und noch weniger die Anwendung physischer Gewalt.<sup>16</sup> Um den Übergriff zu verhindern, müssen die gegenläufigen Argumentationslinien „gleich stark“ gemacht werden, so daß sie einander nicht mehr widerlegen und aus dem Felde schlagen können. Was ist dann aber der Sinn einer solchen symmetrisch gestellten Situation, wenn nicht mehr das Patt und die mit ihm verbundene Agonie in der Verstrickung?

Um vorweg im Hinweis auf Schleiermacher und Peirce eine Andeutung zu geben: Für Charles Sanders Peirce stimmt das logische Prinzip überein mit dem ethischen Prinzip der Selbstüberwindung<sup>17</sup>, wie sie im Evangelium, insbesondere in der Bergpredigt und in den Gleichnissen vom Schatz im Acker und der kostbaren Perle (Matthäus 13, 44-46) gelehrt wird. Alles muß für Eines gegeben werden, und Eines findet sich in Allem. Wer, wie Peirce, von der Logik mehr erwartet als die Unterwerfungsgeste, wird deshalb bei ihren selbstrückbezüglich-öffnenden Aspekten einsetzen, während der Machtmensch einseitig ihren setzenden bzw. ausschließenden Charakter in Anspruch nimmt. Zwischen diesen beiden Mentalitäten läßt sich nicht vermitteln. Den Streit ent-

---

<sup>16</sup> Sprichwörtlich ist beides eng miteinander verbunden: „Ein Wort gab das andere, und plötzlich flogen die Stühle und Tische durch den Raum ...“

<sup>17</sup> Vgl. Charles Sanders Peirce, Schriften I, hrsg. von Karl-Otto Apel, Suhrkamp Verlag 1967, S. 247, 355 ff.).

scheiden letztlich nur die langfristigen Konsequenzen, die entweder auf einen Selbsteinschluß oder auf eine Selbsttranszendierung hinauslaufen. Es kommt also alles darauf an zu sehen, was in der Tat einen Unterschied macht, und wie ein wirklicher Unterschied von einem bloß vermeinten bzw. angemäßen Unterschied abgehoben werden kann. Was für Unterschiede machen einen wirklichen Unterschied?<sup>18</sup>

Daß man bezüglich der Nutzung derselben logischen Grundlagen verschieden verfahren kann, zeigt Schleiermacher im Rückgriff auf die platonische Dihairesenbildung.<sup>19</sup> Für Schleiermacher wie für Platon begründet sich das logische Verfahren in einer frei schwingenden „Oszillation“ und, auf das Handeln bezogen, in einer „disjunktiven Agilität“. Mit beidem kann, muß aber nicht die logische Operation des Eingrenzens und Ausschließens verbunden sein, wie sie zur *Bestimmung* der einen *oder* der anderen Seite, nicht aber für das *ganze logische Feld* geltend gemacht werden kann. Während Platon auf Bestimmung aus ist und bei seinen der Polemik dienenden Dihairesen lediglich auf *einer* der beiden Linien fortfährt, um den „Sophisten“ in seinen eigenen Schlingen zu „fangen“, kommt es Schleiermacher gerade umgekehrt darauf an, die ganze Betrachtung abwechselnd von den verschiedensten Seiten her in Gang zu setzen. Es gilt, stets beide Seiten zu sehen und aufeinander zu beziehen. Nur auf diese Weise läßt sich ein Irrtum aufdecken und innerhalb eines Kontextes berichtigen, der nicht im Ganzen irrtümlich sein kann.

Die sich daraus ergebende, hermeneutisch-dialektische Grundregel ist das Bestimmen nach zwei Seiten hin und von zwei Seiten her: „Wie muß dies geschehen, um dem Irrtum vorzubeugen? Nur so, daß wir im weiteren Fortschritt jedes Verfahren als Bedingung und Ergänzung des

---

<sup>18</sup> Vgl. dazu Fritz B. Simon, Unterschiede, die Unterschiede machen. Klinische Epistemologie: Grundlage einer systemischen Psychiatrie und Psychosomatik. Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 1993 (suhrkamp taschenbuch wissenschaft 1096).

<sup>19</sup> Vgl. dazu mein Buch über „Schleiermachers Dialektik. Die Frage nach dem Verhältnis von Erkenntnisgründen und Wissensgrund. Vardan Verlag Hechingen 2008, S. 29 ff.

anderen setzen, d. h. indem wir sagen, daß jedes insofern bestimmt ist, als das andere unbestimmt bleibt, worin zugleich die Tendenz liegt, das andere zu bestimmen, weil jenes bestimmt ist.<sup>20</sup> Dem trägt die Dihairesenbildung Rechnung, wenn sie das ganze Feld nach seinen verschiedenen Seiten hin ausfächert und nicht wie die Alternativenbildung halbiert. Aus der von den verschiedensten Seiten her ansetzenden, nach den verschiedensten Seiten hin ausgreifenden Bewegung ergibt sich eine eigentümliche, in ihren Konsequenzen höchst aufschlußreiche Denkfigur. Wegen der nicht zu umgehenden Einseitigkeit der Wahl ist jedes Verfahren nur „insofern bestimmt, als das andere unbestimmt bleibt“ (a. a. O.).<sup>21</sup> Der Vorteil der mehrseitig ausgreifenden, „disjunktiven Agilität“ liegt nun aber gerade darin, daß sie nicht mehr, wie bei Platons polemischen Dihairesen, zur Diskriminierung und zum Ausschluß der „anderen Seite“ führt. Schleiermacher regt vielmehr dazu an, die Perspektiven zu wechseln, auch von der anderen Seite her zu denken und das Ganze im Sinne einer reziprok bleibenden Verhältnisbestimmung zu komplettieren. Nur so kann man einer Sache auf den Grund gehen, der als solcher unbestimmbar bleibt und doch alles Bestimmen ermöglicht und trägt. Aber auch wenn man beide Seiten bestimmt zu fassen versucht und die Bestimmung der einen dazu hilft, die andere zu verstehen, kommt man aus einer letztlichen „Unbestimmtheitsrelation“ (Heisenberg) nicht heraus, die die Grundlage schöpferischen Tuns und Erkenntnisgewinns bildet.

Zu beherzigende Anwendungsfälle liegen auf der Hand. Schleiermacher redet in seiner Pädagogik von der „Unentschiedenheit der anthropologischen Voraussetzungen“<sup>22</sup> und bemißt das erzieherische Tun daran, ob eine solche gewahrt bleibt oder zugunsten indoktrinierender Maßnahmen übergangen wird. Im Bereich zwischenmenschlicher Pra-

---

<sup>20</sup> Schleiermacher, *Dialektik*, ed. Odebrecht, S. 355.

<sup>21</sup> Heisenbergs „Unbestimmtheitsrelation“ bestätigt denselben Sachverhalt im Doppelspaltexperiment mit Photonen, die entweder als Teilchen oder als Welle, aber nicht gleichzeitig in beidem bestimmbar sind.

<sup>22</sup> Schleiermacher, *Pädagogische Schriften*, hrsg. von Erich Weniger im Verlag Helmut Küpper vormals Georg Bondi, Düsseldorf und München 1957, S. 19.

xis gilt es zu beherzigen, was Protagoras in den beiden Teilen von Fragment 6 miteinander verbindet: unter Wahrung der Gleichrangigkeit der Positionen (Fragment 6a) der schwächeren Position aufzuheben und sie zu stärken (Fragment 6b).

Die Reziprozität der Perspektiven verpflichtet auf die Unhintergebarkeit der Beziehungswirklichkeit. Schleiermacher insistiert in allen Bereichen auf der Gesprächsführung und sieht in ihr das zentrale Medium eines wirklichen Weiterkommenkönnens. Im Gespräch kommt ein Strittiges so zur Sprache, daß man sich im Medium eines Gemeinsamen einig werden kann, ohne die Differenzen zu überspielen und/oder die eigene Überzeugung preisgeben zu müssen. Wenn der Streit sich nicht überhaupt aus der Welt schaffen läßt, tritt an die Stelle eines einpolig zentrierten Behauptens der Dialog, in dem Gegebenheiten und Zusammenhänge mehrseitig und mehrdimensional zum Gegenstand der Erörterung gemacht werden. Nicht mit selbst gesetzten Einheitsvorgaben, sondern im Aufrühren des Streits und durch ihn kommt man in der Sache weiter. Erkenntnistheoretisch gewendet heißt das, daß sich nur in der beständigen Aufforderung, auch die „andere Seite“ zu sehen und von ihr her zu denken, die Wahrhaftigkeit einer eingenommenen Position beweist.

## 6. Die Überwindung eines Denkens in Alternativen

Wie Existenzen, sind auch Positionen als solche ohne Alternative und lassen sich gar nicht aus dem Felde schlagen. Es gibt die einzelnen Positionen und ihr disjunktives Geschiedensein als Bedingung ihres Zusammenstimmenkönnens, aber keine Alternative zur je eigenen Position und zum Bezogensein überhaupt. Was im Sinne von festgeschriebenen Alternativen ausgemünzt wird, erklärt immer nur den Konfliktfall, ohne noch eine Lösung für ihn anbieten zu können.

Aus dem faktischen Fehlen von Alternativen lassen sich methodologische Konsequenzen ziehen. Analog zur geometrischen Abbildung räumlicher Verhältnisse auf der Fläche, bildet die Alternativstruktur komplexe Phänomene eindimensional ab. Im konstruktiven Verfahren macht das durchaus Sinn. Was so im Sinne einer projektiven Darstel-

lung vorstellbar gemacht wird, darf aber nicht verwechselt werden mit dem, was wirklich der Fall ist. Das die Gegebenheiten nur in der Oberfläche abbildende Denken kann dazu dienen, komplexe Sachlagen vorstellbar und logisch bzw. mathematisch behandelbar zu machen. Die Möglichkeit zur Vergegenständlichung hat aber auch ihre Grenzen. Die Kosten einer auf Oberflächen projizierenden Reduktion liegen auf der Hand. Mit der Hinausverlagerung der 'anderen Seite' wird nicht nur im 'Außen', sondern auch im 'Innen' alles an die falsche Stelle gerückt. Es wird getrennt, was gemäß dem hermetischen Prinzip „wie Innen, so Außen“ zusammenbesteht und gar nicht voneinander getrennt werden kann.

Damit ist die Alternativstruktur herkömmlichen logischen Denkens auf einen ganz bestimmten Anwendungsbereich eingeschränkt. Ein disjunktiv verstandenes Entweder|Oder, wie es im Verhältnis von seinsselbständigen Wesenheiten, von Ganzheiten und irreduzibel komplexen Sachverhalten gegeben ist, kann immer nur eine *selbstrückbezügliche* Struktur und keine die respektiven Wirklichkeiten trennende Funktion haben. Dem muß die Logik Rechnung tragen.

Die Konsequenzen einer Anerkennung des erweiterten, mehrpolig ansetzenden und mehrdimensional ausgelegten logischen Feldes sind einschneidend für den Umgang mit bezugsrelativen Sachverhalten in Theorie und Praxis. Nichts kann unter dieser Voraussetzung majorisiert und einseitig geltend gemacht werden. Wo die Wirklichkeit sich insgesamt als eine Beziehungswirklichkeit darstellt, kann es ein unbezügliches Nebeneinander isolierter Größen gar nicht geben. Das einseitige Geltendmachen irgendwelcher Ansprüche, Fakten und Daten gehört zu den großen Täuschungen und Selbsttäuschungen, deren der Mensch sich bedient und mit denen er sich seine Bilder-Welten schafft. Wo das Kartenhaus nicht halten will, greift man zur Gewalt.

Ein Denken in Alternativen greift in erkenntnistheoretischen und methodologischen Fragen grundsätzlich zu kurz. Hier stellt sich unabweisbar die Wahrheitsfrage, die in keiner Form menschlicher Theorie und Praxis ausgeklammert werden kann. Um der Wahrheit näher zu kommen, muß der Komplexität der Lagen Rechnung getragen werden. Hinter jeder Frage steht eine andere Frage, und jede Antwort for-

dert eine weitere Antwort heraus. Nimmt man z. B. als strittigen Punkt der Auseinandersetzung die Frage, ob allgemeine Gesetzhypothesen über menschliches Verhalten möglich sind – was zweifelsohne der Fall ist –, so wird im Hintergrund dieser Frage eine Kontroverse zwischen Selbstbestimmungsinteresse und Herrschaftsanspruch ausgetragen und d. h. ein praktisches, ethisches und politisches Problem verhandelt, das, näher ins Auge gefaßt, gar nicht auf dem einen *oder* anderen Nenner aufgehen *kann*. Wo dennoch eine Reduzierung auf *eine* Seite versucht wird, muß dies den berechtigten Protest der anderen Seite heraustreiben. Die sich für den menschlichen Umgang stellenden Probleme lassen sich mit einseitigen Reduktionen und monopolisierenden Ansprüchen grundsätzlich nicht lösen.

Um ein geläufiges Beispiel anzuführen: Jeder kennt das ‘Gewohnheitstier Mensch’ und das ‘Maschinenwesen’ in ihm, und jeder fürchtet sich davor ein solches zu sein und zu werden.<sup>23</sup> Gerade weil das eine einseitige These ist, für die vieles spricht und die man doch nicht stehen lassen kann, muß man auch ihr noch eine andere, weiterführende Seite abgewinnen können.<sup>24</sup> Mittels einer Alternativenbildung läßt sich das Problem grundsätzlich nicht lösen. Der Reduktion menschlichen Verhaltens auf einen sozial und psychisch konditionierbaren Mechanismus im Inneren und einen technokratisch perfektionierbaren Systemzusammenhang im Äußeren muß umso mehr die andere These entgegen-

---

<sup>23</sup> Vgl. das Buch von La Mettrie „L’Homme Machine“ (1747), das sogleich in Verruf gekommen ist, im technischen Zeitalter von seiner Aktualität aber nichts eingebüßt hat.

<sup>24</sup> Für La Mettrie wichtig waren die Konsequenzen, die er in seinem „Discours sur le bonheur“ (1750) aus der These zieht. Radikal zu Ende gedacht, bestätigt *und* untergräbt das „Maschinenwesen Mensch“ den Rationalitätsanspruch, der die erste Aufklärungsbewegung leitete und tief zweideutig erscheinen ließ. Als neuralgischer Punkt erweist sich hier die Abspaltung des ethischen Problems und der ihm zugewiesene normative Status. Zur Verankerung von Moralität bedarf es einer realen Grundlage, diesseits der Vorsätze und Verfehlungen, der Tröstungen und Versprechen, und genau dies kann eine normativ verstandene Ethik nicht leisten.

gesetzt werden, daß menschliches Verhalten sich autonom bestimmt und selber interpretiert, also prinzipiell nicht auf einen Mechanismus erwartbar gemachter Reaktionen reduziert werden kann. Um die eine These in Kraft zu setzen, muß die andere bekämpft werden, anstatt beide in ein sich wechselseitig erhellendes Verhältnis zu bringen. Auf keiner der beiden Seiten kommt man weiter, solange man sie in Alternative zueinander setzt. Auch wenn man geneigt ist, die rivalisierenden Ansätze mittels einer Bewertung entscheidbar zu machen, kann die 'gute' Seite die 'schlechte' Seite nicht aus dem Felde schlagen, und beide werden durch das Werten auch noch korrumpiert.

Der Witz liegt gerade umgekehrt darin, daß die beiden Optionen „Systemzwang“ und „Selbstbestimmung“ gar nicht ausschließlich geltend gemacht werden können. Es kann aber auch keine Vermittlung zwischen ihnen geben, es sei denn unter der Voraussetzung, daß die gleichzeitige Gegebenheit von nicht aufeinander zurückführbaren Aspekten anerkannt wird. Das „Mittlere“ von beidem kann kein „Drittes“ und kein „Gleiches“ sein; es muß 'leer' bleiben und verträgt keinen Überbau. Eine die beiden Sichtweisen trennende und/oder vermittelnde Lösung ist also gar nicht möglich. Auch wenn „System“ und „Selbstbestimmung“ sich ausschließen, kann eins nicht ohne das andere gedacht und ins Werk gesetzt werden. Der gemeinsame Nenner für *beides* kann dann aber nur die *Freiheit* sein, die in Systemen denkt, sich Systemzwängen unterwirft und an ihnen zu leiden beginnt, sobald die damit verbundene Macht zur Unterwerfung und Kontrolle an ihre Grenzen kommt.

Ein weiteres Beispiel kann den damit anvisierten, zwei-seitigen Strukturzusammenhang illustrieren. Angesichts der Reizfülle muß die Wahrnehmung kontrolliert werden und kann doch nicht überhaupt eigener Verfügung unterworfen werden. Mittels Vorzugskriterien und Bewertungen läßt sich dieses Problem aber nur scheinbar lösen. Wenn man vom selektiven Charakter der Wahrnehmung spricht, bezieht sich dies ja nicht sogleich auf die Bedeutung bzw. Wertigkeit der hervorgehobenen bzw. unterdrückten Wahrnehmungsinhalte, sondern auf deren logische Formeigenschaften. Rein logisch betrachtet, stehen Wahrnehmungsinhalte symmetrisch gegen andere mögliche Wahrneh-

mungsinhalte, die mit gleichem Recht aufgenommen und weiterverfolgt werden können. Eine Asymmetrie kommt hier nicht durch Bewertung und Vorzugskriterien zustande, sondern dadurch, daß nicht alle Gegebenheiten gleichzeitig aufgefaßt werden können und das sukzessive Durchlaufen einer Wahrnehmungsgegebenheit zwangsläufig mit selektiven Zugriffen und Ablendungen verbunden ist. Und doch heißt das nicht *eo ipso*, etwas zu unterdrücken, auch wenn eine solche Konsequenz damit verbunden sein kann. Diskursive Selektivität hat mit wertender Selektivität nichts zu tun. Unter zeitlichem Aspekt betrachtet, lassen symmetrische und asymmetrische Gesichtspunkte sich gar nicht voneinander trennen.

Und um denselben Sachverhalt schließlich ganz allgemein am Beziehungsgeschehen zu erläutern. Die Lösung besteht hier nicht im Finden einer vermeintlich besseren Alternative. Im seelischen Haushalt ist offenkundig, daß Zustände wechseln und Stimmungen schwankend sind. Ein Kind läßt sich leicht ablenken und umstimmen, wenn es sich in eine trotzige Haltung versteift hat. Oft genügt es, die negative Gefühlsladung für einen Augenblick zu unterbrechen, um eine Sache in einem anderen Licht erscheinen zu lassen. Was unlösbar erscheint, löst sich oft wie von selbst, wenn die Sichtweise geändert, eine andere Einstellung eingenommen und ein verändertes Verhalten an den Tag gelegt wird. Schwieriger wird das bei angstbesetzten Zuständen und habitualisierten Reaktionsweisen, die einen erneuten Durchgang durch dieselbe Sache verlangen und sich oft nur dadurch lösen lassen, daß man auf eine andere Ebene kommt. Auf einer nicht mehr durch Alternativen bestimmten Ebene kann etwas von verschiedenen Seiten her betrachtet und wertfrei angegangen werden. Ganz allgemein gesagt: Wo nicht mehr auf verschiedenen Nennern verrechnet und in getrennten Konten verbucht wird, ist auch kein Ausgleich der Konten nötig. Hingegen muß der Versuch zwangsläufig scheitern, alles auf *einen* Ton zu stimmen, in *eine* Richtung zu treiben und auf *einer* Ebene zu verrechnen. Es gibt viele Probleme, die auf der Ebene, auf der sie entstanden sind, nicht mehr gelöst werden können, weil die hier möglichen Lösungsstra-

tegien für sie nicht angemessen sind.<sup>25</sup> Das gilt auch für die Methodologien.

Und doch tut der Mensch sich schwer damit, das Denken in Alternativen zu verlassen, erlauben sie es doch, die Welt in 'gut' und 'böse' einzuteilen und das Negative – so glaubt man wenigstens – von sich fernzuhalten. Das Gegenteil ist der Fall. Ein komprimierter Ausdruck der damit verbundenen Schwierigkeit ist das sogenannte „Paradox der Veränderung“: daß nichts verändert werden kann, was nicht akzeptiert werden kann. In ihm faßt sich die Chance, aber auch die Schwierigkeit, auf die man mit jedem Versuch trifft, im persönlichen und sozialen Bereich etwas wirksam zu verändern, so daß es nicht mehr in derselben unliebsamen Weise immer wiederkehrt. Wenn es beim Verändernwollen ein „Paradox“ und mit ihm verbunden eine „Falle“ des Hängenbleibens und Zurückweichens vor einem „verschlossenen Tor“ gibt, ist zu fragen, wie die damit verbundene Schwierigkeit überwunden werden kann. Zunächst trifft man hier auf Unvermögen und Resignation. Die Induzierung und Stabilisierung von bleibenden Veränderungen in der inneren und äußeren Gesamtlage scheint oft genug ein Ding der Unmöglichkeit zu sein. Und doch liegt es nicht daran, daß die Schwierigkeiten unüberwindbar sind und/oder unkontrollierbare Kräfte sich entgegenstellen. Es ist nicht das Fatum, das den Menschen hindert und lähmt, sondern die Unangemessenheit der Strategien, die er beim Versuch der Lösung von Problemen in Anschlag bringt. Die Struktur komplexer, mehrdimensionaler Problemlagen verlangt eine Zusammenschau der verschiedenen Aspekte, unter denen die Dinge sich zeigen und eine Verbindung der Ebenen, durch die eine wirksame Lösung erst ermöglicht wird. Verlangt ist eine nicht-alternativenbildende, nicht-wertende Betrachtung.

---

<sup>25</sup> Eine lehrreiche Durchführung eines mehrdimensionalen Ansatzes geben Paul Watzlawick, John H. Weakland und Richard Fisch in ihrem Buch „Lösungen. Zur Theorie und Praxis menschlichen Wandels“, Verlag Hans Huber Bern 1974.

## 7. Vorblick auf die innere Verbindung der Methodologien noch diesseits ihres Streits

Was die in der Folge zu diskutierenden Methodenfragen betrifft, müssen aus den einleitenden, logisch-ontologischen Betrachtungen Konsequenzen gezogen werden. Die erste Konsequenz ist die Vermeidung jeder Einseitigkeit: es gibt keine alternativenbildenden, das Ganze in getrennte Hälften aufteilenden Lösungen. In bezug auf jede Sachlage stellt sich vielmehr die Frage nach dem Verhältnis des Teils zum Ganzen. Teile kann man in Alternative zueinander setzen, Ganze aber nicht. Das Ganze ist kein „Überbau“ und kein „Drittes“, sondern eine allen Beziehungen und Vorgängen zugrunde liegende Gegebenheit. Wo von Teilen die Rede ist, müssen deshalb immer auch die zugehörigen Ganzheiten mit in den Blick genommen werden, und umgekehrt. Die Isolierbarkeit von Faktoren und ihre getrennte Behandelbarkeit findet darin eine unübersteigbare Grenze. Die Berücksichtigung des Ganzen hat eine theoretische, aber auch eine eminent praktische Konsequenz: Nur im Ganzen läßt sich etwas verorten, und nur im Ganzen kann es auch verändert werden; im Teil für sich ist das gar nicht möglich. Es bedarf also einer Logik, die ihr eigenes Feld so erweitert, daß es den Ganzheitseigenschaften real gegebener Beziehungsfelder Rechnung tragen kann.

Die Frage ist dann, wie das Verhältnis von Ganzen und Teilen logisch behandelbar gemacht werden kann. Wenn es hier keine dialektische Vermittlung gibt und auch keine selbstwirkende Versöhnung in Aussicht gestellt werden kann, kommt es darauf an, wie das logische Prinzip selbst gefaßt wird. Es gilt, von monopolistischen und das heißt immer auch trennenden Lösungen Abschied zu nehmen. Wenn „weder Einheit noch Trennung verschlägt“ (T. S. Eliot<sup>26</sup>), fehlt ein hinreichendes Verständnis der logischen Grundlagen, das komplexen, mehrseitigen und mehrsinnigen Sachlagen gerecht werden könnte.

---

<sup>26</sup> Vgl. den Gedichtzyklus „Four Quartets“ in: T. S. Eliot, *Ausgewählte Gedichte*, Englisch und Deutsch, Frankfurt a. M. 1951.

Vor dem Hintergrund des Gesagten kann bezüglich der Methodenfragen kein Vermittlungsdenken mehr in Anschlag gebracht werden, auch wenn angesichts der anhaltenden Kontroversen und der Notwendigkeit einer Prioritätensetzung nach wie vor Vermittlungsversuche zu erwarten sind. Ihnen entgegen steht der Vorwurf der Verkürzung des eigenen Sach- und Methodenverständnisses im Kontext der je anderen Seite und der Protest gegen die nicht auszuschließende Tendenz zur Vereinnahmung. Es bedarf also der Besinnung auf eine gemeinsame Grundlage unter Wahrung der Differenzen in der Ausrichtung.

Um einen Vorblick auf die innere Verbindung der Methodologien noch diesseits ihres Streites zu geben, muß das Verhältnis von Logik und Hermeneutik unter erweiterten Prämissen zum Thema gemacht werden. Von logisch-empirischer Seite her wird „Verstehen“ an zwei Stellen konzidiert: einmal am Beginn beim Finden von Gesetzhypothesen, also als ein Teilaspekt des in einer experimentellen Situation zu interpolierenden „covering law“, und zum anderen am Schluß, wenn die gewonnenen Ergebnisse verstanden, gelehrt und in nicht-technischen Kontexten praktisch angewendet werden sollen und dazu in einen weiteren Kontext gestellt werden müssen. In gleicher Stoßrichtung wird von hermeneutischer Seite geltend gemacht, daß der Empiriker selbst an entscheidenden Stellen, sei es bewußt oder unbewußt, hermeneutisch verfähre und sich dies auch reflektiert eingestehen müsse. Er verfährt hermeneutisch

- in der Hypothesenbildung und im Entwurf neuer Theorien,
- in der Operationalisierung von Begriffen bzw. Aussagen, die von hermeneutischer Seite als eine bestimmte Art der „Beschreibung“ von Sachverhalten verstanden wird;
- in der Interpretation der Ergebnisse bezüglich ihrer Relevanz;
- in der Frage nach der Reichweite von theoretischen Modellen bzw. „Konstrukten“;
- in der wissenschaftstheoretischen Auseinandersetzung über Theoriestandards und Wissensformen, deren Zielsetzung und Erkenntnisinteresse aufgeklärt werden muß,
- in der Anwendung der Befunde und schließlich
- im Lehren und Lernen von Wissenschaft.

Daraus folgt für beide Seiten, daß die logisch-empirische Methode mit einer Reflexion auf das Hermeneutische verbunden sein muß: einmal in den Festlegungsoperationen, und zum anderen beim Umgang mit den unscharf belassenen Rändern und Rezeptionsbedingungen des in ein Handeln umzusetzenden Ertrags. Aber auch bei der Begriffsbildung gilt es, die nicht objektivierbaren Erkenntnisgrundlagen zu berücksichtigen und für den experimentell gesicherten Wissenszusammenhang die Anschlußfähigkeit zu erhalten. Das streng methodisierte Verfahren des kontrollierten Experiments und die darauf bezogenen hypothetisch-deduktive Rekonstruktion des Wissenszusammenhanges kann ja nur eine Form möglicher Erfahrung und Realitätskontrolle unter anderen sein. Schließlich wird von hermeneutischer und ideologiekritischer Seite auf den geschichtlich-gesellschaftlichen Bezugsrahmen wissenschaftlicher Theoriebildung hingewiesen und das Forschungsfeld auf alle Bereiche der Kultur: auf Wissenschaft, Literatur, Kunst und Technik ausgedehnt. Der Streit über Methodologien ist mit Prioritätenfragen und Wertentscheidungen verbunden und kann nur weitergeführt werden, wenn die auf „Reizworte“ bezogene Polemik aufgegeben wird.

Und doch ist mit alledem die Kluft zwischen experimentellen und geisteswissenschaftlichen Verfahren noch nicht überbrückt und keine spannungslose Verbindung in Aussicht gestellt. Auf *beiden* Seiten ist verlangt, die für *beide* Seiten gegebenen, für den Wissenserwerb konstitutiven Sachverhalte und Prinzipien ins Auge zu fassen und sich mit den verschiedenen wissenschaftstheoretischen Lagern vertraut zu machen. Die Hermeneutiker müssen von der Logik etwas verstehen und die Logiker einen Einblick in die Arbeit der anderen Seite haben. Auch im Zeichen der Spezialisierung kommt man um den Generalisten gar nicht herum.

Um auf eine solche interdisziplinäre Arbeit einzustimmen, sollen zunächst anhand des Untersuchungsgegenstandes „menschliches Verhalten“ die Prinzipien logisch-empirischer Begriffsbildung genauer herausgestellt werden. Von ihren selbst auferlegten Beschränkungen her ergibt sich die Notwendigkeit eines Übergangs zur hermeneutischen Betrachtungsweise. Dies verlangt, auch den nicht einzunivellierenden

Unterschied im Ansatz und in der Verfahrensweise beider Methodologien ins Auge zu fassen. Während für die Empirie die Frage nach der Referenz (dem Sach- und Wirklichkeitsbezug) zentral ist, geht es der Hermeneutik um die Konstitution von Bedeutung und die Verortung von Wissen in einem umgreifenden ontologisch-anthropologischen Zusammenhang. Um beide Hinsichten in Bezug zueinander setzen zu können, muß das ganze Feld erweitert werden, soll Wissen dem Anspruch des Verstehens und Verstehen dem Anspruch des Wissens gerecht werden können.

Das bei alledem zentrale, durch den linguistic turn verschärfte Problem des Verhältnisses von Logik, Sprache und Wirklichkeit ist von den verschiedensten Seiten her in Angriff genommen worden, wobei durch eingehendere Analysen ein zunehmend grenzüberschreitend wirksam werdendes Klima herbeigeführt worden ist. Auch die allen Lagern gemeinsame Skepsis bezüglich der Sicherbarkeit der Erkenntnisgrundlagen hat die Bedingungen für eine gegenseitige Verständigung verbessert. Die Aufgabe ist dadurch nicht leichter geworden. Wenn von Wirklichkeit nicht ohne Bezug auf menschliches Denken, leibgebundene Erfahrung und gesellschaftlich ins Werk gesetzte Praxis bzw. Technik gesprochen werden kann, und wenn diese höchst komplexen Rahmenwerke auch noch unter den Anspruch wahrer Erkenntnis und redlichen Handelns gestellt werden müssen, stellt sich erneut und dringlicher die Frage, ob die in den Naturwissenschaften leitend gewordene Intention auf allgemeine Gesetzhypothesen auf den Bereich menschlichen Verhaltens übertragen werden kann. Zweifellos lassen sich hier Regelmäßigkeiten feststellen und erwartbar machen. Und doch stellen sich noch andere Fragen innerhalb eines Lebenszusammenhangs, der in die Freiheit gestellt und im ganzen dem planenden Zugriff entzogen ist. Der Theoriezusammenhang ist in einen Lebenszusammenhang eingebettet, der sich nicht abschließen läßt. Der Lebenszusammenhang ist ineins offen und geschlossen, er hat Struktur und reicht über diese hinaus in unabsehbaren Perspektiven. Auch die Wissenschaft kann sich nur in ineins geschlossenen *und* offenen, auf Erwartbarkeit *und* auf bessere Optionen bezogenen Struktur- und Bewegungsformen darstellen und muß gleichzeitig den Gesichtspunkten der Erhaltung, der Verstän-

digung und der Überschreitung Rechnung tragen. Für alle Bemühungen um ein Verständnis des Menschen stellt sich somit die Aufgabe, bei aller Spezifizierung des Wissens einer übergreifenden Perspektive gerecht zu werden.

## ERSTES KAPITEL

### LOGIK UND HERMENEUTIK ALS GRUNDLAGEN WISSENSCHAFTLICHER FORSCHUNG UND THEORIEBILDUNG, DARGESTELLT AM METHODOLOGISCHEN PROBLEM DER BESCHREIBUNG MENSCHLICHEN VERHALTENS.

Die Konfrontation von logischer und hermeneutischer Begriffs- und Theoriebildung spitzt sich zu im Bereich der Wissenschaften vom Menschen und führt hier zu einem methodisch nicht mehr vermittelbaren Bruch in der Auffassung und Bestimmung menschlichen Verhaltens, Seins und Sinns. Dazu soll das einleitende Kapitel Anlaß zur weiteren Überlegung geben.

#### 1. Zwei Paradigmen für die Beschreibung menschlichen Verhaltens

Wenn man dem menschlichen Verhalten gerecht werden will, kommt es nicht nur auf die Kontrastierung, sondern auch und vor allem auf die Verbindung der Methodologien an, und zwar auf beiden Seiten. Zunächst aber zur Kontrastierung der beiden Zugänge:

1. Verhalten erscheint in der logisch-empirischen Rekonstruktion als Reaktion auf äußere Reize bzw. Bedingungen gemäß vorkonditionierten Verhaltensmustern, die es erwartbar machen und abrufbar erscheinen lassen. Mit diesem Verständnis verbindet sich eine Tendenz zur Reduktion auf allgemeine Verhaltensdeterminanten, die in ihrer Reproduzierbarkeit einer unbewußten Schaltung unterliegen und noch diesseits des Sinnhorizonts menschlicher Kommunikation und Selbstinterpretation liegen. Dies schließt an an überkommene Techniken der Körper- und Bewußtseinsmanipulation, die immer noch weiter perfektioniert werden können, in ihrer Leistung für die Entwicklung des Bewußtseins aber kontraproduktiv geworden sind.

Um dies zu konkretisieren. Mit der stärkeren Betonung der Empirie in der Verhaltensforschung wurde die logisch-empirische Wissenschaftsauffassung übernommen, die ausgerichtet ist am Ideal der

„science“. Der Gebrauch der formalen Logik ist im Sinne einer Aussagen-, Schluß- und Beweistheorie für die so verstandene wissenschaftliche Denk- und Aussageform verpflichtend gemacht.

Die logisch normierte Theorieform verlangt:

- a) In die Theorie eingehende Begriffe müssen wechselseitig substituierbar und d. h. einander eindeutig zugeordnet sein.
- b) Sie müssen eine Voraussage von Folgen und Ereignissen im Ausschritt der zu beobachtenden Wirklichkeit ermöglichen.
- c) Für ein zu untersuchendes Verhalten müssen Bedingungen geschaffen werden, die dieses Verhalten sowohl auslösbar als auch berechenbar machen.
- d) Dies nötigt dazu, allgemeine Verhaltensdeterminanten zugrunde zu legen und in ihrer Wirksamkeit zu garantieren.

Für den Begriff des Verhaltens ergeben sich daraus folgende Konsequenzen:

- a) Verhalten wird als Reaktion auf äußere Umweltbedingungen verstanden.
- b) Verhalten ist verstanden als Anpassung an Umweltgegebenheiten und als deren Akkomodation an die eigenen Bedürfnisse.
- c) Es verläuft nach festen Mustern und wird auf seine Invarianten hin untersucht.
- d) Es läßt sich durch Auslösung von Konditionierungen experimentell erzeugen und erwartbar machen.

Der methodologische Vorteil der empirisch-analytischen Beschreibungsform liegt folglich (1) in der Beobachtbarkeit und Wiederholbarkeit unter experimentellen Bedingungen und (2) im Verzicht auf nicht objektivierbare 'innere' Faktoren und die dazugehörigen Methoden der Interpretation, Einfühlung usw. – also in der Reduktion auf äußere, physikalisch meßbare Größen.

Bei dieser Reduktion ergeben sich jedoch alsbald zirkuläre Verhältnisse, wie sie der Operationalisierung zugrundeliegen, den Erkenntnisgewinn jedoch alsbald wieder in Frage stellen. Nach behavioristischer Auffassung besteht zwischen „Reiz“ und „Reaktion“ eine eindeutige Beziehung, die auch dann noch gelten soll, wenn sie im Sinne des S-O-R-Modells um intervenierende Variablen erweitert wird. Allgemein ge-

sagt, führt der Reiz dann und nur dann zu einer bestimmten Reaktion, wenn er bereits vorverstanden und in eindeutiger Weise beantwortbar gemacht worden ist. Reiz-Reaktions-Ketten gehören der Vergangenheit an, und die Operationalisierung der Begriffe zu beobachtbaren und meßbaren Items muß sich in diesen vorgegebenen Rahmen fügen. Die Bandbreite der Antwortmöglichkeiten ist damit aber nicht erschöpft; sie wird lediglich ausgeklammert und tendenziell unterdrückt. Die ausdrückliche Einbeziehung eines vermittelnden und organisierenden Faktors „Interpretation“ würde dieses festgezurrite Verhältnis öffnen und – je nach Situation – unterschiedliche Reaktionen zulassen.

Und doch kommt man um eine solche Interpretation im Einzelfall gar nicht herum. In Frage steht die Bedeutung bzw. der Sinn, der ein Handeln leitet und die Situation zu dem macht, was sie ist bzw. als was sie dem Handelnden erscheint.

Um ein simples Beispiel zu geben:

- Ich hebe die Hand ...
- er kommt zu mir her
- er weicht zurück
- er schüttelt den Kopf usw.

Im gegebenen Beispiel ist nicht von vornherein ausgemacht, weshalb einer sich angesprochen oder bedroht fühlt und ob er entgegenkommt oder ausweicht. Der hier gegebene Spielraum von wiederum in sich mehrsinnigen Verhaltensmöglichkeiten wird bei der behavioristischen Reduktion nicht berücksichtigt. Um ein Verhalten eindeutig zu machen, muß der de facto gegebene Spielraum möglicher Interpretation und Abweichung minimiert werden. In bezug auf menschliches Verhalten kommt man ohne einen solchen zwischenein geschobenen Faktor aber gar nicht aus.

Hinzu kommt, daß ein Verhalten nicht nur sozio-kulturell normiert ist, sondern auch auf die aktuelle Situation passen muß. Das Verständnis eines Verhaltens verlangt einerseits eine generalisierte Kenntnis der sozio-kulturell vermittelten Verhaltensgewohnheiten und Bedeutungen, andererseits aber auch eine Interpretation der jeweiligen Situation und des möglichen Sinns eines auf sie bezogenen Verhaltens. Wo die bei der Konditionierung angestrebte Stereotypie eines Verhaltens in den

Vordergrund tritt, wird dieses als unangemessen oder gar als krankhaft empfunden; man fällt mit ihm aus der Situation heraus. Ein Verhaltensrepertoire kann also grundsätzlich nicht blindlings oder rein mechanisch angewendet werden. Jeder spürt sofort die Unangemessenheit eines Verhaltens an das Hier und Jetzt, vermutet eine Störung und zieht sich vor weiterer Interaktion zurück. Was am wenigsten ertragen wird, ist das Fehlen des feinsinnigen Takts.

Die Angemessenheit eines Verhaltens läßt sich somit gar nicht feststellen, ohne die verschiedenen Vermittlungsebenen und die auf ihnen gegebenen Hintergrundkontexte ins Auge zu fassen. Der Grad möglicher Verallgemeinerbarkeit hängt letztlich von emotionalen und mentalen Faktoren ab, und diese sind ein Produkt der Verarbeitung von Erfahrung und keineswegs der Konditionierung als solcher zuzuschreiben.

2. Die verstehende Methode betrachtet menschliches Verhalten als eine persönliche Leistung, die über eine jeweils zu gebende Interpretation der Situation vermittelt ist. Wo kein gemeinsames Vorverständnis vorausgesetzt werden kann, muß ein Verhalten sich in seinen Absichten und Hinsichten selbst auslegen, um für die andere Seite verständlich zu werden. Menschliches Verhalten legt sich auf einen Sinn und eine Absicht hin aus und ist darin nicht auf die Zwecke der Selbsterhaltung und Bedürfnisbefriedigung beschränkt. Die leitenden Sinnvorgaben sind sprachlich artikulierbar und auf vielfache Weise symbolisch und szenisch verdichtet. Rückbezogen auf gesellschaftliche und individuelle Lagen, wird sinnvolles Verhalten nachgeahmt, gelehrt und gelernt. Erst auf dieser Grundlage kann das fragliche Verhalten verstanden und damit auch allererst ermöglicht werden.

Prinzipiell gesagt, kann etwas nur getan werden, wenn es verstanden wird. Daraus sind die methodologischen Konsequenzen zu ziehen. Wenn menschliches Verhalten über eine zwar vorgegebene, in jedem Fall aber auch selber zu leistende Sinnggebung vermittelt ist, liegen die Verhaltensdeterminanten auf derselben Ebene sprachlicher Kommunikation und Verständigung, auf der auch die wissenschaftliche Beobachtung, Beschreibung und Analyse dieses Verhaltens geschieht. Eine volle

Objektivierung ist bei einer immer von neuem herzustellenden Subjekt-Subjekt-Beziehung gar nicht möglich. Der Verhaltensforscher ist mit von der Partie und kann nie nur Beobachter im Hintergrund sein. Die über das Verhalten nolens volens bestehende Kommunikation erlaubt keine völlige Objektivierung und schon gar keine Verallgemeinerung eines gezeigten Verhaltens. Der Forscher muß in direkte Kommunikation mit dem Forschungsobjekt treten und den Sinn erfragen, den dieses mit seinem Tun verbindet. Damit verändert sich für beide Seiten die Situation. Durch die vergegenständlichende Forschungssituation wird ein Verhalten provoziert, das von dem abweicht, das der Forscher geneigt ist als ein von ihm unabhängiges Verhalten zu betrachten. Die experimentelle Situation erzeugt gleichsam ihr eigenes Subjekt-Objekt, und das Ganze erweist sich auch in der exakten Forschung letztlich für beide Seiten als ein Selbstexperiment.

Das heißt, daß auch eine wissenschaftlich objektivierende Beschreibung in einem jeweils näher zu erfragenden Sinn auf direkte Kommunikation und Interaktion angewiesen ist, um fruchtbar werden zu können.<sup>27</sup> Auch die wissenschaftlich neutrale Beobachtung und Beschreibung erreicht somit keine völlige Objektivität. Wenn der Aufschluß über ein Verhalten letztlich nur aus ihm selbst gewonnen werden kann, ist auch dessen wissenschaftliche Erforschung auf eine Klärung der beiderseitigen Selbstausslegung angewiesen. Solange das Tun und Leiden der anderen Seite nicht in Betracht gezogen wird, ist der methodische Zugang einseitig vom Selbstverständnis des Forschers her bestimmt, und dieses hat für sein Objekt, und wie es sich zeigen kann, reale Folgen. Erst wenn einer dessen gewahr wird, daß es diese interaktiven Folgen in jedem Falle gibt, ist er bereit, die eigene Einstellung zu

---

<sup>27</sup> Dies gilt nicht nur für den Umgang mit Menschen und anderen Lebewesen, sondern, wie die Quantenphysik lehrt, auch noch für das Verhalten von Photonen. Diese „entscheiden“ sich im Doppelspaltexperiment für die Manifestationsweise als Teilchen oder als Welle und verhalten sich in diesem Sinne „intelligent“. Zumindest können Freiheitsgrade auch hier nicht in Abrede gestellt werden, die jeden derartigen Vorgang einmalig machen und keine Antizipation des Ergebnisses erlauben.

überprüfen. Eine selbstkritische Einstellung hat wiederum Auswirkungen auf das eigene Verhalten. Es gibt also grundsätzlich nur eine partielle Möglichkeit zur Vergegenständlichung, wie das Experiment sie unter Bedingungen der Wiederholbarkeit verlangt.

Aber nicht jedes Experiment bedarf einer Wiederholung, um gültig zu sein. Oft ist das Gedankenexperiment aufschlußreicher als die hinterher mit ihm verbundene empirische Bestätigung. Beide Strategien unterstützen einander und können je nach Zugänglichkeit des Gegenstandsbereichs den Vorzug erhalten. Jedenfalls kann nicht von einer Alternative zwischen Gedankenarbeit und Experiment ausgehen; beide spielen in jeder Forschungssituation zusammen. Ein solches Zusammenspiel ist auch dann noch gegeben, wenn unterschiedliche Intentionen sich durchkreuzen und die mit ihnen verbundenen Interessen gegenläufig sind.

Nichtsdestotrotz ist eine Verhaltenskonditionierung möglich, soweit das Verhalten sich an Erwartungserwartungen orientiert, sozialen Zwängen unterliegt und/oder von ins Unbewußte abgesunkenen Determinanten bestimmt wird. Wer manipulieren will, manövriert das Verhalten am Bewußtsein vorbei in eine Ecke hinein, in der es der Angst unterworfen und insofern auch manipulierbarer gemacht worden ist. Die doppelte Möglichkeit, den Menschen auf seine Freiheit hin anzusprechen oder auf eine ihn unfrei machende Weise zu behandeln, enthält somit eine Grundentscheidung darüber, wie der Mensch 'ist' und als was er 'genommen werden kann': als ein Wesen, das unbewußten Determinanten unterliegt und vermöge dessen manipulierbar ist, oder als ein Wesen, das sich frei verhält und mit dem man interagieren und ins Gespräch kommen muß, um es kennen lernen zu können.

Die geisteswissenschaftlichen Methodenkonzeptionen haben sich in dieser Situation von Anfang an mit einer Wertschätzung der Individualität verbunden und in alles Verstehen – seiner selbst wie des Objekts – ein individualisierendes Moment hereingebracht. Demgegenüber haben die sich empirisch begründenden Wissenschaften den Akzent auf allgemeine Determinanten gelegt, die sich als gesetzmäßige Abhängigkeiten interpolieren lassen und bei Kenntnis der Bedingungen eine Manipulation der Prozesse erlauben. Eine in diesem Sinne auf Macht-

habe gerichtete Intention impliziert jedoch Beschränkungen, die sich gerade in der Durchführung oft genug als kontraproduktiv erweisen. Darin zeigt sich eine innere Grenze eines jeden Ansatzes von außen her. Jeder Versuch, alles ins Äußere zu legen und nur dieses gelten zu lassen, führt zu einem inneren Rückzug und muß entgegen der Erwartung inkonsistent werden. Es stellen sich Probleme, die auf derselben Ebene, auf der sie entstanden sind, nicht mehr gelöst werden können.

## 2. Kritik der behavioristischen Verhaltensannahmen

Der Vorteil der behavioristischen Beschreibungsform sollte sein, die Beobachtbarkeit und Wiederholbarkeit des Verhaltens unter selbst gesetzten Bedingungen zu gewährleisten, wobei unbewußt geschaltete Reaktivität, Voraussagbarkeit und Kontrollierbarkeit sich gegenseitig fordern. Ein Paradebeispiel ist der militärische Drill. Wenn ein solches oft durchaus gewünschtes Verhalten an den Tag gelegt und abrufbar gemacht wird, erübrigt sich der Rekurs auf innere („mentale“) Bestimmungsgünde (Intentionen, Wünsche usw.). Methoden der Selbstaussage, der Introspektion, Einfühlung usw. werden ausgeschlossen, so daß die Analyse sich auf die äußere Ablaufsform beschränken kann.

Die ausschließliche Reduktion auf äußere Faktoren bringt für die Definition des Verhaltens jedoch Schwierigkeiten mit sich, mit denen sich gerade die exakte Forschung im Versuch der Durchführung ihres Programms alsbald konfrontiert sieht. Dadurch, daß Außenweltgegebenheiten in ihrer Abfolge erwartbar gemacht werden, ist ihr Zusammenhang nicht schon hergestellt. Auch wenn „Reize“ und „Reaktionen“ von außen beobachtbar und insofern ‘objektiv’ gegeben sind, kann ihr offenes und/oder verdecktes Zusammenspiel nicht ohne dazwischengeschaltete Faktoren gedacht werden, die nicht auf derselben Ebene der äußeren Ablaufsform liegen. Auf eine Struktur- und Mentalitätsanalyse kann also auch dann nicht verzichtet werden, wenn Reiz und Reaktion miteinander kurzgeschlossen sind. Gleiches gilt auch schon für die rein formale Argumentation, die mit Variablen bzw. Leerstellen arbeitet und deren Zuordenbarkeit zum Problem machen muß.

Man kommt somit zwangsläufig in Zirkelverhältnisse hinein, die, mit sich kurzgeschlossen, sich immer nur selber bestätigen, solange kein Bewußtseinsfaktor und keine kritische Distanz in sie eingebaut wird. Zunächst aber muß der „Kurzschluß“ selber zum Thema gemacht werden. In formaler Analyse zeigt sich: „Reiz“ ist etwas nur in bezug auf eine „Reaktion“, die ihn als solchen definiert, und umgekehrt. So kurzgeschlossen, erhält der Reiz seine Bedeutung durch die Reaktion und ist an sich selber gar nicht bestimmbar. Dabei kann, wie die Möglichkeit der Löschung und Umkonditionierung zeigt, nicht von einer Kausalbeziehung ausgegangen werden, wie sie bei gesetzmäßig verbundenen Folgen besteht. Entweder ist die Verkoppelung von Reiz und Reaktion rein zufällig zustande gekommen – was es durchaus gibt –, oder beides ist über eine Bedeutung verbunden, die, ins Unbewußte abgesunken, ihren Zusammenhang mit dem Ganzen verloren hat.

Doch wie immer abgesunken und ‘verloren’, läßt eine Bedeutung sich nicht auf Bestimmungsgründe außerhalb ihrer selbst zurückführen. Ein solcher innerer, nicht weiter reduzierbarer Faktor „Bedeutung“ ist auch in der Ebene der elementaren Lebensvollzüge unverzichtbar, sollen diese in geordneter Weise zusammenspielen können. Kein fragmentierter Teilvorgang kann sich selbst erhalten, wenn er aus dem Ganzen herausgefallen ist.

Die Willkür des Verbindenkönnens (Konditionierung) kann also nicht das letzte Wort sein. Zur nicht voraussehbaren Kontingenz räumlichen Zusammentreffens kommt der Faktor „Zeit“ hinzu. Auch die vorprogrammierbaren, generalisierten Verhaltensweisen brauchen beides: eine Festgelegtheit *und* einen Spielraum, um in die Situation zu passen und dem im Hintergrund gegebenen Ganzen gerecht zu werden. So wie das Bewußtsein die Möglichkeit hat, sich nach außen und nach innen zu wenden, hat die Zeit zwei voneinander unabhängige Ausdehnungen, die beide berücksichtigt werden müssen: die erwartbare Mitgift ihrer Vergangenheit (der „Hintergrund“) und die unvorhersehbare Möglichkeit ihrer Gegenwart (die „Aktualität“). Der Witz ist nun aber, daß man beide Dimensionen gar nicht voneinander unabhängig machen kann. In einer fließenden Welt ist auch ein geschlossener Zirkel auf eine offene Referenz angewiesen, um vollziehbar zu sein. Auch

wenn in seinem Vollzug eine ganz bestimmte Interpretation der Situation vorgegeben ist, muß diese für Abweichung und andere Möglichkeiten offengehalten sein, um funktional bleiben zu können.

Um ein Beispiel zu geben: Auch wo bestimmte Verhaltensweisen eingespielt sind und in einer gegebenen Situation unmißverständlich erscheinen, z. B. die Kondolenz bei Trauerfällen oder ein Heiratsantrag, genügt dies nicht, um ein so gezeigtes Verhalten eindeutig erscheinen zu lassen. Wiewohl der vorausgesetzte Bezugsrahmen kulturell festgelegt ist und von allen eingehalten wird, gibt es in ihm Spielräume für Abweichung, Verweigerung und ein Tun als ob. Die Bandbreite reicht von den elementaren Gemeinsamkeiten des Lebens bis hin zu individualbiographischen Bestimmungsgründen. Mit alledem kommt ein geschichtlich-existentielles Moment in die Sache hinein. Man muß kollektive Traditionen, individuelle Erfahrungen und mit ihnen verbundene Lerngeschichten miteinander in Verbindung bringen, um einen hinreichenden Erklärungsgrund für ein bestimmtes Verhalten einer Person zu finden.

Weder der Faktor „Zeit“ noch der Faktor „Situation“ unterstützen somit ein rein selbstreferentielles, mit sich kurzgeschlossenes Verhalten. Lebensformen sind keine Systeme, auch wo sie als solche institutionalisiert sind. Auch die am meisten generalisierbare „biologische“ Bedeutung einer Situation kann aus diesem Grunde nicht nur anlagebedingt sein; Erfahrung und Lernen spielen auch hier stets mit. Das biologische Substrat ist in ein geschichtliches Datum eingebettet und macht das Ganze abhängig von örtlichen, zeitlichen und situativen Variablen. Daraus läßt sich bei Mensch und Tier eine Verallgemeinerung ziehen: Verhalten wird gruppenspezifisch vermittelt und variiert nach Populationen, Orten und Zeiten. In alledem ist ein individueller Faktor mitbeteiligt, wie er sich in der Lerngeschichte des einzelnen Lebewesens dokumentiert.

Aus dem Eingespieltsein der Verhaltensdispositionen auf spezifische Kontexte, durch die sie abgerufen werden, kann also nicht die Folgerung gezogen werden, daß es ein stereotypes, rein mechanisches Verhalten überhaupt gibt. Bedürfnis und Situation, Reaktionsbereitschaft und Reaktionsweise müssen sich immer von neuem aufeinander ein-

spielen und austariert werden. Das heißt, daß die Beweggründe für ein Verhalten in jedem Einzelfall ausdrücklich erfragt werden müssen – es sei denn, man begnügt sich mit einer Standardinterpretation, von der man dann aber nicht mehr sagen kann, daß sie den einzelnen Fall auch wirklich trifft und ihm gerecht wird.

Damit ist ein kommunikationstheoretisches Paradigma eingeführt und als primärer Bezugsrahmen an den Beginn der Überlegung gestellt. Wenn über die Sinngebung eines Verhaltens nichts definitiv vorentschieden ist und verschiedene Antworten auf die gleiche Situation grundsätzlich möglich sind, erweist sich die vom Behaviorismus angestrebte Vergegenständlichung eines Verhaltens und seine Abbildung in stereotypisierten Ablaufsformen als eine Fiktion. Im Rückgang auf allgemeine Verhaltensdeterminanten wird nur die eine Seite des Verhaltens abgerufen. Ebenso konstitutiv ist seine andere Seite: daß Verhalten sich in kommunikativen Bezügen in Form von szenischen Darstellungen faßt und selber bestimmt. Szenen verlangen Rollen, und diese brauchen Darsteller, die vergessen lassen, daß sie Rollenträger sind.

### 3. Folgerungen für den mit dem Studium des Verhaltens verbundenen Erkenntnisgewinn

Damit die Verkoppelungen von Reiz und Reaktion einrasten können, muß nicht nur das Verhalten selbst, sondern auch seine Bedeutung und sein Zweck vorweg definiert und auf ganz bestimmte Auslöser festgelegt sein. Innen und Außen muß hier zusammenpassen wie Schlüssel und Schloß. Der methodologisch präjudizierte Zwang, auf allgemeine Verhaltensdeterminanten zurückzugreifen, führt dazu, elementare und unter dem Niveau des Bewußtseins und der freien Wahl liegende Faktoren zu bevorzugen, deren unbewußt geschaltete, reaktive Wirksamkeit am ehesten gewährleistet erscheint und eine Erwartbarkeit des Verhaltens mit sich bringt.

Und doch ist eine solche Art und Weise der Grundlegung vom Zerfall bedroht. Wo der zentrierende Faktor fehlt, zerfällt die Peripherie. Bloße Reaktivität kann ein möglicher Zustand sein, aber nur in Pathologien, nachdem mit dem Ausfall der Zentralinstanz das Ganze in sich zerfal-

len ist. Reaktiv gemachte Schemata für sich allein genügen also nicht, um kollektive Systeme der Erwartung, Planung und Indienstnahme darauf aufzubauen. Es ist immer auch ein subjektiver Faktor damit verbunden. Auch die im Interesse der Macht errichteten Ordnungen, die sich dem Menschen auferlegen und ihn von sich selbst entfremden, leben noch von seiner Identifikation und inneren Selbstbeteiligung. Pointiert gesagt: Auch im Sklavengehorsam ist noch ein Freiheitsmoment enthalten, soll dieser Gehorsam überhaupt geleistet werden können. Jeder Vorgesetzte weiß darüber mehr als seine Bediensteten und kann deshalb auch nie ganz ohne Angst sein. Verallgemeinert gesagt: Der einseitige Rückgriff auf elementare Bestimmungsgründe des Verhaltens, die es erwartbar und verfügbar machen, ist dem menschlichen Verhalten unangemessen, auch wenn eine solche Sichtweise sich vor dem Hintergrund einer langen Unterwerfungsgeschichte auf eine überwältigende empirische Evidenz berufen kann. Nach der positiven Seite hin gewendet heißt das: Aufgabe eines ganzen Lebens ist es, in den biologischen und sozialen Gegebenheiten eine persönliche Verbindlichkeit zu entdecken und aus freien Stücken einzugehen.

Einen Fortschritt in der Erkenntnis bringt hier die Mikroanalyse. Sie zeigt deutlicher als der statistische Kalkül, daß Verhalten nicht automatisch auf vorgegebene Schlüsselreize einrastet, auch wenn diese noch so unabweisbar gemacht werden. In einem Forschungsprozeß, der auf Erkenntnisgewinn aus ist, lassen sich die generalisierbaren und die mikroanalytisch zutage tretenden, individualbiographischen Faktoren grundsätzlich nicht gegeneinander ausspielen. Die mikroskopische Feinanalyse gibt der persönlichen Sicht der Dinge recht, während die makroskopische Betrachtung das „Gewohnheitstier Mensch“ bestätigt. Die empirische Gegebenheit nimmt damit zweierlei Gesicht an, wie sich in jedem vis-à-vis-Verhalten zeigt. Es ist also nicht damit getan, den interessenbezogenen Überbau von Verhaltenskodizes zu durchleuchten. Wie immer verstanden und frei oder unterdrückt, gehört zur Möglichkeit des Verhaltens das Gegenüber-sein, eine Deutung der gemeinsamen Situation und eine Selbstausrichtung auf sie hin. Die Situation muß beantwortet werden, und dieses Sich-zu-ihr-verhalten ist eine von beiden Seiten her zu erbringende Leistung. Verlangt ist in jedem

Falle eine geteilte Interpretation der Situation und die Wahrnehmung der eigenen Stellung in ihr. Hebt man diesen Gesichtspunkt hervor, so ist jedwedes Verhalten beim Menschen eine individuelle und – vor dem Hintergrund seiner Lebens- und Lerngeschichte – eine persönliche Leistung. Eine entscheidende Rolle spielt somit der vom einzelnen Menschen selber zu markierende Unterschied zwischen einem abhängigen bzw. gebundenen und einem freien Verhalten. Auch wenn ein solcher Unterschied oft nicht trennscharf ist, entspringt er der Freiheit und muß in ihrem Interesse auch bewußt gemacht werden. Jedenfalls ist immer beides mit im Spiel. Auch im gebundenen Verhalten ist noch ein Freiheitsmoment gegeben, und im freien Verhalten lassen sich biologische und soziale Faktoren finden.

Der Gegenbeweis gegen das Gesagte ließe sich nur im Sinne eines utopischen Entwurfs erbringen, der den mehrfachen Sinn nach der einen oder anderen Seite hin auszuräumen verspricht – und ihm umso mehr hörig wird. In der Utopie feiert ein sei es freiheitliches, sei es despotisches Menschenbild sich selbst, das, einseitig verfolgt, dem menschlichen Verhalten nicht gerecht wird. In der Tat ist die Bedeutung einer Situation und der Sinn eines Verhaltens in ihr sozial vordefiniert und geschichtlich betrachtet auf bestimmte Gesellschaften, Sozialisationen und Zeiten eingeschränkt. Und doch gibt es in jedem so etablierten Verhaltenskodex Löcher, Schleichwege und Nischen. Auch gilt für jedes System, daß Ausnahmen zugelassen werden müssen, um die Regel in Geltung halten zu können. Der jeweils vorauszusetzende Bezugsrahmen hat Abstufungen der Allgemeinheit und kann gar nicht in jedem Sinne festgelegt sein, wenn er funktional bleiben soll. Er reicht von den Gemeinsamkeiten des Lebens über die institutionellen Gegebenheiten bis hin zu persönlichen Eigenschaften und Gepflogenheiten. Nur wenn alle diese Faktoren berücksichtigt werden, kann von einem der Lage entsprechenden Verhalten die Rede sein. Auch wo die erwartbaren Verhaltensbereitschaften auf spezifische Kontexte eingeschränkt sind: das Wohnhaus, den Arbeitsplatz, die Gaststätte, den Marktplatz usw., spielt in und zwischen alledem „das Leben“ und gibt etwas vor, was keiner Definition unterworfen werden kann. Das Leben ist ein Abenteuer und ein nicht abzuschender kommunikativer Prozeß. Aus

dem Zusammenspiel und Gegeneinander von Kommunikation und Verhaltenserwartung ergibt sich die ganze Doppelbödigkeit, Indirektheit und Zweideutigkeit einer Äußerung, die Verhaltensweisen wie Verstellung, Täuschung und List zu genuinen Möglichkeiten – nicht nur des Menschen – macht.

Aus alledem kann verallgemeinernd die Folgerung gezogen werden: Jedwedes Verhalten ist interaktiv und kommunikativ und das heißt Teil eines sich konkret bestimmenden Beziehungsgeschehens. Auch wenn Verhalten unter die Bedingung der Wiederholbarkeit gestellt ist, muß es sich darin selber darstellen und von Fall zu Fall artikulieren. Dabei hat die situative, leibhafte und soziale Bedingtheit nie nur ein generalisierendes, sondern immer auch ein individualisierendes Moment, und zwar so, daß beides gar nicht voneinander getrennt werden kann. Dies entspricht den Lebensformen als solchen und gilt für alle Lebewesen gleichermaßen. Auch die biologisch und sozial vordefinierten Muster erwartbaren Verhaltens eröffnen durch räumliche Distanz und die Differenz zwischen Vergangenen und Gegenwärtigen einen inneren und äußeren Spielraum, in den das Subjekt sich mit seinem eigenen Können einbringen muß. Dies gilt auch noch für den Fall, daß abweichendes Verhalten nicht geduldet wird und/oder ein zwanghaftes Verhalten vorliegt.

Es bleibt also bei einer grundsätzlich mehrseitigen Betrachtungsweise. Unter dem Aspekt der Interaktion und Kommunikation betrachtet, kann ein Verhalten letztlich nur aus sich selbst verstanden werden. Äußere Gegebenheiten sind für es bedingend, aber sie können nicht determinierend sein. Zeit und Raum konstituieren in ihrem Zusammenspiel ein Innen-Außen-Verhältnis, das nicht nach der einen oder anderen Seite hin auflösbar ist. Auch wenn das 'Innen' eines Verhaltens dem Bewußtsein nicht aufgeschlossen ist, macht es sich geltend in räumlicher Distanz und im Zeit-Differential von Vergangenheit und Gegenwart. Daraus folgt, daß, was gewesen ist, sich bei aller Bestimmungsmacht nicht wie von selbst fortschreiben kann. Die Skripte der Vergangenheit müssen in jeder Gegenwart neu geschrieben werden, was heißt, daß sie auch revidiert und umgeschrieben werden können. Kontinuität

und Diskontinuität läßt sich im Blick auf Zeit und Raum gar nicht voneinander trennen.

Die andere Tendenz des Verhaltens, Gewohnheiten auszubilden bzw. zu übernehmen und sich von Appetenzen und Erwartungen leiten zu lassen, wird damit nicht verkannt. Die Möglichkeit zur Beschreibung des Verhaltens im Sinne funktionaler Abhängigkeiten bzw. gebundener Variablen kann gar nicht in Abrede gestellt werden. Und doch muß betont werden, daß damit nur die *eine* Seite bzw. *ein* Prinzip des Verhaltens zur Geltung gebracht ist. Ihm steht mit gleichem Recht und Gewicht die individuelle Antwort und das mit ihr verbundene Prinzip der Selbstbestimmung zur Seite. Selbstbestimmung *als Prinzip* meint, daß man eine solche de facto vollzieht und gar nicht anders kann. Das Innere eines Menschen ist immer nur durch ihn selber bestimmt, denn er entscheidet, welchen Einflüssen er sich öffnet und welchen er sich verschließt. Nur unter dieser Voraussetzung ergibt sich eine angemessene Vorstellung von dem, was menschliches Verhalten ist und vermag.

Menschliches Verhalten angemessen zu verstehen ist somit nur möglich in einem komplexen, durch unterschiedliche Ebenen und Rahmenwerke definierten Verständnishorizont, der den biologischen und gesellschaftlichen, den geschichtlichen und individualbiographischen Aspekten gleichermaßen Rechnung trägt. Die allgemeinen Determinanten lassen individuelle Antworten nicht nur zu, sie verlangen solche vielmehr auch in den Bereichen, die sozial vorgegeben und institutionell geregelt sind. Nie fehlt ein Spielraum für das Einbringen von Individualität und Subjektivität. Dies macht die Grenzen zwischen erwartetem, sozial toleriertem und abweichendem Verhalten fließend, wie rigide auch immer sie gezogen worden sind. Auch die Gefängnissituation impliziert noch eine laufende Abstimmung mittels nonverbaler und verbaler Kommunikation. Schließlich muß in diesem Zusammenhang auch auf die unterschiedliche Funktionalisierung des Todes innerhalb der Lebensprozesse hingewiesen werden. Was, wie Leben und Tod, wie durch einen Schnitt getrennt erscheint, wirkt im Leben selbst auf vielfache Weise auch wieder zusammen.

Der Vorteil des Verständnisses eines Verhaltens aus ihm selbst heraus liegt darin, daß von daher die Wirklichkeit im ganzen als eine *Beziehungswirklichkeit* erscheint. In ihr kommt eine sowohl diversifizierende als auch integrierende Tendenz zum Tragen und wird ein ineins kritisches und produktives Element freigesetzt. Zu dieser Lebens- und Bezugsfreiheit gibt es eine Nötigung, denn auch die biologischen und soziokulturellen Determinanten wollen angeeignet und personal bestimmt sein. Ein Leben ohne Stellungnahmen ist gar nicht möglich. Auch wo angesichts der Schwierigkeit und der Last des Tragen- und Ertragenmüssens das Vergessen gesucht und eine Auslöschung ersehnt wird, entgeht man nicht der Notwendigkeit der Kommunikation, die – wie immer rudimentär ausgestaltet – eine Verpflichtung auf Gegenseitigkeit beinhaltet. Es ist de facto also gar nicht möglich, nur auf funktionale Eingspieltheit abzuheben; ohne Kommunikation geht gar nichts.

#### 4. Konsequenzen für den Forschungsprozeß

Wenn es nicht damit getan ist, wie immer zustande gekommene, bedingt-bedingende Reaktionen zu konstatieren und auszulösen, wird – wie in der Therapie – das Problem der Verständigung zum zentralen Thema einer Verhaltensanalyse. Auch die objektivierenden Verfahren bewegen sich damit nolens volens innerhalb eines hermeneutischen Gesamtrahmens, der nach Aufklärung verlangt. Das Verständnis und der Gebrauch von Sprache ist hier nicht nur für die Theoriebildung vorausgesetzt, er wird vielmehr für das Verhältnis zum Gegenstand selbst konstitutiv. Unter welche Vorgaben das Forschungsobjekt gestellt werden kann, muß mit ihm selbst erst noch ausgehandelt werden. Die Verständigung *über* den Gegenstand schließt eine Verständigung *mit* ihm ein. Das gilt auch noch für den Tierversuch.

Von unheilvoller Wirkung ist hier das mitgebrachte Vorverständnis und seine Beschränktheit. Geht man von der allgemeinen Lebenslage aus, so ist menschliches Verhalten verbunden mit einem Verständnishorizont, der einer bestimmten gesellschaftlichen und geschichtlichen Lage entspricht. Dies läßt individuelle Deutungen nur innerhalb eines

gewissen Spielraums zu, wobei die Grenzen zwischen erwartetem und nicht mehr toleriertem Verhalten oft eng gezogen sind. Auch wenn eine (Selbst-)Aufklärung im Prinzip jederzeit möglich wäre, ist die Bereitschaft dazu faktisch oft nicht gegeben. Man fürchtet die im Keller vergrabenen Hunde.

Es empfiehlt sich deshalb, von der schwierigsten Lage auszugehen. Ein mit der Aufgabe der „radical translation“ verbundenes Beispiel gibt die Erforschung unbekannter Sprachen. Je unbekannter dem Sprachforscher sein Gegenstand ist, desto mehr muß er in direkte Kommunikation treten und schafft damit für beide Seiten eine neue Situation. Der Forscher provoziert durch seine bloße Anwesenheit ein Verhalten, das bereits von dem Verhalten abweicht, das er beobachten möchte. Wie immer zurückhaltend und auf Objektivität bedacht, ist er stets mit von der Partie. Das gilt für alle Bereiche, in denen ein Getrennthalten von Subjekt und Objekt, wenn überhaupt, nur unter einschränkenden Bedingungen möglich ist. Beim „Feldforscher“ wird dies in der „Nullpunktsituation“ seiner Konfrontation mit fremden Kulturen besonders deutlich, weil hier noch gar nicht auf einen gemeinsamen Verständnishorizont zurückgegriffen werden kann. Ein viel diskutiertes Beispiel dafür ist die lexikalische Erfassung und Lesbarmachung einer alten Schrift, deren Erfinder und Leser es gar nicht mehr gibt.

Das Problem der Deutung eines fremden Verhaltens entspricht der Aufgabe einer „radical translation“: der Übersetzung aus einem unbekanntem Grundtext heraus. Daß das Verhalten eines anderen Menschen oft unverständlich erscheint und der Schlüssel zu seiner Erklärung fehlt, gehört zur alltäglichen Erfahrung. Aus der Unwissenheit heraus ergeben sich die Tragödien der Beziehung; man steht plötzlich vor einem Scherbenhaufen und weiß nicht warum. Ein anderes Beispiel ist der unerwartete Selbstmord. Niemand weiß genau zu sagen, was in einem solchen Menschen vor sich geht und ihn zu seinem Schritt veranlaßt hat. Man ist konfrontiert mit dem homo absconditus, dem unbe-

kannten Menschen.<sup>28</sup> Und dennoch gilt auch noch für diese Fälle: Die unbekanntem Bedingungen eines Verhaltens liegen auf derselben Ebene sprachlicher Kommunikation und Verständigung, auf der sich die Beobachtung und Analyse dieses Verhaltens vollzieht.

Das Gesagte gilt für Natur- und Geisteswissenschaften gleichermaßen, auch wenn jene sich bei der Analyse ihres Gegenstandes leichter tun, solange Modellvorstellungen zur Erklärung genügen. Wenn der Naturwissenschaftler zwischen bestimmten Faktoren einen signifikanten Zusammenhang ermittelt hat, glaubt er nicht weiter fragen zu müssen, wie diese Abhängigkeit zustande kommt und worin sie begründet ist. Der Naturwissenschaftler kann den Gesetzes- bzw. Funktionsbegriff im Sinne eines Rechenschemas verwenden, mit dessen Hilfe aus festgestellten Abhängigkeiten Voraussagen abgeleitet werden können. Ist das Wie des Zustandebringenkönnens geklärt, braucht nach dem Warum und Weil nicht mehr gefragt zu werden. Für die Erkenntnis ist damit noch nicht viel gewonnen, wenn man diese nicht auf technische Beherrschbarkeit beschränken will. Und doch ist auch hier noch ein in der Wirklichkeit selbst gegebener Zusammenhang vorausgesetzt, der seinerseits wiederum zum Gegenstand der Untersuchung gemacht werden müßte.

Nun ist der Verhaltensforscher nicht in der glücklichen Lage seines naturwissenschaftlichen Kollegen, der – zumindest im Rahmen der ihm zur Verfügung stehenden Meßmethoden – ein distanziertes Geschehen aufzeichnet und mittels eines unterlegten Kalküls analysiert. Er muß mit seinem Objekt in eine direkte leibliche und sprachliche Kommunikation treten und, wo es sich um ein für ihn nicht durchsichtiges Verhalten handelt, nach dessen Motiv bzw. seinem Sinn und Zweck fragen. Dazu muß er sich selber in die zu untersuchende Situation hineinbegeben und in ihr eine eigene Erfahrung machen, um über sie einen Aufschluß gewinnen zu können. Er kann ein Verhalten nur

---

<sup>28</sup> Vgl. Helmuth Plessner, *Homo absconditus*. In: *Die Frage nach der Conditio humana*. Suhrkamp Verlag Frankfurt a. M. 1976 (suhrkamp taschenbuch 361), S. 138 - 150.

verstehen, nachdem er es sowohl subjektiv als auch objektiv an sich selbst erfahren hat.

Hinzu kommt auch hier die Situativität eines Verhaltens. Situation und antwortendes Verhalten sind so aufeinander bezogen, daß die vermittelnden Faktoren ausdrücklich erfragt und im Sinne von Interpretamenten interpoliert werden müssen. Dabei stößt man auf einen mehrfachen, teils geteilten und teils nicht geteilten Sinn. Eine Antizipation ist möglich, doch muß sie sich in jedem Falle ihrer Angemessenheit versichern. Die Prüfung begegnet einem Widerstand, und sie wird noch mehr zu einem Problem, wenn ein solcher ausbleibt und das Gegenüber sich der zu ihm eingenommenen Perspektive fügt. Ein ausbleibender oder zumindest nicht mehr spürbarer Widerstand macht die Realitätskontrolle noch schwieriger, als sie ohnehin schon ist.

Aus dem Gesagten versteht sich von selbst, daß der Forschungsprozeß unter denselben Bedingungen steht, die für das untersuchte Verhalten selbst konstitutiv sind. Damit erhält auch die streng wissenschaftliche Behandlung eine hermeneutische Grundlage, von der sie gar nicht absehen kann, will sie nicht ihres Gegenstandes verlustig gehen. In jedem Falle sieht sich der Verhaltensforscher mit einer Sachlage konfrontiert, auf die er unter wissenschaftstheoretischen, methodologischen und humanen Gesichtspunkten ausdrücklich reflektieren muß. Erstens bringt er ein Vorverständnis mit, das er zunächst einmal von sich selbst her nimmt. Zweitens ist er zur Beschreibung eines fremden Verhaltens auf dessen Selbstausslegung angewiesen und muß in direkte Kommunikation mit dem Forschungsobjekt treten. Schließlich muß er drittens versuchen, einen Rahmen abzustecken, in dem das zu untersuchende Verhalten experimentell abrufbar ist und reproduzierbar gemacht werden kann. Von welcher Seite her auch immer dieses komplexe Bedingungsgefüge aufgeschlossen wird: der Forscher hat es stets mit allen Ebenen bzw. Seiten zu tun und kann auf keine der genannten Hinsichten verzichten. Aufs Ganze gesehen, läßt sich das experimentell erforschende und theoretisch erklärende Verfahren mit dem Selbstexperiment der phänomenologischen Beschreibung durchaus vergleichen. Und doch macht sich angesichts der Komplexität des Ganzen das Bedürfnis nach vereinfachenden Reduktionen geltend. Man ist geneigt,

der irrigen Vorstellung Raum zu geben, als ließe sich etwas völlig beherrschen. In Wahrheit hat der verfügende Zugriff immer nur ein Totes in der Hand und faßt nicht das Lebendige.

Weil es die sowohl freigebenden als auch bindenden Raum-, Zeit- und Sprachformen gibt, ist eine Verhaltenskonditionierung unter Rückgriff auf unbewußte Determinanten und in Verbindung mit äußeren Zwängen durchaus möglich und wird auch ständig in Anspruch genommen. Der Preis ist das Verkennen der sehr viel weiter reichenden Implikationen der wirklichen Lage, die man nicht überhaupt in der Hand hat. Ließe sich durch Setzung bestimmter Determinanten ein gewünschtes Verhalten mit Sicherheit hervorrufen und konsolidieren, so wäre man – so scheint es zumindest – auf die laufende Abstimmung in kommunikativen Prozessen nicht mehr angewiesen. Dies ist jedoch eine Täuschung, deren unliebsame Folgen nicht lange auf sich warten lassen. Auch wenn in der Absicht nur die Manipulierbarkeit liegt, kann die andere Dimension nicht ignoriert werden, in der ein Verhalten sich selbst versteht und selber bestimmt.

Auf die ontologische und erkenntnistheoretische Problematik der Reduktion bzw. Abbildung höchst komplexer Sachverhalte auf *eine* Ebene wurde bereits hingewiesen. Dem entspricht formal die Abbildung des Räumlichen auf die Fläche und die Festlegung der Zeit auf die Vergangenheit. Auch die Sprache läßt sich zu einem Sprachgefängnis machen. Und doch gibt es gegenüber diesen Engführungen nicht nur eine ethische Implikation, sondern darüber hinaus einen Vorbehalt in der Wirklichkeit selbst. Wenn man die Erkenntnisbemühung recht versteht, ist sie um der Wahrheit willen gegen jeden Reduktionismus, auch wenn auf vereinfachende Modellvorstellungen aus methodischen Gründen gar nicht verzichtet werden kann.

Die 'andere Seite' seines Tuns ergibt sich für den Verhaltensforscher somit nicht erst im Sinne des Imperativs, sich aus humanen Gründen im Sinnhorizont eines aufgeklärten Selbstbewußtseins zu halten und ethische Grenzen zu respektieren. Die Tendenz auf ein Verstehenwollen betrifft den methodischen Zugang selbst und nicht erst seinen vielleicht als entbehrlich betrachteten Überbau. Was lediglich eine Zusatzannahme zu sein scheint, verbindet sich mit dem methodischen Verfah-

ren selbst, von dem ein ethisch Gebotenes gar nicht abgelöst werden kann. Das Ethische ist schon in die Forschungssituation selbst eingebaut. Alles andere ist eine Vortäuschung falscher Tatsachen und erkaufte um den Preis einer tieferen Selbstblindheit.

Das Ganze erweist sich als ein *Bewußtseinsproblem* und betrifft eine Entscheidung darüber, wie weit Bewußtsein sein soll. Nun läßt sich Bewußtsein zwar einschränken, aber nicht überhaupt unterbinden. Der Bewußtwerdung sind also grundsätzlich keine Grenzen gesetzt, auch wenn sie durch Formbestimmtheiten und Betäubungsmöglichkeiten wirksam verhindert werden kann. Im Prinzip läuft die Frage darauf hinaus, wie lange Dogmen das Bewußtsein beherrschen können. Ein dogmatisch gebundener Standpunkt herkömmlicher Art hatte mit seinen Definitionen und mit den Reduktionen des „nichts anderes als ...“ weniger Schwierigkeiten. Aber er wollte ja auch nicht der Erkenntnis dienen, sondern gerade umgekehrt eine solche unterbinden. Für den Dogmatiker ist im Prinzip alles ganz einfach. Erwünschte Reaktionsbereitschaften werden aufgelistet, wobei jedes Mittel recht ist um sie zu erreichen. Auch das moralische Verhalten kann dann noch als konditioniert und konditionierbar verstanden werden. Der Pferdefuß liegt darin, daß Moral und Unmoral ununterscheidbar werden, wenn beides sich derselben Mechanismen bedient und diese gegen einen solchen Unterschied vergleichgültigt werden. Der Preis ist der Verlust der Unterscheidungskraft und die Hörigkeit. Auch wenn eine Vermischung und Einnivellierung der Ebenen und Qualitäten soziologisch, psychologisch und pädagogisch ständig stattfindet, wird dies dem sich weiterentwickelnden Bewußtsein nicht mehr gerecht. Verlangt ist nun, das Soziale und das Moralische trennscharf zu machen, und zwar auch an den Stellen, an denen beides bezüglich seiner sozialen Normierung und psychologischen Verankerung als ein *quid pro quo* betrachtet werden kann.

Wo aber, wenn nicht wiederum im Sozialen, ließe sich das Moralische verankern? Und was hat das Individuum dem Sozialen voraus, um als Träger des moralischen Bewußtseins einen Vorrang vor dem Kollektiv zu erhalten? Psychologisch betrachtet, ist das Individuum ein leeres Blatt und das Kollektiv der es ausfüllende Schreiber, und statistisch ge-

sehen kann daran auch gar kein Zweifel bestehen. Individuen passen sich an, sie verhalten sich erwartungs- und rollengemäß und wollen lieber Insider als Outcasts sein. Selbst die stigmatisierte Identität übernimmt noch den negativen Urteilsspruch über sich und treibt ihn weiter bis zur Selbstvernichtung. Und doch legt sich angesichts dieser überwältigenden Evidenz der Gedanke nahe, daß in Wirklichkeit das Gegenteil von alledem der Fall ist. Damit stellt sich die Frage, wie ein im Prinzip Nichtvereinbares gleichwohl auf eine gute Weise vereinbar gemacht werden kann. Dies ist nicht nur eine Frage des guten Willens, sondern ein Gebot der Wirklichkeit, die bei alledem nicht aus dem Spiel gelassen werden kann und deren Fortgang nicht in das Belieben des Menschen gestellt ist.

## 5. Rekapitulation und Zusammenfassung der bisherigen Ergebnisse

Aufgrund der bisherigen Erörterungen läßt sich folgendes Resumé ziehen:

1. Verhalten wird gelernt durch Aneignung einer Form, eines Inhalts und eines darauf bezogenen Sinns. Menschliche Situationen konstituieren sich gemäß Bedürfnissen, die durch Sinnhaftigkeit und ein darauf bezogenes Wollen bestimmt sind. Explizit gemachter Sinn ist sprachlich artikuliert und muß ausdrücklich reflektiert werden. Menschliches Verhalten ist somit nur möglich in einem sprachlich ausgelegten und kommunizierten Verständnishorizont, der in bestimmte gesellschaftliche und geschichtliche Lagen eingebettet ist, aber immer auch individuell beantwortet sein will. So weit ist die Vergangenheit der Nenner und ineins damit auch die Begrenzung eines Verhaltens im Lebensganzen.

2. Zu jedem Verhalten gehört ein allgemeines Vorverständnis, das sozio-kulturell bedingt ist und von Gesellschaft zu Gesellschaft variiert. Gleichwohl muß der Einzelne als ein solcher ein Verhaltensmuster aneignen und für sich selber produktiv machen. Sein Verhalten verlangt eine Interpretation der Situation und ist immer auch eine persönliche Leistung. Verhalten ist deshalb nie nur generalisierend, sondern immer auch individualisierend. Auch wenn sich in ihm ein Allgemeines ver-

körpert hat, ist der Einzelne dabei gefragt und kann, indem er seinen eigenen Beitrag klärt, zu sich selber kommen. In seinem Verhalten legt jeder sich selber aus, er zeigt damit, wer er ist und erwartet vom Anderen, auch so gesehen und verstanden zu werden. Sich-Verstehen und Verstandenwerden aufeinander abzustimmen ist eine Leistung, die immer neu erbracht werden muß. Wie und wodurch ein Verhalten motiviert ist, ist deshalb ausdrücklich zu erfragen, und zwar im Einzelfall. Menschliches Handeln muß sich in seinen jeweiligen Hinsichten und Absichten selbst auslegen und bezugsrelativ machen. Man kann die Angemessenheit eines Verhaltens also nur feststellen, wenn die gegenwärtige Situation mit in Betracht gezogen und zum Ausgangspunkt genommen wird.

3. Eine Aktualität kann schon ihrem Begriff nach nicht normiert sein und fest-gestellt werden. Sie verlangt eine je zu treffende Auslegung der Situation, die aufgenommen werden muß und dabei auch verfehlt werden kann. Daraus folgt, daß man ein Verhalten nur erklären kann, wenn man seinen Sinn in einer bestimmten Situation erfaßt. Seine Bedeutung läßt sich nicht vorweg wissen und festlegen. Auch wo Situationen erwartbar gemacht sind, müssen die darauf bezogenen Verhaltensweisen aus der aktuellen Situation heraus verstanden und beantwortet werden. Verhalten als Interaktion und Kommunikation ist auf aktualisierende Bedingungen und nicht antizipierbare Vorgänge angewiesen. Es steht zwar unter allgemeinen Bedingungen, die aber selber wiederum von Fall zu Fall ausgehandelt und angepaßt werden müssen. Was die Außenbeziehung dazu nicht hergibt, regelt ein inneres, in die jeweilige Gegenwart eingezogenes Netz, das sich unter den Bedingungen der Aktualität immer neu herstellt.<sup>29</sup> Bei den hier gegebenen, sich momentan öffnenden und wieder schließenden Kanälen werden die Grenzen fließend.

Wird das Erfordernis der Aktualisierung einseitig in den Vordergrund gerückt und ein gezeigtes Verhalten unter dem Aspekt der Interaktion

---

<sup>29</sup> Die Quantenphysik hat auf den Sachverhalt einer sich *diskontinuierlich* aufbauenden Wirklichkeit diesseits der raum-zeitlichen Kontinuität der Weltgegebenheit erneut aufmerksam gemacht.

und Kommunikation betrachtet, so kann es letztlich nur aus und durch sich selbst verstanden werden. Äußere Gegebenheiten und internalisierte Strukturen sind zwar mitbedingend, aber grundsätzlich nicht determinierend, insofern die Bedeutung eines Verhaltens im konkreten Fall erst noch auszumachen ist. Die im Verhalten gegebene Tendenz, Gewohnheiten zu bilden und Reaktionsmuster aufzubauen bzw. zu übernehmen, ist damit nicht bestritten, und auch die Möglichkeit einer Beschreibung des Verhaltens mittels Variablen, die im Sinne funktionaler Abhängigkeit gesetzmäßig verbunden sind, kann nicht in Abrede gestellt werden. Betont werden muß jedoch, daß damit nur *ein* Aspekt des Verhaltens zur Geltung gebracht wird, der notwendig einer Ergänzung bedarf. Ihm zur Seite steht mit gleichem Recht und Gewicht das Prinzip der Selbstbestimmung in situativ und kommunikativ zu aktualisierenden Bezügen. Nur beide Aspekte zusammen ergeben eine angemessene Vorstellung von dem, was Verhalten ist. Strikt allgemeine Erklärungen kann es aus diesem Grunde gar nicht geben. Verlangt ist ein laufendes Sich-aufeinander-Einspielen und gegenseitiges Sich-Abstimmen, das nie ein für allemal festgeschrieben werden kann. Von daher verstanden, ist Verhalten immer nur eine Übereinkunft *für jetzt*. Die Antwort von gestern gilt heute schon nicht mehr. Die *jeweilige* Interaktion will aus sich selber verstanden werden und erzeugt, wie beim Gespräch, ihre Fortsetzbarkeit durch sich selbst. In einem wesentlichen Sinne ist hier alles im Fluß. Dies gilt auch für den Fall, daß bestimmte Verhaltensweisen zum Stereotyp geronnen sind. Auch die stereotypen Wiederholungen unterstehen noch dem Fluß und können aus diesem Grunde nicht vollkommen gleich sein. Das heißt, daß auch die Verhaltensstereotype dem fortlaufenden Geschehen überantwortet sind und zerfallen, wo sie nur noch mechanisch reproduziert werden. Menschliches Verhalten ist im Ganzen kommunikativ und kann nur in Teilssegmenten einer geschalteten Reaktionsbasis überlassen werden. Die von außen herangetragene Verhaltensstandards reichen also nicht aus, um ein Verhalten erwartbar zu machen, und noch weniger können sie dazu dienen, es zu verstehen. Verhalten kann nie nur eine durch Strukturmuster und funktionale Abhängigkeiten gebundene Variable sein. Aktualisierende Bedingungen wie Ort, Zeit und Gelegenheit sind mit-

konstitutiv für jedwedes Verhalten. Das Aufnehmen und Thematisieren eines Sinnhorizonts, einer Bedeutungsstruktur und einer Antwortbereitschaft kann grundsätzlich nicht einem mechanisch geschalteten Verhaltensrepertoire überlassen werden. Ein solches müßte, in Reinform zur Anwendung gebracht, auf der Stelle zusammenbrechen. Auch wo biologische oder ins Unbewußte abgesunkene Verhaltensdeterminanten hereinspielen, deren man sich nicht erwehren kann und denen zu folgen man geneigt ist, stellt die je spezifische Äußerungsform eine eigene Leistung dar und erweist sich darin als interpretationsbedürftig. Positiv zu werten ist die daraus zu ziehende Konsequenz: Auch das Stereotype und das Maschinenmäßige am Verhalten kann produktiv gemacht werden, und dies über den Sinn der Reproduktion hinaus.

4. Wenn nur das Individuum als solches etwas versteht und beantworten kann, läßt sich die damit verbundene Aufgabe nicht an andere Instanzen delegieren. Streng gefaßt, gibt es gar kein Verstehen im allgemeinen, sondern allenfalls die durchschnittliche Erwartung in bezug auf ein solches. Wo mit einem Verhalten keine Verstehensmöglichkeit verbunden ist, spricht man von Übersprungshandlungen, die die Situation verfehlen und beim Gegenüber auch gar nicht ankommen können. Weil Verhalten ein gegenseitiges Sichverständigen verlangt, entspricht es nie völlig der Erwartung und schließt einen Spielraum möglicher Abweichung notwendig ein. Unterschiedliche Antworten auf die gleiche Situation sind eher zu erwarten als die gleiche Reaktion. Auch die durch biologische und soziale Bedingungen vorweg definierten Verhaltensmuster eröffnen einen Spielraum, in den das Subjekt sich einbringen kann und muß. Dies gilt nicht nur für den Fall, daß einer bestrebt ist, die ihm entgegengebrachten Erwartungen zu erfüllen und sich rollenkonform zu verhalten. Es gilt auch für den Fall, daß die Intentionen bzw. Erwartungen nicht übereinstimmen und auf Konfrontation gegangen wird. Aus dem Mitspielen kann ein Gegenspielen, aus dem Anerkennen sozialer Verbindlichkeit ein offener oder insgeheimer Protest werden. Äußere Nötigungen und innere Zwänge (Gewohnheiten, Ängste, Schuldgefühle usw.) schränken diese Aussage zwar ein, heben ihre Geltung aber nicht auf.

Eine totale Vergegenständlichung bzw. Objektivierung des Verhaltens im Sinne behavioristischer Annahmen ist aus den genannten Gründen gar nicht möglich. Die damit gegebene Grenze der Methodisierbarkeit und Funktionalisierbarkeit ist unüberschreitbar. Da das Sich-verhalten notwendig einen Spielraum möglicher Abweichung von der sozial definierten Norm bzw. Erwartung einschließt, ist der Einzelne aufgefordert, sich in seiner Freiheit zu ergreifen und selber zu bestimmen, und er ist dazu auch in der Lage, wenn er nur den Mut dazu hat. Menschliches Verhalten kann im ganzen nur beschrieben werden unter der Voraussetzung eines die Situation interpretierenden und sich in ihr verhaltenden Subjekts, wobei ein Gewordenes in die aktuelle Beziehung eingeht und sie vorauslegt, aber gleichwohl eine schöpferische Antwort verlangt. Viele Züge des menschlichen Verhaltens: seine symbolische Verfaßtheit und große Variabilität; seine Selbstvermittlung im Medium der Sprache; seine konstitutive Zweideutigkeit, die Indirektheit, Doppelbödigkeit und Verstellung ermöglicht – all dies kann nur von der Perspektive eines sich verhaltenden Subjekts her angemessen in den Blick gebracht werden.

In alledem hat die situative, leibhafte und kommunikative Bedingtheit des Verhaltens nie nur ein unpersönliches, sondern immer auch ein individualisierendes und persönlich zu vertretendes Moment. In welchem Sinne das individualisierende Moment mitkonstitutiv ist, kann nur im Zusammenhang mit einer Theorie der Zeit beantwortet werden, die ja nie nur vergangenheitsgebundene, sondern auch gegenwartsbezogene, ungebundene Verlaufsformen vorsieht. Aus dem Zusammenspiel von Organismus und Sprache, Situation und Verhalten – um den Bezugsrahmen auf diese Faktoren zu beschränken – ergibt sich eine Indirektheit und Mehrdeutigkeit möglichen Verhaltens, das von vornherein auch für Verstellung, Täuschung und List offen ist. Was man in dieser Hinsicht bei sich selber findet, läßt sich auch im Tierreich nachweisen. Das bedeutet, daß der Spielraum der Freiheit hier, wenn schon nicht in den eigenen Willen gelegt, so doch in die Struktur von Zeit, Raum und Lebensform bereits eingebaut ist. Eine Freiheitsanalogie zwischen Mensch und Natur ist also durchaus berechtigt, und

es wird im positiven wie im negativen Sinne ja auch reichlich Gebrauch von ihr gemacht.

Die wirklichen Gegebenheiten sind also wesentlich komplexer, als das behavioristische Verhaltensmodell sich dies eingesteht. Um dies mit ein paar verhaltensbiologisch gut erforschten Beispielen zu belegen: Auch so unmißverständlich erscheinende Verhaltensweisen wie Drohgebärden, Angriffshaltungen oder Fluchtreaktionen müssen als solche wahrgenommen werden, um entsprechend darauf reagieren zu können. Die Dimensionen von Zeit und Raum und geben dem Verhalten auch schon im Tierreich einen möglichen mehrfachen Sinn. Auch für das Tier ist es grundsätzlich möglich, anders zu reagieren, ohne daß dies unangemessen oder gar 'falsch' wäre. Dieser ganze Spielraum möglicher Ausgestaltung muß abgeblendet werden, um von einem rein mechanischen, quasi-automatischen Reagieren ausgehen zu können. Aber auch dann kommt man nicht ohne Zwecke aus, die selber wiederum doppelsinnig bleiben: Sichtotstellen als Selbsterhaltungs-„Trick“; mit verhaltener Angriffsgebärde verbundene „Demutshaltung“; im Gewand seines Gegenteils bekundetes „Liebesverlangen“; „maskierte“ oder „leerlaufende“ Bedürfnisbefriedigung usw. usf. Das ganze Naturleben ist von derartigen, mit Verstellungskünsten verbundenen Zurschaustellungen durchsetzt. Auch die Pflanzen stellen ihre Blüten zur Schau und arbeiten mit Verführungskünsten, deren Raffinesse menschliches Liebeswerben in den Schatten stellt.

Das ganze ist ein Spiel mit offenem Ausgang. Um sich zu verhalten genügt es nicht, auf die elementaren Gemeinsamkeiten des Lebens zu rekurrieren, als ob die Passung von Organismus und Umwelt damit schon hergestellt wäre. Auch die biologisch vorgeprägten Muster sind durch Zeit, Ort und Gelegenheit bestimmt und eröffnen einen Spielraum möglichen Verhaltens, in den das Individuum sich mit seinem eigenen, sei es angeborenen, sei es erworbenen Können einbringen muß. Diese Subjektstellung ist auch dann noch gegeben, wenn ein Lebewesen nicht mehr anders kann als zwanghaft zu reagieren.

Es kann also gar nicht darum gehen, die beiden Seiten eines Verhaltens gegeneinander auszuspielen und das Paradigma der Kommunikation mit dem Paradigma des Vorgeprägtseins und der Konditionierung

zu konfrontieren. Beides macht nur zusammen überhaupt einen Sinn. Wenn verschiedene Antworten auf die gleiche Situation möglich sind und über die Bedeutung eines Verhaltens nichts definitiv vorentschieden ist, ist eine totale Vergegenständlichung im Sinn des behavioristischen Verhaltensmodells unmöglich. Dies gilt nicht erst für den Menschen, sondern für das Leben insgesamt, in welchen Formen auch immer es sich darstellt. Der Rückgang auf immer allgemeinere Verhaltensdeterminanten leitet systematisch fehl, wenn und insofern jedwedes Verhalten sich in kommunikativen Bezügen bestimmt und selber auslegt. Der Mensch hat hier nur eine größere Bandbreite möglichen Gelingens und möglicher Verfehlung. Leib, Seele und Geist sind in ein und derselben Lebensform verkörpert und können sich nicht gegenseitig die Schuld für eine Misere in die Schuhe schieben. Eine reflexive (Selbst-)Interpretation des Verhaltens kann nur unter der Bedingung abverlangt werden, daß dieses sich von vornherein selbst auslegt und im Spielraum konkreter Möglichkeiten auch selber bestimmen kann. In diesem Sinne schließt auch das abgenötigte Verhalten noch eine Stellungnahme und damit einen Spielraum möglicher Ausgestaltung, Abweichung und Verweigerung ein.

5. Als Grundvorgang hat sich herausgestellt: Die Entwicklung einer Bedeutungs- und Interpretationsstruktur ist kommunikativ und nicht reaktiv. Auch wo physikalische und biologische Verhaltensdeterminanten gegeben sind, muß die spezifische Motivationslage und Äußerungsform eines Verhaltens sich selbst auslegen und ist darin auf kommunikative Verständigung angewiesen. Ein Beispiel ist das Liebeswerben, das die ganze Natur durchdringt und nicht nur mit Befriedigungen, sondern auch mit Versagungen verbunden ist. In Zeit, Ort und in den jeweiligen Bezug ist auch schon rein biologisch ein Freiheitsmoment eingebaut, das beim Menschen nur noch zu sich selber gebracht werden will. Von abgestuften Freiheitsgraden kann man bei den Naturreichen in dem Sinne reden, daß eine offene, immer von neuem herzustellende Korrelation von Organismus und Umwelt einen Spielraum braucht und damit notwendig ein Freiheitsmoment einschließt. Während Tier und Pflanze von dieser Freiheit Gebrauch machen, ohne sie willentlich ausüben zu können, läßt sich eine Interpretation menschlichen Verhal-

tens nur unter der Voraussetzung geben, daß dieses sich willentlich bestimmen und damit verbunden auch selber zu deuten vermag. Menschliches Sich-Verhalten schließt nicht nur einen Spielraum möglicher Gestaltung ein; es verlangt Stellungnahmen, die ausdrücklich geleistet werden müssen und auch dann noch geleistet werden, wenn das Ganze aus der Hand gegeben und anderen Instanzen überlassen wird. Allzuviel hat der Mensch seiner Herrschaft überlassen, und diese übergab dem Unbewußten, was, mit Bewußtsein getan, ihn weniger schnell in die Verwirrung geführt hätte.

## 6. Methodologische Folgerungen

Beim Verhältnis der Methodologien kann es nicht weiterhin um eine endlose und fruchtlos werdende Kontroverse gehen. Nicht ein Paradigmenwechsel, sondern eine Verbindung der verschiedenen Paradigmen ist angesagt. Produktiv wird nur deren Verbindung auf *beiden* Seiten, so daß aus jeder Methode auch noch etwas werden kann, was nicht bereits vorausgedacht worden ist. Ich habe als Grundlagentext für den Vergleich von Logik und Hermeneutik nicht ohne Bedacht das menschliche Verhalten angesprochen. An ihm läßt sich nicht nur der innere Antagonismus zwischen logischen und hermeneutischen Verfahrensweisen aufweisen, sondern auch deren Angewiesenheit aufeinander deutlich machen. Aus dem Gesagten ergibt sich als Konsequenz: Die Verhaltensdeterminanten liegen letztlich auf derselben Ebene, auf der auch der Forschungsprozeß sich abspielt. Verhalten erschließt sich auf der Ebene der Gedanken bzw. Absichten und wird konkretisiert in sprachlicher Kommunikation. Auch wenn man aus der vergegenständlichenden Beobachtung und Analyse eines gezeigten Verhaltens Schlüsse ziehen kann, kommt man um das Verhältnis von 'Innen' und 'Außen' grundsätzlich nicht herum. Die wissenschaftliche Beobachtung, Beschreibung und Analyse des Verhaltens bekommt dadurch eine (selbst-) hermeneutische Grundlage, von der auch der neutrale Beobachter gar nicht absehen kann. Die vollständige Reduktion und Festbeschreibung auf äußere Items bleibt ein Wunschtraum, der sich über

seine Motive Rechenschaft zu geben hat und seine Unerfüllbarkeit einsehen lernen muß.

Auf der anderen Seite ist das Verhalten aber auch nach Maßgabe elementarer Bedürfnisse und Nöte bestimmt und läßt sich durchaus ein Stück weit als Reaktion auf äußere Reize gemäß vorgefertigten Verhaltensmustern beschreiben. Vermöge der biologischen Grundlage, der sozialen Normierung und der Ausbildung von Gewohnheiten nimmt es in vielem eine überindividuelle und unpersönliche Bedeutung an. Prägende Faktoren sind an erster Stelle die leiblichen Bedingungen und die zwischenmenschlichen Verhältnisse, in denen alles Gelingen und Verfehlen grundgelegt wird. Nicht nur der soziale Status und die mit ihm verbundene Rolle ist hier vordefiniert; auch die Kommunikation verläuft in ausgetretenen Bahnen und macht Verhalten erwartbar. Dabei ist nicht nur die von Gehlen betonte Entlastung vom ständigen Entscheidungsdruck wichtig. Ohne Stereotype könnte der Mensch sich in die größeren Verbände gar nicht einbringen, in denen er, um verstanden zu werden, auch seinen individuellen Selbstaussdruck gemäß überindividuellen Bedeutungen und Kommunikationsformen gestalten muß.

Verlangt ist somit der Ausgang von der konstitutiven Mehrseitigkeit der Sachlage und ihrer Perspektiven. Der diese Darstellung leitende Grundgedanke wurde bereits in der Einleitung angesprochen: daß man stets beide Seiten einer Sache sehen und in ein Verhältnis zueinander setzen müsse. Gegenüber dem reduktiven „nichts anderes als ...“ wird damit die irreduzible Mehrseitigkeit der mit dem menschlichen Verhalten gegebenen Sachlage zum methodologischen Prinzip gemacht. Von irreduzibler Mehrseitigkeit kann nur gesprochen werden, wenn die verschiedenen Seiten inkommensurabel sind und sich zwar verbinden, aber nicht aufeinander reduzieren lassen. Mit der Rede von einer „Mehrseitigkeit“ wird aber auch betont, daß die verschiedenen Seiten sich nicht auseinanderdividieren lassen und eine gleichzeitige Berücksichtigung verlangen.

Das damit verbundene existentielle Problem macht auch das methodologische Problem komplex und seine Einlösung schwierig. Ein Bruch in alledem kann gar nicht übersehen werden. Das subjektive und das

objektive Moment des Verhaltens kann weder im Intentionalen noch im Funktionalen zur vollen Übereinstimmung gebracht werden. Weil die Sinnsetzungen sowohl individuell als auch überindividuell sind, und weil auch das Erwartbare noch durch die Leistung des Subjekts mit Leben erfüllt werden muß, sind stets Brüche vorhanden, die grundsätzlich nur durch Selbstbeteiligung auf dem Wege der Kommunikation überbrückt werden können. Auch die krankhaft gewordene Stereotypie eines Verhaltens und die autistische Selbstabschließung haben ihren Grund in mangelnder Kommunikation und bleiben auch dann noch im sozialen Bezug, wenn sie diesen durch sich selbst minimieren.

In den Wissenschaften vom Menschen ist somit das Entweder-Oder (die Unverträglichkeit verschiedener Aspekte bzw. Seiten) mit dem Sowohl-als-auch (dem Erfordernis ihrer Verbindung) zu verbinden. Die Verhältnisse zwischen Innen und Außen: Spontaneität und individuelle Abwandlung einerseits, Kollektivität und stereotype Reproduktion andererseits, lassen sich weder gleichen noch voneinander trennen, wenn menschliches Verhalten möglich sein, verstehbar und theoretisch aufgeschlossen werden soll. Die kommunikative Beziehung wäre verkürzt, wenn das Moment der Distanzierung und Vergegenständlichung in ihr unterschlagen wird, und sie wäre verfehlt, wenn allein diese Tendenz verfolgt und zum Ausdruck gebracht würde. Der Mensch muß nach außen treten und sich selber gegenständlich machen, wenn Kommunikation und Interaktion für ihn möglich sein soll, und er muß diese Vergegenständlichung wiederum hinter sich lassen, um eine gelingende Beziehung herstellen zu können. Beides zu verbinden ist eine Gratwanderung an Abgründen entlang.

Die damit verbundene Tragik ist bekannt und wird durch das Gesagte gleichzeitig in ein versöhnliches Licht gerückt. Indem Verhältnisse und Beziehungen sich einspielen, schaffen sie sich feste Formen und verlieren zwangsläufig einen Teil ihrer anfänglichen Lebendigkeit. Und doch bedeutet dies keinen Verlust der in ihnen gegebenen Freiheit und Offenheit. Die menschliche Beziehung lebt in und aus Formen, und sie lebt mehr noch davon, daß deren Verkrustung wahrgenommen und wieder durchbrochen wird. Das damit verbundene Dilemma ist durch das Leben immer schon gelöst und schneidet doch ins Fleisch.

Eine ganz ins Äußere und Äußerliche gelegte Beziehung wird leer und verliert ihren Reiz, und die gänzliche Verweigerung der Vergegenständlichung macht das Eingehen eines Bezugs unmöglich. Wenn man will, kann man hier von einer Dilemmastruktur reden, die das perpetuum mobile in Gang hält. So sehr also zwischen den verschiedenen Aspekten des menschlichen Verhaltens ein Antagonismus herrscht, so daß sie sich im Extrem ausschließen, so sehr leben sie voneinander in wechselseitiger Angewiesenheit.

Gleiches gilt für die Methodenfrage. Logisch-empirische und hermeneutische Prinzipien und Verfahrensweisen lassen sich nicht ineinander auflösen und bleiben in ihrem Grundansatz inkongruent, ja inkommensurabel. Und doch können sie nicht ohne einander auskommen, wenn es darum geht, den menschlichen Situations-, Lebens- und Erkenntnisbezug hinreichend zu beschreiben und im Sinne eines zu erwerbenden Könnens zu leisten. Alles spricht für eine Verbindung der kontrovers verhandelten wissenschaftstheoretischen Positionen. Dabei können auch die gegenseitigen Vorwürfe nicht ausbleiben. Eine Hermeneutik, die ihre eigenen Grundbegriffe nicht hinreichend klärt und sich das logische Erfordernis der möglichst eindeutigen Bestimmung ihres Gegenstandes nicht zu eigen macht, verfehlt ihre Sache und wird auch der Sprache nicht gerecht, die ja nicht nur Bedeutungen normiert, abschleift und unscharf macht, sondern auch die Tendenz aufs Genaue in sich hat und beides im Aufbau von Strukturen und semantischen Feldern gleichermaßen zur Geltung bringt. Das Gleiche gilt für das Verhalten, das spontan und originell sein will und dennoch, um verständlich zu bleiben, einen unpersönlichen Charakter annehmen muß.

Es bleibt also bei der konstitutiven Mehrseitigkeit der Sachlage und ihrer Perspektiven. Ich habe die daraus resultierende, doppelwendige Strategie am Beispiel des menschlichen Verhaltens und seiner Erforschung deutlich gemacht. Verhalten als sinngebende Selbstdarstellung und Verhalten als Reaktion auf äußere Bedingungen sind zwei nicht aufeinander zurückführbare Seiten von ein und derselben Münze. Die beiden Seiten sind gegenläufig und doch nicht voneinander zu trennen, was dazu führt, daß die eine Seite auch auf Kosten der anderen zur Geltung gebracht werden kann. Asymmetrien sind möglich, aber nur

innerhalb des Bezugs. Dem entsprechend, muß das Anliegen des Verstehens zurücktreten, wenn es um die Erklärung von Verhalten im Rahmen allgemeiner Bedingungsgefüge und gesetzmäßiger Zusammenhänge geht. Das Bemühen zu verstehen ist primär an der Freiheit des Verhaltens, der persönlichen Form und der kommunikativen Kompetenz seines Trägers orientiert, während das Erklären aus Bedingungsbeziehungen ein im Prinzip unfreies Verhalten zur Grundlage und Zielperspektive macht. Aber auch wenn Machtstreben und Erkenntniswille sich hier scheiden, muß um der Lebenseinheit willen gesagt werden, daß die beiden Seiten sich grundsätzlich nicht voneinander trennen und ausschließlich behaupten lassen.

Der nicht zu beseitigende Antagonismus beider Ansätze läßt sich nur bewältigen durch die Unterscheidung *und* Verbindung verschiedener Ebenen, auf denen unterschiedliche Lebensbedürfnisse und Daseinsperspektiven gleichzeitig zum Austrag kommen. Eine Konsequenz aus dieser Einsicht ist, daß der einseitige Rückgriff auf allgemeine Verhaltensdeterminanten menschlichem Verhalten nicht gerecht wird und auch in der tierischen Verhaltensforschung zunehmend an die zweite Stelle rückt. Auch Tiere sind Seelenwesen und keine Maschinen, oder besser gesagt: Menschen und Tiere sind sowohl Subjekte als auch Maschinen. Damit setzt sich auf allen Ebenen ein interaktives Paradigma durch und wird für die Forschung verbindlich. Das bedeutet keineswegs den Triumph der hermeneutisch-kritischen Seite, die oft genug in einem Vorverständnis stecken bleibt, wenn sie nicht lernt, sich selber experimenteller Verfahren zu bedienen, insbesondere des Selbstexperiments. Auf der anderen Seite muß hingewiesen werden auf den komplexen, geschichtlich-gesellschaftlichen Bezugsrahmen wissenschaftlicher Theoriebildung, innerhalb dessen das streng methodisierte Verfahren des kontrollierten Experiments und die darauf bezogene, hypothetisch-deduktive Rekonstruktion von Wissenszusammenhängen nur *eine* Form möglicher Erfahrung und Realitätskontrolle darstellt. Aber auch das bleibt unergiebig, solange nicht *jedes* methodologische Verfahren entsprechend der Trias „Logik – Hermeneutik – Ideologiekritik“ durch die anderen Zugriffsweisen flankiert wird.

Die ontologischen und bewußtseinstheoretischen Rahmenbedingungen sind für alle Methoden dieselben: unbestimmte Grundlagen und unscharfe Ränder, Subjekte und Objekte, reich instrumentierte Äußerungs- und Darstellungsformen, ein sie aufschließendes Genaueres und zwischen alledem die Möglichkeit zur Verständigung. Alles zusammen verweist auf ein großes Ganzes, das mit sich in Übereinstimmung ist und auf den verschiedensten Nennern und Wellenlängen eine Korrespondenz ermöglicht. Für das Ganze zählt im Saldo allein das Positive. In dem was wahr und wirklich ist, gibt es keine streitenden Reiche, sondern nur ein universales, alles mit allem in Verbindung bringendes Grundprinzip der Verknüpfung. Der faktischen Vernetzung von allem mit allem müssen auch die Zugangsweisen zum Wirklichen entsprechen, soll Bewußtwerdung und Erkenntnis in ihnen möglich sein.

Auch wenn eine einseitige Betrachtung möglich und für bestimmte Zwecke aufschlußreich ist, kann die abgeblendete andere Seite nicht außer acht gelassen werden. Dies gilt insbesondere für den Erkenntnisgewinn, den man aus einer Untersuchung ziehen will. Die einseitig verfolgte Tendenz auf allgemeine Verhaltensdeterminanten und festgelegte Verhaltensmuster fördert keine Erkenntnis, insofern hier nur noch auf allgemeinste biologische Prinzipien wie Anpassung unter den Bedingungen der Selbsterhaltung zurückgegriffen werden kann. Aber auch bei dieser begrifflich unterbestimmten Voraussetzung spielt, näher besehen, das Lokale, Aktuale und Kontingente eine größere Rolle, als gemeinhin angenommen wird. Dem trägt der Widerspruch in der Technik der Konditionierung Rechnung, die, in Reinform betrachtet, eine allgemeine Gesetzmäßigkeit zugrundelegt, wiewohl sie von einer solchen im Grunde gar nichts wissen will. Wo scheinbar beliebig konditioniert werden kann, bleiben die wirklichen Zusammenhänge außer acht und müssen doch vorausgesetzt werden.

Das Verhalten hat sowohl eine verallgemeinernde als auch eine auf Kontingentes bezogene Tendenz an sich. Bezüglich dieses Zusammenspiels kann man letztlich nur von einer *Kausalität der Freiheit* sprechen, die, sich verkörpernd, in gebundene Formen überführt und wieder aus ihnen herausarbeitet. Erst wenn diese beiden Aspekte zusammengesehen werden, kann man von einem „Verhalten“ reden und läßt dieses

sich in seiner produktiven Leistung aufschließen. Verallgemeinert gesprochen heißt das, daß auch die allgemeinen, biologischen und soziokulturellen Verhaltensdeterminanten geschichtlich erworben sind und – was den Menschen betrifft – personal bestimmt werden müssen.

Der Spagat der Methodologien ist damit nicht ausgeräumt; in der Sache selbst aber sind sie zusammengehalten und bleiben aufeinander angewiesen. Während in der einen, unfrei machenden Richtung die Tendenz besteht, auf sprachlos bleibendes und seiner selbst unbewußtes Verhalten zu rekurrieren, zentriert die aufklärerische Richtung sich auf sprachliche Kommunikation und wachsende Bewußtheit. Kommunikation öffnet die Beziehung nach beiden Seiten hin, während sich mit der Sprachlosigkeit eine funktionelle Eingespieltheit und selbstabschließende Tendenz verbindet. Der sich daraus ergebende Autismus, so faszinierend er unter manchen Aspekten erscheint, kann nicht die letzte Antwort des Lebens auf die Lebensfragen sein.

## ERSTER EXKURS

### ZUM VERHÄLTNIS VON PHANTASIE UND WIRKLICHKEIT

Ein Verhalten kann gelingen oder daneben sein, und doch nimmt es in beiden Fällen für den, der handelt, unter der Hand Realitätscharakter an. Dem entsprechend, formuliert William Thomas sein Theorem: „Wenn Menschen Situationen als real definieren, dann sind diese in ihrem Folgen real.“<sup>30</sup> Das heißt, daß auch der Ausgang von irrealen Annahmen reale Folgen zeitigt. In diesem Sinne gehen Phantasie und Wirklichkeit für den Menschen ständig ineinander über.<sup>31</sup> Bilder (Wunschbilder, Selbstbilder, Fremdbilder usw.) haben im Prozeß der Interaktion reale Folgen und bekommen so ein Gewicht, das ihnen an sich gar nicht zusteht. An das Bild der Liebe oder des Hasses heften sich reale Empfindungen, die jenen Bildern wiederum zu ihrer Wirksamkeit verhelfen. „Einbildung“ wird so selber zur Seinsmodalität: Realität kann eingebildet sein! Bedürfnisse und Erwartungen sind von Projektionen durchsetzt und kaum je realitätsgerecht, und doch werden auf ihnen ganze Welten errichtet.

Das Gesagte gilt in gesteigertem Maße für negative Bewußtseinszustände, denen der Realitätsbezug mangelt und die deshalb auch ihre Unterscheidungskraft verlieren müssen. Deutlich wird das bei abgespaltenen Emotionen wie Angst und Gier. Sie schalten bezüglich des ihnen Begegnenden ganz automatisch auf zirkuläre Selbstbestätigung und verleihen ihrem Gegenstand eine „Quasi-Realität“, deren sie sich wiederum fiktiv bedienen. Das Fehlen eines objektiven Realitätskriteriums hat Konsequenzen, weil man auf dem Nenner der Angst oder der Gier mit illusionären Sinngebungen und darauf bezogenen Selbstreizie-

---

<sup>30</sup> Zit. nach E. H. Volkert (Hrsg.): William J. Thomas, Person und Sozialverhalten. Luchterhand Verlag Berlin 1965, S. 29. Eine altindische Weisheit drückt denselben Sachverhalt noch kürzer aus: „So wie du denkst, so wird es sein (yad bhavam, tad bhavati).“

<sup>31</sup> Vgl. dazu auch M. Buber, Elemente des Zwischenmenschlichen. In: Das dialogische Prinzip, a. a. O., S. 277 ff.;

rungen rechnen muß, die sich wie eine self-fulfilling-prophecy auswirken. So mit sich kurzgeschlossen, spielt es keine Rolle mehr, daß in Wirklichkeit auch alles ganz anders sein könnte. Die grundsätzlich mögliche Unangemessenheit der Vor-Struktur konterkariert auch die Erkenntnisbemühung, solange diese bezugsrahmenabhängig bleibt und den Überstieg über diese Schranke hinaus nicht leistet.

Die sozialen und mehr noch die virtuellen Welten bieten für den Zusammenhang von Phantasie und Wirklichkeit ein reiches Anschauungsmaterial.<sup>32</sup> Der Mensch hat seinen Weg begonnen als Träumer, und Traum und Wirklichkeit sind für ihn nach wie vor nicht unterscheidbar, es sei denn einer wacht auf zur Wirklichkeit.<sup>33</sup> Dagegen gibt es starke Widerstände, weil man glaubt so alles zu verlieren. Bedürfnislagen und darauf bezogene Wunschphantasien sind nicht nur bilderschaffend; es bilden sich durch sie auch Lebensformen und -gewohnheiten heraus, auf deren wiewohl brüchiger Grundlage gelebt und gehandelt werden kann. Um anziehend zu wirken, setzt man sich ins rechte Licht und schafft es in der Tat – mit welchen Mitteln auch immer – anzukommen und zu überzeugen. Der „Traumtänzer Mensch“ braucht gar keinen festen Boden unter den Füßen, auch wenn er einen solchen durchaus hat und sich dies eingestehen könnte.

Der ganze psychische Apparat folgt der „Magie der Bilder“, die sich auch dann nicht ent-täuschen lassen, wenn Frustrationen mit ihnen verbunden sind. Wie immer in Szene gesetzt, zur Schau getragen und mißbraucht, ist das darin zur Geltung kommende Bild- und Spiegelwesen tief und voller Kraft. Dank seiner Einbildungskraft bringt der Mensch seine innere und äußere Wirklichkeit allererst hervor. Er macht sich selber zu einem Bild, und das Bild wiederum zu einem Menschen. Die Frage ist jedoch, ob die so eingebildete Wirklichkeit sich dann durch nichts mehr unterscheidet von dem, was in Wirklichkeit vor sich geht und der Fall ist. Bei näherem Zusehen ist deutlich, daß das Amalgam von Phantasie und Wirklichkeit immer nur die eine Seite der

---

<sup>32</sup> Vgl. dazu Joachim Koch, Abschied von der Realität. Das illusionistische Zeitalter. Rowohlt Verlag Reinbek bei Hamburg 1988.

<sup>33</sup> Dies ist eine übliche Definition für „Erleuchtung“.

Münze sein kann. Härter ist deren andere Seite: daß Projektionen an der Unerreichbarkeit des Anderen und am Widerstand der Wirklichkeit zuschanden werden. Im „Kampf der Bilder“ erstreitet man sich Wirklichkeits*geltung* – und was Gewinn war erweist sich als Verlust. Hinzu kommt, daß Bilderwelten – wie die Lebensformen allgemein – dem Verschleiß ausgesetzt sind und zur Gewohnheit geworden an einer latenten inneren Aushöhlung leiden.

Die damit verbundene Doppeldeutigkeit, ja Zweischneidigkeit des Bilderwesens hat Ronald D. Laing im Anschluß an Sartre herausgearbeitet und an der Jugendschizophrenie mit eigener psychotherapeutischer Erfahrung verbunden.<sup>34</sup> Es gelten hier zwei sich widersprechende Sätze, aber nur wenn man von beiden zugleich ausgeht, erfährt man etwas über das prekäre Verhältnis von „Sein“ und „Scheinen“ beim Menschen:

1. „Einbildung“ und „Wahrnehmung der Wirklichkeit“ sind, psychologisch betrachtet, durch nichts getrennt. Gleichzeitig aber sind sie
2. in Wirklichkeit wie durch einen unsichtbaren Vorhang absolut getrennt.<sup>35</sup>

Ein Symbol dafür ist der „leere Spiegel“, der gleichzeitig für den Vorgang der Entwirklichung wie der Verwirklichung steht und durch den man hindurchgehen muß, um auf der ‘anderen Seite’ anzukommen.

Die beiden Aussagen müssen zusammengesehen werden, um eine realistische Vorstellung von der menschlichen Lage zwischen „Sein“ und „Scheinen“ zu bekommen. Damit rückt alles in ein doppeltes Licht. Die der menschlichen Daseinslage und Kommunikation eigenen „Zwischenmedien“ und „Zwischenwelten“ zeigen ein doppeltes Gesicht. Phantasie kann sich in Realität verkörpern und durch sie erfüllen und bereichern lassen; sie kann sich aber auch von ihr ablösen und es

---

<sup>34</sup> R. D. Laing, *Das geteilte Selbst. Eine existentielle Studie über geistige Gesundheit und Wahnsinn*. Rowohlt Verlag Reinbek bei Hamburg 1971 (rororo Sachbuch). Ders., *Das Selbst und die Anderen*. Verlag Kiepenheuer & Witsch Köln 1973 (Reihe pocket 68).

<sup>35</sup> Beide Ausdrucksweisen sind doppelsinnig und verweisen aufeinander: ‘durch *nichts* getrennt’ kann auch gelesen werden als ‘*abgrundtief* getrennt’.

vorziehen, im Bereich des Irrealen zu verbleiben. In ein und demselben Zusammenspiel ergibt sich die Möglichkeit der Erfüllung wie der Entleerung, wobei zwischen Anfangserfolg und Langzeitwirkung unterschieden werden muß.

Vor diesem Hintergrund beschreibt Ronald D. Laing den pathologischen Ausgang: „Phantasie, ohne ein gewisses Maß in der Realität verkörpert zu sein oder durch Injektion der ‘Realität’ bereichert zu werden, wird immer leerer und ätherischer“, und auch „die Person, die nicht in der Realität und nur in der Phantasie handelt, wird selbst unreal. Die aktuelle ‘Welt’ wird für diese Person zusammenschrumpfen und verarmen.“<sup>36</sup> Die imaginäre Existenzweise des „falschen Selbst“ (wie Laing mit Winnicott sagt) hat ihre eigene Faszination, die sich jedoch nicht durchhalten läßt auf lange Sicht. Was nun passiert, hat den gegenteiligen Effekt zum Gewünschten: „Reale Kröten fallen in den imaginären Garten ein, und Geister wandeln auf realen Straßen“, um mit Laing Marianne Moor’s dichterische Prägung zu zitieren. Das in einem „offenen Doppel-Kreislauf zwischen Phantasie und Realität“<sup>37</sup> doppel-sinnig verlaufende Spiel wird zu einem zweischneidigen Schwert, das den tötet, der nichtwissend mit ihm spielt, während der Wissende in ihm das Leben findet. Das eigene Wirklichsein verfällt seinen imaginären Anteilen, oder es trennt sich von diesen in einem schmerzhaften Entwirklichungsprozeß, in dem allein die Chance der Verwirklichung liegt. Das Ganze ist ein Spiel mit doppeltem Ausgang und zweierlei Gnaden.

Angesichts der darin zum Austrag kommenden Disjunktivität bleibt trotz des Zusammenspiels von Phantasie und Wirklichkeit Sartres Diktum gültig: „Denn das Reale und das Imaginäre können ihrem Wesen nach nicht koexistieren“ (von Laing zitiert aus L’Imaginaire). In disjunktiver Strukturierung müßte man sagen: Phantasie und Wirklichkeit spielen notwendig zusammen, auf dem *Nenner des Imaginären bzw. Irrealen* aber nicht in gleicher Weise und mit gleichem Ausgang wie auf dem *Nenner des Realen*. Die Unterscheidung der Nenner „Realität“ und

---

<sup>36</sup> R. D. Laing, Das geteilte Selbst, a. a. O., S. 73.

<sup>37</sup> A. a. O.

„Irrealität“ wird auf einer tieferen Ebene getroffen, und sie vollzieht sich auch dann noch, wenn der Bruch überspielt und gar nicht bemerkt wird. Der „offene Doppel-Kreislauf zwischen Phantasie und Realität“ zwingt den jugendlichen Schizophrenen – entgegen seiner Intention auf Verschmelzung von Phantasie und Realität –, die Wirklichkeit außen vor zu halten, um zu verhindern, daß das Phantasiegebäude in sich zusammenbricht. Schließlich muß die Phantasie sich selber an die Stelle der Realität setzen und diese umso gründlicher verfehlen. Demgegenüber käme es darauf an, den „offenen Doppel-Kreislauf zwischen Phantasie und Realität“ in beiden Richtungen zugleich, und d. h. im Sinne einer doppelspiraligen, in sich gegenwendigen Entwirklichung-zur-Verwirklichung zu vollziehen.

Um zusammenzufassen: Im Verhältnis von Phantasie und Wirklichkeit ist die Situation ineins durch Gleichsetzbarkeit („Realität kann eingebildet sein!“) und durch Disjunktivität („Das Reale und das Imaginäre können ihrem Wesen nach nicht koexistieren“) bestimmt. Das macht den Umgang mit der hier obwaltenden Sachlage schwierig. Und doch können die beiden Ausgänge nicht unabhängig voneinander sein. Im Zusammenhang mit der Erfahrung des Scheiterns wird der Übergang auf eine andere Ebene möglich und ein Prozeß des Overlearning eingeleitet, kraft dessen das Mixtum aus Phantasie und Realität so gelebt werden kann, daß die eine Seite nicht mehr der anderen widerstreitet und geopfert werden muß. Es gibt im Leben keine trennenden Lösungen, und eben deshalb auch keine Indifferenz und Gleichsetzbarkeit der beiden höchst ungleichen Seiten. Beide sind köstlich, und beide müssen zusammengehalten werden.



## ZWEITER EXKURS

### ZUM VERHÄLTNIS VON LOGISCHER FORM UND EMPIRISCHEM INHALT IN DER STOA<sup>38</sup>

Wie der antike Skeptizismus und die Stoa zeigen, läßt das Logische sich gegen den Strich bürsten, so daß Anregungen zur Erweiterung des logischen Feldes daraus gewonnen werden können. Die gegenläufigen Bewegungen verhelfen zu einem damit verbundenen Erkenntnisgewinn. Während im Skeptizismus auf die Aporetik der Erkenntnisbemühung abgehoben wird, geht es der Stoa darum, das Logische in das Lebensverhalten und in den weiterreichenden Prozeß der Erkenntnisgewinnung einzubeziehen und dem entsprechend zu modifizieren.

Die in sich gedoppelte Grundlage für den möglichen Überschritt im Logischen ist bereits genannt worden. Die formale Ableitung von Sätzen in einem logisch durchgebildeten Erkenntniszusammenhang macht deren Gültigkeit unabhängig von den Inhalten und der Bedeutung der in ihn eingehenden Ausdrücke. Die Formalität des Schließens macht es möglich, gegebene Aussagen umzuformen und weitere Aussagen aus ihnen abzuleiten, ohne daß der in Frage stehende Sachverhalt bei gleichem Wahrheitswert in seinem Inhalt verändert wird. Eine solche 'tautologische' Umformbarkeit macht durchaus Sinn. Um das Wissen in einen Zusammenhang zu bringen, ist die Modifikation seiner Formbestimmtheit unerläßlich. Der Formwandel geht in den Prozeß der Erkenntnisgewinnung mit ein, so daß das Ergebnis nicht nur die nachträgliche Präzisierung einer bereits vorweg erfaßten Erkenntnis ist. Es ist auf diese Weise möglich, gegebene Antworten in weiterführende Fragen umzuwandeln und unerwartete Ergebnisse für eine Neuinterpretation des bereits gegebenen Erkenntniszusammenhangs zu nutzen. Dasselbe auf andere Weise noch einmal zu sagen macht also durchaus

---

<sup>38</sup> Vgl. dazu Susanne Bobzien, *Die stoische Modallogik*. Verlag Königshausen & Neumann Würzburg 1986.

Sinn, weil dabei unter der Hand etwas Neues herauskommen kann.<sup>39</sup> Das so und wieder anders Gesagte dient also nicht nur zur Bestätigung und wird vielmehr zur Bedingung eines sich allmählich formierenden und darin zugleich revidierenden Erkenntniszusammenhangs, der die Erschließung eines Wissens durch Formwandel fördert.

Der sich aus und durch sich selbst fortbildende Wissenszusammenhang umgreift das sonst zufällig werdende Verhältnis von analytischer Form und isoliert gegebenem Inhalt. Kraft offener Verschränkung beider Seiten ist es möglich, Wissen jenseits der Alternative von formaler Reproduktion und/oder faktischer Aufweisbarkeit zu formieren, umzuformieren und durch Vernetzung auf den verschiedensten Ebenen zu vermehren. Wenn Wissen nicht unmittelbar am einzelnen Gegenstand festgemacht werden kann und dieser nur vermittels eines weiterreichenden Erkenntniszusammenhangs begreifbar wird, kommt alles darauf an, Form und Inhalt nicht zu trennen, aber auch nicht in einem mit sich kurzgeschlossenen Zusammenhang zu belassen.

Die im logisch-kurzgeschlossenen Zusammenhang hypothetisch werdende Funktion des Schließens kommt in offenen Zirkelverhältnissen allererst zum Tragen. In diesem Sinne führt die Stoa das Wechselverhältnis von logischer Form und empirischer Gegebenheit nicht eng, so daß ein produktives Ineinander von Hypothesenbildung und Wirklichkeitserfassung möglich wird. Auf zeitgenössische Weiterungen dieses produktiven Ansatzes sei an dieser Stelle nur hingewiesen.<sup>40</sup> Deut-

---

<sup>39</sup> Vgl. dazu Novalis' „Monolog“, in dem u. a. auch der Sinn des Sinnlosen zur Geltung gebracht wird. Klar ist, daß eine an diesem Noch-einmal-und-anders-sagen orientierte Methode kein logischer Syllogismus sein kann. Ein solcher zeigt lediglich auf, wie es zu einer Vorstellung kam bzw. wie eine solche stringent bewiesen werden kann. Nicht aber erfüllt er die Funktion eines sich aus und durch sich selbst formierenden und durch Formumwandlung weitertreibenden Wissenszusammenhangs. Leben, Erfahrung, Dichtung und philosophische Reflexion können sich auf diese Weise auf ein anderes Niveau bringen und in unterschiedlichen Verkörperungen gegenseitig befruchten.

<sup>40</sup> Vgl. Karl Popper, *Logik der Forschung*. Verlag J. C. B. Mohr Tübingen 1966 u. ö. Vgl. zur Diskussion dieses Ansatzes C. G. Hempel, *Fundamentals of Concept Formation in Empirical Science*. The University of Chicago Press 86

lich wird, daß die formal-analytische, tautologische Umformung nur eine Teilfunktion im Finden und Darstellen von Erkenntnis sein kann. Die Berufung auf ein logisches System des Wissens und auf seine Widerspruchsfreiheit garantiert nicht schon die Wahrheit der in es eingehenden Sätze, so wenig wie der Rückgriff auf eine vermeintlich unmittelbare, für alle gleich gegebene Wirklichkeit dies tut. Evidenz ist angesagt, aber in den Zusammenhang mit Schlüssigkeit zu stellen, und umgekehrt. Das gegebene Datum und die logische Stimmigkeit einer Ableitung kann, für sich betrachtet, immer nur eine Minimalforderung richtigen Denkens sein, das sich im offenen Zirkel auch noch aus anderen Quellen speisen läßt und nur so zum Wissen werden kann.

---

1952 u. ö. (International Encyclopedia of United Science, Vol. II., No. 7) und vom selben Verfasser Der Begriff der kognitiven Signifikation: eine erneute Betrachtung; in: J. Sinnreich, Zur Philosophie der idealen Sprache. Texte von Quine, Tarski, Martin, Hempel und Carnap. Deutscher Taschenbuchverlag München 1972 (dtv Taschenbuch Wissenschaftliche Reihe 4113), insbesondere die Arbeiten von Hempel: Probleme und Modifikationen des empiristischen Sinnkriteriums, a. a. O., S. 104 - 125 und Quine: Zwei Dogmen des Empirismus, S. 167-194.



## ZWEITES KAPITEL

### GRUNDLAGEN LOGISCHER THEORIEBILDUNG

Die folgenden Ausführungen sind nicht dazu gedacht, einen kurzgefaßten Logikkurs zu absolvieren. Die Erörterung der Grundlagen logischer Theoriebildung soll hier vielmehr dazu dienen, auf die Probleme und Schwierigkeiten hinzuweisen, die sich bei der Anwendung logischer Prinzipien auf natürliche Sprachen und außerlogische Gegenstandsbereiche ergeben. Fazit ist die Feststellung, daß die Logikkritik der Logik selbst immanent ist und nicht von außen an sie herangetragen zu werden braucht. Die Frage nach den Möglichkeiten und den Grenzen logischer Rekonstruktion ist letztlich ein und dieselbe, weil durch die Bedingungen der Möglichkeit logischer Funktionalität deren Grenzen bereits mitgesetzt sind. Nun weist das Logische als ein Formales ihm von außen her gezogene Grenzen kategorisch ab. Wenn solche dennoch bestehen, müssen sie im logischen Ansatz selbst gefunden werden und durch zu eng gesetzte Rahmenbedingungen erzeugt worden sein. Die damit verbundene Selbsteinschränkung der Logik hinsichtlich ihrer Anwendungsbereiche begründet den Übergang auf ein hermeneutisches Paradigma, wie es sich im ersten Kapitel am Beispiel der Erforschung menschlichen Verhaltens nahe gelegt hat. In einem weiteren Schritt gilt es, das logische Feld selbst zu erweitern, so daß das Logische auch mit den tieferen Strukturen des Wirklichen in Verbindung gebracht werden kann. Nur unter dieser Bedingung läßt sich eine Kongruenz von Denken und Wirklichkeit herstellen und Wahrheit nicht nur voraussetzen, sondern auch einholen.

#### A. Prinzipien und Regeln der aussagenlogischen Wahrheitsübertragung

##### 1. Allgemeine Beschreibung logischer Funktionalität

Man kann die Funktion der Logik darin sehen, daß sie aus Ausgangssätzen (Prämissen) nach logischen Regeln und d. h. auf Grund von formalen Eigenschaften andere Sätze (Konklusionen) zu bilden bzw.

abzuleiten erlaubt. Die Aussagenlogik setzt dazu lediglich voraus, daß entschieden ist, ob die in den logischen Zusammenhang eingehenden einfachen bzw. atomaren Sätze ( $p, q, r \dots$ ) wahr (W) oder falsch (F) sind. Alle weiteren Verbindungen und Transformationen von Sätzen beziehen sich dann nur noch auf diese Wahrheitswerte, wobei die Satz-inhalte keine Rolle mehr spielen und für den logischen Kalkül Satzvariablen ausreichen. Der Übergang von einer Aussage bzw. Aussagenverbindung zu einer anderen ist aussagenlogisch zulässig, wenn die Wahrheitswerte der Ausgangssätze – gleich welchen Inhalt diese haben – mit den Wahrheitswerten der Folgesätze übereinstimmen. Ausgeschlossen ist damit, daß aus wahren Sätzen falsche Sätze folgen. Aus (wenn auch nur postuliertem) Wahrem darf nichts Falsches folgen, weil sich sonst innerhalb des in sich schlüssigen Aussagenzusammenhangs ein Widerspruch ergibt. Die Implikations- bzw. Schlußregel: daß aus Wahrem nichts Falsches folgen kann und beides in bezug auf den in Frage kommenden Aussagenzusammenhang nicht gleichzeitig gegeben sein darf, folgt dem Prinzip des ausgeschlossenen Widerspruchs. Alle logisch zulässigen Schritte des Übergangs von einer Aussage bzw. Satzverbindung zu einer anderen können unter der Voraussetzung der Implikation und des in ihr ausgeschlossenen Widerspruchs formal begründet erscheinen.

## 2. Zeichen aussagenlogischer Verknüpfung<sup>1</sup>

Das Alphabet aussagenlogischer Verknüpfung setzt sich wie folgt zusammen:

Satzvariablen:  $p, q, r, s$  etc.

Wahrheitswerte: W (= wahr), F (= falsch)

---

<sup>1</sup> Ich verwende in der Folge eine für einfache wie für komplexe Ausdrücke gut lesbare Notationsweise, wie ich sie bei Layman E. Allen, WFF'N PROOF. The Game of Modern Logic (Autotelic Instructional Materials Publishers, New Haven Conn. 1966) gefunden habe.

Satzoperatoren: N (= Negation), K (= Konjunktion),  
A (= Alternative), C (= Implikation),  
E (= Äquivalenz)

Schlußzeichen: ...  $\rightarrow$  ... (= aus ... folgt)

Äquivalenz (E): ...  $\leftrightarrow$  ... (= aus ... folgt ..., und umgekehrt)

### 3. Satzoperatoren

Kurz zu beschreiben sind die Satzoperatoren bzw. aussagenlogischen Verbindungen, die den logischen Kalkül funktional machen:

a) *Negator, Negation* (N). Formale Bedingung der Negierbarkeit oder Affirmierbarkeit eines Ausdrucks ist der entschiedene Wahrheitswert, sei es eines Satzes oder einer nach logischen Kriterien gebildeten Satzverbindung. Die Schreibweise 'p' besagt: 'p ist wahr'; 'Np' besagt: 'p ist nicht wahr' bzw. 'falsch'. Ein Ausdruck ist wahr, wenn die gegenteilige Annahme falsch ist, und umgekehrt. Daraus folgt, daß, was wahr ist, in allen Ableitungen wahr bleibt, und daß was nicht wahr ist, auch nicht wahr werden kann. Damit ist ausgeschlossen, daß ein logisch korrekt gebildeter Satz weder wahr noch falsch ist, und daß ein und dieselbe Aussage bzw. Aussagenverbindung als zugleich wahr und falsch angenommen werden kann. Die so verstandene Wahrheitsdefinitheit unterliegt nicht den Bedingungen der Zeit, in deren Fortgang der Wahrheitswert sich ja auch ändern könnte („die Sonne scheint“ ist nicht zu allen Zeiten wahr).

Während die Wahrheit oder Falschheit der einfachen Sätze einer außerlogischen Feststellung bedarf, ist die Wahrheit von Aussagenverbindungen durch Widerspruchsfreiheit, ihre Falschheit durch Widersprüchlichkeit definiert. Eine Prämisse kann aus formalen Gründen negiert werden, wenn aus ihr ein Widerspruch folgt und d. h. in der Folgerung der Ausdruck selbst und sein Gegenteil enthalten ist:  $w_1 \rightarrow w_2$ ;  $Nw_2 \rightarrow Nw_1$ . Umgekehrt kann ein Ausdruck als wahr affirmiert werden, wenn aus seiner Negation bzw. dem angenommenen Gegenteil ein Widerspruch folgt. Diesem Schema folgt der indirekte Beweis.

b) *Konjunktion* (K). Die Konjunktion der Sätze 'p und q' ( $Kpq$ ) kann als wahr behauptet werden, wenn jeder einzelne in sie eingehende Satz oder Komplexausdruck wahr ist. Eine Konjunktion ist also dann und nur dann gegeben, wenn alle ihre Komponenten wahr sind. Der Schluß von  $Kpq$  auf p, q bzw. von p, q auf  $Kpq$  ist somit ein logisch zulässiger Schritt. Entsprechend kann von p und  $Nq$  (= Nicht-q) auf  $KpNq$ , von  $Np$  und  $Nq$  auf  $KNpNq$  geschlossen werden, und umgekehrt.

c) *Alternative* (A). Die nicht-ausschließende Alternative 'p und/oder q' ( $Apq$ ) ist gegeben, wenn mindestens einer ihrer Teilsätze wahr ist. Es ist also möglich, von jedem als wahr angenommenen Satz p zu der Alternative  $Apq$  überzugehen, wobei q ein beliebiger wahrer oder falscher Satz sein kann. Der Übergang von  $Apq$  zu p oder zu q ist jedoch nicht möglich, weil nicht gesagt werden kann, welcher der beiden Teilsätze der Alternative wahr ist, wenn nicht beide zugleich wahr sind. Wohl aber kann von  $Apq$  auf r geschlossen werden, wenn r sowohl aus p als auch aus q folgt:  $Apq, (p \rightarrow r), (q \rightarrow r) \rightarrow r$ . Dieser Schluß ist gültig, weil in der Alternative einer der beiden Sätze p, q wahr sein muß und dann auch der daraus resultierende Folgesatz r wahr ist.

d) *Implikation* (C). Bedingung der Wahrheit der Implikation 'wenn p, dann q' ( $Cpq$ ) ist, daß bei wahren Vordersatz auch der Nachsatz wahr sein muß und d. h. die Sachlage p,  $Nq$  bzw. die Konjunktion  $KpNq$  ausgeschlossen ist. Mit Hilfe der Implikation kann aus dem wahren Vordersatz auf die Wahrheit des Nachsatzes ( $Cpq, p \rightarrow q$ ) und aus dem falschen Nachsatz auf die Unwahrheit des Vordersatzes ( $Cpq, Nq, \rightarrow Np$ ) geschlossen werden. Aus allen anderen Verteilungen von Wahrheitswerten auf die beiden Glieder der Implikation kann nichts geschlossen werden und d. h., es kann alles Mögliche folgen.

e) *Äquivalenz* (E). Eine Äquivalenz ( $Epq$ ) läßt sich behaupten, wenn beide Sätze einander implizieren und d. h. sowohl die Implikation  $Cpq$  als auch die Implikation  $Cqp$  gültig ist. Entweder sind dann beide Sätze wahr, oder beide müssen falsch sein. Es kann somit in allen vier Fällen geschlossen werden: von p auf q, von q auf p, von  $Np$  auf  $Nq$  und von  $Nq$  auf  $Np$ .

Zusammengefaßt:

Eine Negation (N) ist wahr, wenn die gegenteilige Annahme falsch ist, und umgekehrt.

Die Konjunktion (K) ist wahr, wenn alle ihre Komponenten wahr sind.

Die Alternative (A) gilt, wenn mindestens einer der Teilsätze wahr ist.

Eine Implikation (C) besteht, wenn nicht der Vordersatz wahr und der Nachsatz falsch ist. Eine Äquivalenz (E) ist gegeben, wenn entweder beide Teilkomponenten wahr oder beide falsch sind.

#### 4. Zusammenfassende Charakteristik logisch strukturierter Aussagenzusammenhänge

Die Wahrheit oder Falschheit der logischen Satzverbindungen (bzw. Satzfunktionen oder Satzoperatoren) 'nicht' (N), 'und' (K), 'oder' (A), 'impliziert' (C), 'ist äquivalent' (E) hängt ausschließlich von den Wahrheitswerten der einfachen (atomaren) Sätze  $p, q, r \dots$  bzw. der mit Satzfunktionen gebildeten Ausdrücke ab, die sich aus deren logisch korrekter Verbindung ergeben. Die „Satzfunktionen“ sind somit „Wahrheitsfunktionen“ in dem Sinne, daß sie entsprechend ihrer Definition die Wahrheit oder Falschheit der in sie eingehenden Teilkomponenten übertragen.

Mit anderen Worten sind die logischen Aussagenverbindungen in bezug auf bestimmte Wahrheitsannahmen der Teilkomponenten gegeben bzw. wahr (W), in bezug auf andere Wahrheitsannahmen nicht gegeben bzw. falsch (F). Die Konjunktion (K) ist wahr im Falle WW, die Alternative (A) in den drei Fällen WW, WF, FW, die Implikation (C) in den Fällen WW, FW, FF, eine Äquivalenz (E) in den Fällen WW, FF. Die innerhalb der in Betracht gezogenen Satzfunktion jeweils ausgeschiedenen Verknüpfungsmöglichkeiten lassen keine logisch gültigen Schlüsse zu.

Mit den Satzfunktionen bzw. Satzoperatoren sind logische Grundschritte möglich, die auf Grund von Wahrheitsannahmen über die zugrunde liegenden Sätze bzw. Satzverbindungen aus rein formalen Gründen gemacht werden können. Mit Hilfe dieser Grundschritte können weitere Schritte getan bzw. weitere Regeln für logische Über-

gänge aufgestellt werden, die das Tableau erweitern und abkürzende Verfahren erlauben. So sind auf Grund der Definition der aussagenlogischen Operatoren folgende Schritte möglich und ohne weiteres einsichtig:

Wenn  $p$  wahr ist, gilt auch:  $NNp$ , und aus  $NNp$  folgt wiederum  $p$ .

Wenn  $Kpq$  gegeben ist, gilt auch:  $Apq$ ,  $Aqp$ ,  $Cpq$ ,  $CNpNq$ ,  $CNqNp$  u. a. mehr.

Wenn  $Apq$  gegeben ist, gilt auch:  $ANpq$ ,  $ANqp$ ,  $NANpNq$ ,  $NKNpNq$ ,  $NCpq$ ,  $NCqp$  u. a.

Aus der Implikation  $Cpq$  folgt:  $NCpNq$ ,  $NKpNq$ ,  $ANpNq$  u. a. mehr.

In allen diesen Beispielen können die einfachen Satzvariablen  $p$ ,  $q$ ,  $r$ ,  $s$  ... und ihre logischen Verbindungen durch andere Ausdrücke ersetzt werden, ohne daß dies an der Gültigkeit der Folgerungen etwas ändert. Es folgt z. B. aus

$KspNr \rightarrow s, p, Nr$  u. a.

$Erp \rightarrow r, p, Kpr, Cpr, Crp$  u. a.

$EsNq \rightarrow CsNq, CNqs$  u. a. mehr.

Letztlich kann mittels der Konjunktion (K) und der Negation (N) alles bestritten werden, indem das von der jeweiligen Satzfunktion Vorgeschiedene bzw. von ihr Ausgeschlossenemittels K und N bezeichnet wird:

Der Konjunktion  $Kpq$  entspricht die Alternative  $NANpNq$  oder die Implikation  $NCpNq$ .

Die Alternative  $Apq$  läßt sich ausdrücken als Konjunktion  $NKNpNq$  oder als Implikation  $CNpq$ . Die Implikation  $Cpq$  entspricht der Konjunktion  $NKpNq$  usw.

Der Aussagenzusammenhang hat somit, insoweit er sich rein formal darstellen läßt, die folgenden Charakteristika:

1. *Wahrheitsdefinitheit* oder Entschiedenheit des Wahrheitswertes einer Aussage bzw. Aussagenverbindung. Soll von allen Inhalten abgesehen werden können, so kann ein Aussagenzusammenhang logisch nur behandelt werden, wenn alle seine Komponenten als wahr oder als falsch erwiesen bzw. erweisbar sind und eine dritte Möglichkeit ausgeschlossen wird. Die logische Verbindung bzw. Transformation reduziert so-

mit alles Außerlogische auf das eine Charakteristikum 'als wahr gegeben' (W) oder 'nicht gegeben' (F). Der Interpretationsbereich einer logischen Aussagenverbindung ist dabei stets das ganze „universe of discourse“.

2. *Substituierbarkeit* aller Aussagen und Aussagenverbindungen füreinander auf Grund desselben Wahrheitswertes. Da nur der Wahrheitswert und nicht der Inhalt einer Aussage logisch relevant ist, können alle Aussagen bzw. Aussagenverbindungen mit demselben Wahrheitswert füreinander eingesetzt werden. Bei einfachen Aussagen und bei Aussagenverbindungen, die mittels der Satzoperatoren N, K, A, C, E hergestellt werden, muß hinsichtlich des jeweils in Betracht gezogenen logischen Aussagenzusammenhangs gewährleistet sein, daß dieselbe Satzvariable bzw. derselbe komplexe Ausdruck an sämtlichen Stellen seines Vorkommens im Satzzusammenhang durch einen entsprechenden wahren oder äquivalenten Ausdruck ersetzt wird, weil nur so sich kein Widerspruch einschleicht bzw. ein möglicher Widerspruch ausgeschlossen werden kann. Hingegen können aussagenlogisch wahre (tautologische) Formeln an beliebiger Stelle eingesetzt werden, weil sie in jedem Falle wahr sind und folglich auch keinen Widerspruch in einen Satzzusammenhang hineinragen können.

3. *Widerspruchsfreiheit*. Da der logische Satzzusammenhang in seinem Absehen von allen inhaltlichen Bedeutungen nur auf den festgestellten bzw. vorausgesetzten Wahrheitswerten von Aussagen bzw. Aussagenverbindungen beruht, wird der ausgeschlossene Widerspruch zum hinreichenden Prinzip der logischen Verknüpfung von Sätzen. In einen logisch strukturierten Aussagenzusammenhang darf ein und dieselbe Aussage oder Aussagenverbindung nicht an einer Stelle als wahr und an einer anderen Stelle als falsch auftauchen und d. h., es darf keine Aussage oder Aussagenverbindung zugleich mit ihrer Negation in ihm vorkommen. Das gilt auf allen Ebenen der logischen Sach- und Weltbeschreibung. Eine 'state-description', wie sie der logischen Theoriebildung zugrundegelegt wird, darf also nur wahre atomare Aussagen und Negationen der falschen atomaren Aussagen enthalten, um eine widerspruchsfreie Beschreibung eines bestimmten Welt-Zustandes in einem bestimmten Zeitpunkt geben zu können. Natürlich kann eine solche

Forderung nur gestellt werden, wenn man den Ausgangszustand kennt und in Form von Wahrheitsannahmen in jedem einzelnen Fall zugrunde legen kann. Der logische Zusammenhang als solcher löst sich ab von der empirischen Basis, indem er in allen möglichen Fällen wahrheitsübertragend ist und d. h. sich als tautologisch erweist. Rein logische Sachlagen bzw. Tautologien sind in allen möglichen Fällen wahr und können durch keine wie immer geartete Annahme falsifiziert werden. Sie gelten also nicht nur für eine bestimmte 'state-description', sondern in allen möglichen Welten und Weltzuständen. In bezug auf die aussagenlogischen Operatoren (N, K, A, C, E) gilt jedoch die Einschränkung, daß eine mit ihren Wahrheitsbedingungen unvereinbare Wahrheitsannahme nicht übertragen werden kann.

4. *Analytizität* oder formale Allgemeinheit und Gültigkeit. Die logische Aussageform kann über allen möglichen Gegenstandsbereichen interpretiert werden, weil zum Funktionieren des logischen Kalküls lediglich das Kriterium des Gegebenseins (Wahrseins) oder Nichtgegebenseins (Falschseins) eines Satzes bzw. Sachverhalts relevant ist. Für alle Transformationen hinreichend ist das Kriterium der Implikation: daß aus Wahrem nichts Falsches folgen kann und darf. Ein Schluß ist logisch gültig, wenn die ihm zugrunde gelegten Wahrheitsannahmen bzw. Aussagenverbindungen die daraus zu ziehenden Folgesätze implizieren. Sind die Ausgangssätze bzw. die aus ihnen gebildeten komplexen Ausdrücke wahr, so müssen auf Grund der Bedingung der Implikation auch die Folgesätze wahr sein. Aber auch wenn die zugrundegelegten Annahmen falsch sind, bleibt die Implikation selbst als solche gültig. Daraus folgt, daß die logisch-analytische Form der Aussagenverbindung selbst durch keine Sachlage widerlegt werden kann und d. h. für alle möglichen Sachlagen und Welten in gleicher Weise gültig ist. Unter der Bedingung, daß die im Schluß verbundenen Glieder einander implizieren, ist der Schluß in jedem Falle aus rein formalen Gründen gültig, gleich was für Prämissen in ihn eingesetzt werden.

Daraus ist eine wichtige, mit dem „Konservativismus“ der Logik verbundene Folgerung zu ziehen: Die logische Struktur einer Theorie kann sich nicht selber in Frage stellen. Die Revision eines Aussagenzusammenhangs kann sich also grundsätzlich nicht auf dessen logische

Form, sondern immer nur auf die Inhalte beziehen. Daraus ergibt sich die Möglichkeit, die Logik zur Kritik zu verwenden. Aber auch ein Dogmatismus bloßer Behauptung kann sich mit gleichem Recht auf sie berufen.

Weil die Prinzipien logischer Theoriebildung nicht falsifizierbar sind, erscheinen sie als unaufgebbar. Eine andere Frage ist jedoch, ob sie in ihrer Anwendung auf eine durch die Gegensatzstruktur bestimmte, mit Widersprüchen behaftete Welteinrichtung passen und für deren Belange ausreichend sind. Mit anderen Worten muß es nicht nur eine Logik der Widerspruchsfreiheit, sondern auch eine Logik des Umgangs mit Gegensätzen und Widersprüchen geben. Diese Aufgabe wurde herkömmlich der Dialektik übertragen.

## 5. Der Sinn des logischen Formalismus der Wahrheitsübertragung

Auf Grund der gegebenen Charakteristik läßt sich genauer sagen, was den logischen Übergang von einem einfachen oder zusammengesetzten Ausdruck zu einem anderen einfachen oder zusammengesetzten Ausdruck bestimmt. Als hinreichende Bedingung wurde genannt, daß der Wahrheitswert eines Ausdrucks durch diesen Übergang nicht verändert wird. Gemäß der Bedingung der Implikation kann aus Wahrem nur Wahres folgen, aus Falschem aber alles Mögliche. Leitende Hinsicht ist somit der Satz vom ausgeschlossenen Widerspruch. Er entspricht der Bedingung der Implikation, der gemäß eine mit den Voraussetzungen unverträgliche Folgerung im Rückschluß die Voraussetzungen selbst aufhebt ( $Cpq, Nq \rightarrow Np$ ). Eine Folgerung ist mit den als wahr angenommenen Voraussetzungen unverträglich, wenn sie entweder (1) mit außerlogischen Gründen und d. h. durch den Aufweis einer gegenteiligen Gegebenheit falsifiziert werden kann, oder wenn sie (2) im innerlogischen Zusammenhang zu einem Widerspruch führt, der aus einer als wahr zugrunde gelegten Voraussetzung nicht folgen kann.

Die beiden Forderungen: Erhaltung des Wahrheitswertes der einzelnen Komponenten und Widerspruchsfreiheit ihres Zusammenhangs, lassen sich auf einfache und komplexe Ausdrücke anwenden und nehmen dabei einen je spezifischen Sinn an:

1. In bezug auf die atomaren Aussagen bzw. die in den Aussagenzusammenhang eingehenden einfachen qualitativen Daten interessiert grundsätzlich nur ihr außerlogisch festzustellender Wahrheitswert (W oder F) und nicht ihr Inhalt. Insofern können beliebige wahre Sätze und Daten füreinander eingesetzt (einander substituiert) werden, gleich welchen Inhalt sie haben, ohne daß der logische Zusammenhang dadurch seine Gültigkeit verliert. Dies berechtigt zur Verwendung von Satzvariablen ( $p, q, r \dots$ )<sup>2</sup>, die als solche jede inhaltliche Bedeutung von sich abgestreift haben. Die einzige Bedingung ist, daß dieselbe Satzvariable in bezug auf einen bestimmten Aussagenzusammenhang in ihrem Wahrheitswert konstant gehalten werden muß. Jede Satzvariable darf in einem bestimmten Zusammenhang nur eine einzige einfache Aussage vertreten. Soll eine Satzvariable durch eine andere ersetzt werden, so muß dies – soll der Wahrheitswert erhalten bleiben – an allen Stellen geschehen, an denen diese Variable im gegebenen Zusammenhang vorkommt.

2. Bei der logischen Transformation eines Aussagenzusammenhangs bleibt der Wahrheitswert kraft formaler Bedingung erhalten, wenn die füreinander substituierten Ausdrücke der Bedingung der Implikation genügen oder äquivalent sind. Dem entsprechend, lassen sich wahrheitsübertragende und tautologische Umformulierungen unterscheiden. Die Bedingung der Wahrheitsübertragung: daß aus Wahrem nichts Falsches folgen kann, macht die logischen Aussagefunktionen N, K, A, C, E geeignet für Ableitungsverfahren, die ausschließlich auf Grund der für sie getroffenen Festlegungen gültig sind. Die logische Form als solche garantiert, daß aus Wahrem nichts Falsches bzw. nichts Widersprüchliches folgen kann. So ist, um ein Beispiel zu wählen, „p oder q“ ( $Apq$ ) in den drei Fällen WW, WF, FW wahr und im Fall FF falsch, während die Formel „p oder nicht-p“ ( $ApNp$ ) in allen Fällen wahr ist, gleich ob p oder Np gegeben ist.

Der logische Formalismus interessiert sich vor allem für die tautologischen Umformulierungen, die sich in bezug auf alle möglichen An-

---

<sup>2</sup> Gleiches gilt im prädikatenlogischen Satzschema für die Gegenstandsvariablen ( $x, y, z$ ) und die Individuenkonstanten ( $a, b, c, \dots$ ).

nahmen bezüglich der Wahrheitswerte der in sie eingehenden Sätze bzw. Komplexausdrücke als wahr erweisen. Die Funktion der tautologischen Formeln liegt darin, daß sie allein auf Grund der in ihnen gegebenen logischen Beziehungen in allen möglichen Fällen wahr sind. Die Erhaltung des Wahrheitswerts bei tautologischer Umformulierung ist somit unabhängig vom Bestehen oder Nichtbestehen der Sachverhalte, auf die sich die einzelnen Satzvariablen beziehen. Dies erlaubt ihre Interpretation über allen Gegenstandsbereichen und unterstreicht die universale Gültigkeit der Logik für alle möglichen Welten.

#### B. Zur prädikatenlogischen Rekonstruktion inhaltlicher bzw. semantischer Aussagenszusammenhänge<sup>3</sup>

Solange der logische Formalismus rein aus sich selbst entwickelt und von allen Inhalten abgesehen wird, können die begrifflichen, semantischen und empirischen Beziehungen zwischen diesen außer acht gelassen werden. Mit der Einbeziehung der Inhalte bzw. Bedeutungen ist der Übergang in eine prädikatenlogische Problematik gegeben. Das Programm einer logischen Rekonstruktion von Sprache geht davon aus, daß von logischer Formbestimmtheit auch dort nicht abgesehen werden kann, wo es inhaltliche Zusammenhänge zu untersuchen und theore-

---

<sup>3</sup> Die folgenden Abschnitte orientieren sich vor allem an der Auseinandersetzung zwischen W. van Quine und Rudolf Carnap. Vgl. R. Carnap, *Meaning and Necessity. A Study in Semantics*. Chicago 1947, <sup>2</sup>1956 (dtsh. Wien 1972). Einen gewinnbringenden, weil skeptisch getönten Einblick geben die Werke von W. v. Quine: *From a logical point of view*. Harvard University Press, Cambridge Mass. (z. T. aufgenommen in den Sammelband: Johannes Sinnreich (Hrsg.), *Zur Philosophie der idealen Sprache. Texte von Quine, Tarski, Martin, Hempel und Carnap*. Deutscher Taschenbuch Verlag München 1972 (dtv WR 4113). Ders., *On Carnap's Views on Ontology*, in: *Philosophical Studies*. Vol. II, Oct. 1951, pp. 65-72. Ders., *Notes on Existence and Necessity* (aufgenommen in: Leonard Linsky (Ed.), *Semantics and the Philosophy of Language. A Collection of Readings*. University of Illinois Press Urbana, Chicago, London 1952 (Illini Books), pp. 75-94. Die in der Folge zur Illustration beigezogenen Beispiele sind diesen Werken entnommen.

tisch zu durchdringen gilt. Aber kann die herkömmliche Logik ihre Forderung auch einlösen, verpflichtende Form auch für nicht-logisch strukturierte Sprachen und Gegenstandsbereiche zu sein? Schon der erste Schritt dazu ist problematisch: Gilt es die Sprache an die Logik anzupassen, oder muß umgekehrt die Logik an die Sprache angepaßt werden? Lassen sich inhaltliche Beziehungen, Bedeutungszusammenhänge und Begriffsformen, die für den empirischen Aussagenszusammenhang bestimmend sind, unter die strikten Kriterien logisch-analytischer Verbindung stellen, unerachtet dessen, daß eine eindeutige Abbildung des Formalen auf das Inhaltliche, und umgekehrt, gar nicht möglich ist? Lassen sich in den empirischen Feldern Widersprüche in der Tat ausschließen? Jedenfalls kann die logische Form der Welt und ihr Bedeutungsgehalt nicht ohne weiteres kompatibel und im logischen Sinne konsistent (widerspruchsfrei) machen. Daraus folgt, daß das Programm einer „logischen Semantik“ nicht konsistent durchführbar ist. Die strengen Bedingungen formallogischer Funktionalität lassen sich nicht auf semantische Felder anwenden, was sich im Versuch der Durchführung alsbald zeigt. Das damit verbundene Scheitern einzusehen, ist der eigentliche Ertrag einer logischen Analyse von „Bedeutung“ und „Bedeutungszusammenhängen“.

### 1. Zum Verhältnis von „Bedeutung“ und „Begriff“

Logisch rekonstruierte Sätze und Aussagenverbindungen beziehen sich einerseits auf Begriffszusammenhänge und andererseits auf Gegenstandsbereiche, für die sie gelten. Daraus ergibt sich eine doppelte Hinsicht der Begriffsbestimmung:

- a) quantitativ nach dem Begriffsumfang und d. h. in bezug auf die den begrifflichen Ausdruck erfüllenden Individuenbereiche, oder
- b) im Verhältnis von Begriffen zu anderen Begriffen im Sinne einer „Verflechtung und Gemeinschaft der Begriffe“ (Platon).

Von Anfang an melden sich auch hier Bedenken. In bezug auf den Gegenstand bzw. Gegenstandsbereich, für den ein bestimmter Begriff gilt bzw. auf den seine Bestimmung zutrifft, kann eine Aussage als wahre Aussage erwiesen werden, wenn der Fall ist, was der Satz sagt.

Das ist sprach- und erkenntnistheoretisch aber keineswegs selbstverständlich. Die im Logischen Positivismus durchdeklinierte erkenntnistheoretische Problematik der Zuordnung von Satz und Datum bzw. Faktum und ihr negatives Resultat will ich hier zunächst außer acht lassen und mich auf die formalen Aspekte beschränken. Altbewährt für eine Bestimmung von Begriffen ist die „Teilung“ und hierarchische Über- bzw. Unterordnung der einzelnen Begriffsbestimmungen unter ein Begriffsallgemeines, das als „Oberbegriff“ fungiert und zu dem ein im Sinne der Teilmengenbeziehung implikatives Verhältnis hergestellt werden kann („Baumdiagramm“).

Mehr Schwierigkeiten aber macht die Forderung der logischen Substituierbarkeit von Bedeutungen durch andere Bedeutungen und der Interpretation von Bedeutungen über Gegenstandsbereichen.<sup>4</sup> Sie verlangt einmal, Bedeutungen mittels anderer Bedeutungen festzulegen, so daß eine quasi-analytische Beziehung zwischen ihnen hergestellt werden kann. Ein Beispiel sind die Synonyme („Junggeselle“ = „unverheirateter Mann“), die eine Austauschbarkeit verschiedener Terme zumindest in Aussicht stellen. Die Bedingung logischer Substituierbarkeit *salva veritate* (der Austauschbarkeit in *allen* Kontexten unter Erhaltung des Wahrheitswerts) ist aber auch bei den möglichst eindeutig gemachten Geschlechts- und Verwandtschaftsverhältnissen nicht gewährleistet. Die wechselseitige Substituierbarkeit kann sich streng genommen nur an der strikt „gleichen“ Bedeutung zweier Terme: an ihrer *semantischen Analytizität* festmachen und muß versuchen, ein Kriterium für die Feststellung einer solchen beizubringen. Aber gibt es in der Tat eine logisch-äquivalente Beziehung zwischen Bedeutungen? Wenn hierfür selbst bei naheliegenden Beispielen die Zuordnungsregeln fehlen oder nur willkürlich festlegbar sind, erweist sich das Programm einer „logischen Semantik“ von vornherein als undurchführbar.

Es bleibt zunächst also bei der von logischer Seite erhobenen *Forderung*. Soll eine Sprach- bzw. Wortbedeutung im logischen Sinne fungibel sein, so muß sie, analog zum Begriff, zwei Bedingungen erfüllen.

---

<sup>4</sup> Auf die darin liegende Schwierigkeit hat Frege mit seinem „Morgenstern“ = „Abendstern“ hingewiesen.

Erstens muß sie sich im Sinne *eindeutiger Referenz* auf die sie erfüllenden Repräsentanten beziehen lassen, so daß in bezug auf jede einzelne Gegebenheit gesagt werden kann, ob die betreffende Bedeutung auf sie zutrifft oder nicht. Zweitens muß eine Bedeutung mit anderen Bedeutungen bzw. den sie vertretenden Ausdrücken durch *genaue Korrespondenzregeln* so verbunden werden können, daß die Übersetzung eines Ausdrucks durch einen anderen ohne Bedeutungsveränderung und d. h. nach einem analytischen Kriterium der Bedeutungsübertragung (Synonymität, verstanden im Sinne semantischer Analytizität) möglich wird. Aber nur eine von vornherein so definierte, logisch bereinigte Bedeutung erfüllt die geforderte eindeutige Verweisung auf außersprachliche Gegebenheiten, und nur sie kann mit anderen Bedeutungen austauschbar gemacht werden, in deren Kontext und Zusammenhang sie steht.

Eine Zuordnung von Bedeutungen untereinander und mit Gegenstandsbereichen muß, wenn sie logisch behandelbar sein soll, den formalen Bedingungen logischer Analytizität und Wahrheitsübertragung genügen. Dazu gehört, wie gesagt,

- die Wahrheitsdefinitheit bzw. Gegebenheit oder Nichtgegebenheit;
- die Entscheidbarkeit über Zugehörigkeit oder Nichtzugehörigkeit;
- die Substituierbarkeit von Begriffen bzw. Termen auf Grund gleicher Geltungsbereiche (Begriffsumfänge) *salva veritate* und d. h. unter Erhaltung des Wahrheitswerts;
- die Analytizität in der Beziehung von Bedeutungen aufeinander bzw. die Schlußmöglichkeit von der einen auf die andere auf Grund einer zum Zweck der Substituierbarkeit festgelegten semantischen Regel.

Und wenn damit auch noch eine verallgemeinerbare Geltung verbunden sein soll, muß der Gegenstandsbereich quantifiziert und, was die Aussageform betrifft, im Sinne einer „Leerstelle“ (—) angegeben werden, die durch Gegenstandsvariablen ( $x, y, z$ ) oder durch Individualkonstanten ( $a, b, c \dots$ ) ausgefüllt wird. Für die Variablen können wiederum Konstanten für alle möglichen Gegenstände in die Leerstelle eingesetzt werden, die die Satzfunktion (die ausgesagte Bedeutung) entweder erfüllen oder nicht erfüllen. Im Durchlaufen aller möglichen Gegebenheiten wird der Umfang des Geltungsbereichs einer Bedeu-

tung festgelegt. Bei alledem aber bleibt die Frage offen, ob Bedeutungen so festlegbar sind, und ob bei der Festlegung von Bedeutung eine Wahrheit vorausgesetzt werden kann, so daß Bedeutungsanwendung mit Wahrheitsübertragung gleichgesetzt werden kann. Über eine nicht beweiskräftige Analogie kommt man hier m. E. gar nicht hinaus.

## 2. Zum Verhältnis von Bedeutung (meaning) und Referenz (reference)

Entsprechend der vorausgesetzten, doppelten Möglichkeit einer Bestimmung von Bedeutung nach ihrer Referenz und nach ihrem Zusammenhang, können verschiedene Richtungen eingeschlagen werden. Die Frage nach dem Zusammenhang der Bedeutungen untereinander folgt der Logik allgemeiner Subsumtionsbegriffe, und die Frage nach der Referenz von Bedeutungen betrifft das Verhältnis von Bedeutung und Wirklichkeit. In beiden Hinsichten kommt es bedeutungs- und erkenntnistheoretisch zu einer Aporetik, die hier nur kurz angedeutet werden soll.

1. Der Rückgang auf Referenz besteht unter logischem Vorzeichen im Versuch einer Reduktion von Bedeutungen auf einfache Sinnesqualitäten bzw. auf reale Träger dieser Qualitäten. So verstanden, werden Bedeutungen *qualitativ* interpretierbar über Sinnesdaten und *quantitativ* über Individuenbereiche. Damit sind im Interesse logischer Funktionalität einschneidende Reduktionen verbunden, bei denen die Frage ist, ob sie der Bedeutung als solcher entsprechen und erkenntnistheoretisch von Wert sind. „Bedeutung“ müßte sich beziehen auf einfache Qualitäten, die letztlich nur durch *Zeigen* (ostensiv) aufgewiesen werden können: „Red here now!“ (Bertrand Russell)

Die darin liegenden Reduktionen sind eklatant. Den einfachen Sinnesqualitäten entsprechen im Satzzusammenhang einfache Terme oder atomare Sätze (Elementarsätze, Protokollsätze), noch vor jeder Quantifikation. Die einfachen Bestimmungen (Sinnesdaten bzw. ihre Namen) und die auf sie bezogenen Sprachausdrücke (Elementarsätze) bleiben isoliert und dürfen als 'atomare' Einheiten auch gar keinen Zusammenhang untereinander haben. Ausschlaggebend für derartige atomare Einheiten ist ihre invariante Gegebenheit, der definitive Cha-

rakter. Dem müssen auch die einfachen Sätze und die Individuenbereiche entsprechen, über denen sie interpretiert werden, sollen sie den Bedingungen logischer Zuordenbarkeit bzw. Übertragbarkeit genügen. Die erkenntnistheoretische Problematik, ob es solche atomaren Sachverhalte und entsprechende Terme überhaupt gibt, soll an dieser Stelle nicht weiter verfolgt werden. Das Schwanken zwischen „Sinnesdatum“ und bereits sprachlich ausgedrücktem „Protokollsatz“ weist hin auf die Unmöglichkeit einer Reduktion von Bedeutung auf ein schlechthin Einfaches, Elementares. Auch in diesem Sinne erweist sich das Programm des „Logischen Positivismus“ als undurchführbar.

2. Das Erfordernis kontextueller Verknüpfung besteht in logischer Hinsicht darin, Bedeutungen innerhalb eines logisch-analytisch definierten Begriffs- bzw. Strukturzusammenhangs aufeinander zu beziehen, so daß sie austauschbar werden. Dies führt in dieselben Schwierigkeiten hinein. Die atomaren Grundeinheiten können eine solche Beziehung der Bedeutungen untereinander nicht herstellen, und der Logik fehlt die Möglichkeit, ein *semantisches* Netz *logisch-analytisch* zu rekonstruieren, es sei denn durch mehr oder weniger willkürlich werdende Zuordnungsregeln. Die Folge ist, daß die logisch rekonstruierte „Sprache L“ (Carnap) mit der natürlichen Sprache, auf deren Grundlage sie geschaffen worden ist, wenig mehr zu tun hat. Es könnte aus der sprachlichen Vorgegebenheit genausogut eine künstliche „Sprache L<sub>2, 3, 4 ...</sub>“ gemacht werden.

### 3. Das prädikatenlogische Satzschema

Das bereits quantifizierte Prädikat kann im Sinne des aristotelischen *dictum de pluribus et omni* gelten für alle x / für einige bzw. mindestens ein x / für keinen Gegenstand. Bedeutungstragend ist hier der Allgemeinbegriff, der als solcher eine Subsumtion erlaubt. Aber auch das begrifflich Allgemeine kann nicht lediglich der Index für ein Quantum im Sinne einer auf Gegebenes anwendbaren Wahrheitsfunktion sein. Vorweg aber wäre zu klären, wie Sprachbedeutung und Allgemeinbegriff sich zueinander verhalten und ob sie ohne weiteres einander gleichgesetzt bzw. aufeinander reduziert werden können. Die Prädikatenlogik

geht davon aus, daß eine Gleichbehandlung von „Bedeutung“ und „Begriff“ möglich ist. Das setzt voraus, daß die logische Struktur und die Sprachstruktur in beiden Fällen dieselbe ist. Nur wenn das in der Tat so ist, kann die partikularisierende Satzform ( $\vee =$  es gibt mindestens ein  $x^5$ ) und die generalisierende Satzform ( $\wedge =$  für alle  $x$  gilt<sup>6</sup>) formal umschrieben werden mit:

$\vee xF(x)G(x)$ , gelesen als: es gibt mindestens einen Fall ( $x$ ) für den gilt: wenn er die Funktion  $F(x)$  erfüllt, erfüllt er auch die Funktion  $G(x)$ ; oder

$\wedge xF(x)G(x)$ , gelesen als: Für alle  $x$ , die die Funktion  $F(x)$  erfüllen, indem sie die von ihr geforderte Eigenschaft aufweisen, gilt auch, daß sie die von der Funktion  $G(x)$  geforderte Eigenschaft aufweisen.

Mittels der prädikatenlogischen Satzfunktion  $\vee xF(x)G(x)$  (z. B. „ $x$  ist ein Mensch; „ $x$  ist größer als  $y$ “ usw.) lassen sich durch Substitution von Individuenkonstanten (Eigennamen oder entsprechenden Demonstrativpronomina) wahre oder falsche Sätze bilden, so daß die prädikatenlogische Satzfunktion  $F(x)$  bzw. die allgemeine Satzform  $\vee xF(x)G(x)$  in einen wahren oder falschen Satz übergeht. Die Satzfunktion  $\wedge xF(x)G(x)$  erlaubt z. B. den Schluß: Wenn  $x$  ein Mensch ( $F$ ) ist, ist  $x$  sterblich ( $G$ ).

Das prädikatenlogische Satzschema nimmt damit, ganz unabhängig von den verwendeten Bedeutungen und den sie erfüllenden Instanzen, eine starke ( $\wedge$ ) und eine schwache ( $\vee$ ) Form an. Die Quantifikation nicht nur des Begriffs, sondern auch der Bedeutung gemäß den prädikatenlogischen Operatoren „für alle gilt“ ( $\wedge$ ) und „es gibt“ ( $\vee$ ) hat zur Voraussetzung, daß auch die semantischen Beziehungen sich innerhalb der prädikatenlogischen Satzform quantitativ interpretieren lassen, indem sie durch ein konkret Vorweisbares erfüllt oder nicht erfüllt werden. Wenn für alle  $x$  gilt, daß, wenn  $x$  ein  $F$  ist,  $x$  auch ein  $G$  ist, kann

---

<sup>5</sup>  $\vee$  = der Existenzoperator entspricht dem aussagenlogischen  $\vee$  (‘oder’) und der disjunktiven Reihe ( $1 \vee 2 \vee 3$  usw.).

<sup>6</sup>  $\wedge$  = der Alloperator entspricht dem aussagenlogischen  $\wedge$  (‘und’) und der disjunktiven Reihe ( $1 \wedge 2 \wedge 3$  usw.).

man schließen:  $\Lambda x(F(x) \supset G(x))$ . Die schwache Form erlaubt den Schluß  $\forall x(F(x) \supset \forall xG(x))$ : Wenn es mindestens ein  $x$  gibt, das  $F$  ist, dann gibt es mindestens ein  $x$ , das auch  $G$  ist. Ein solches Argumentenschema läßt sich auf verallgemeinerbare Sachverhalte anwenden. Zum Beispiel kann geschlossen werden, daß, wenn  $x$  Masse ( $F$ ) hat, auch  $G(x)$  zutrifft und  $x$  ausgedehnt ( $G$ ) sein muß. Entsprechend kann die partikulare Beziehung „Es gibt Philosophen“ bzw. „Einige Menschen sind Philosophen“ so ausgedrückt werden: Für alle  $x$  gilt: wenn  $x$  ein Mensch ( $F$ ) ist, dann gibt es mindestens ein  $x$ , das Philosoph ( $G$ ) ist. In formalisierter Schreibweise ausgedrückt heißt das:  $\forall x(F(x) \supset \exists xG(x))$ . Der Existenzoperator ( $\exists$ ) kann mit Hilfe der Negation des Alloperators ( $\Lambda$ ) aber auch so ausgedrückt werden: Für jedes beliebige  $x$  gilt: Wenn  $x$  ein Mensch ( $F$ ) ist, dann ist es nicht der Fall, daß für alle  $x$  gilt, daß sie Philosophen sind, formal ausgedrückt:  $\neg \Lambda x (F(x) \supset G(x))$ .

Die mit Hilfe der prädikatenlogischen Operatoren  $\Lambda$  (= alle) und  $\exists$  (= es gibt mindestens ein) gebildeten Satzformen brauchen uns nach der Seite ihrer formalen Weiterentwicklung hier nicht weiter zu interessieren. Wesentlich ist für uns die Frage, was mit den Sprachbedeutungen selbst geschieht, wenn sie in der gekennzeichneten Weise prädikatenlogisch rekonstruiert und extensional interpretiert werden. Alle Namen, die über ihre bloße Verweisungsfunktion hinaus ein Mehr an Bedeutung enthalten, müssen auf die reine Bezeichnungsfunktion reduziert und ihrer Zuordenbarkeit zu Individuenbereichen entsprechend quantifiziert werden. Dies gilt auch noch für den Fall, daß singulare Eigennamen durch Individualbeschreibungen (wie Wellington = „Der Sieger von Waterloo“, oder W. Scott = „Der Autor des Waverly“) ersetzt werden.

Was hier in die Augen springt, ist der zirkuläre Charakter der mit einer Quantifikation verbundenen Definitionen. Das Allgemeine ist gemäß Aristoteles, wenn und indem es sich auf einzelne Dinge bezieht und an ihnen ausweisen muß, ein dictum de pluribus et omni. Allgemeine Begriffe können dem entsprechend durch ihren Umfang, also vermittels ihrer Interpretation über Individuenbereichen aufeinander bezogen werden. Die Individuenbereiche selbst aber werden ihrerseits

wiederum durch dieselben begrifflichen Bestimmungen voneinander abgegrenzt. Es kommt so zu einem kurzgeschlossenen Zirkel wechselseitiger Zuordenbarkeit. Damit ist das logisch Allgemeine schon wieder verloren. Es bleibt in dieser Zuordnung eine einfache Bestimmung, und auch sein Gegenstand reduziert sich auf eine einfache Qualität. Ein solches wechselseitiges Zuordnen bleibt *identifizierend* und das heißt, es expliziert nicht mehr den der Zuordnung zugrunde liegenden Begriff, wie dies in einem sich artikulierenden Begriffs- und Bedeutungszusammenhang der Fall ist. Ein solcher sich selber generierender Zusammenhang muß der begrifflichen Bestimmung und ihrer Allgemeinheit also bereits zugrunde liegen. Der erste Schritt wäre also die Entwicklung der Begriffs- bzw. Bedeutungsfelder im Sinne einer kontextuellen Artikulation und Ausdifferenzierung. Nur aus einem sich in und aus sich selbst bestimmenden Bedeutungszusammenhang heraus läßt sich auch der Zusammenhang der Begriffe untereinander als Über- und Unterordnung im Sinne der Teilmengenbeziehung feststellen.

Wenn die Ausarbeitung von Bedeutungs- und Begriffszusammenhängen bereits vorausliegt und nicht mehr selber zum Gegenstand der Analyse gemacht wird, bleibt es bei einer lediglich *identifizierenden, sekundären* Zuordnung von Termen und Gegenständen. Die Identifikation erklärt sich nicht mehr selber und bleibt in diesem Sinne ein schlechter, bereits geschlossener Zirkel. Um das Programm der Quantifikation von Bedeutungen durchführen zu können, müssen die Sprachbedeutungen vorweg schon auf außersprachlich gegebene, durch Zeigen (Ostension) vorweisbare Dinge bzw. Qualitäten bezogen sein, an denen sie gleichsam abgelesen werden können. Andererseits setzt das Zeigen die entsprechende Zeigehinsicht bereits voraus.

Die Quantifikation von Bedeutung führt so zwangsläufig zu einem nominalistischen Standpunkt. Das nominalistische Theorem besagt: Bedeutungen und die auf ihrer Grundlage gebildeten Begriffe beziehen sich auf einzelnes Seiendes und haben nur vermöge dieses Bezugs überhaupt einen Sinn. Es gibt kein dem allgemeinen Begriff entsprechendes Allgemeines in der Wirklichkeit selbst, von der die existierenden Dinge lediglich Abbilder bzw. Konkretionen wären. Die begriffsidealistische und/oder begriffsrealistische Auffassung, wie Platon und

Aristoteles sie vertreten, wird als eine die Wirklichkeit unnötig verdoppelnde, im Interesse empirischer Erkenntnis entbehrliche und genau besehen unzulässige Annahme abgewiesen. Wenn es nun aber kein Allgemeines in der Wirklichkeit selbst gibt und diese nur in Form von Individuen bzw. in der einzelnen Konkretion gegeben ist<sup>7</sup>, kann das Wort bzw. der Begriff nur noch ein hinweisendes Zeichen sein, so daß die Sprache zu einem bloßen „Index“ wird und das Sprechen sich auf eine ‚stumme‘ Zeigegeste reduziert. Es bleibt also auch hier bei einer „Verdoppelung desselben“, nur daß der Zirkel jetzt kurzgeschlossen wird und seine explikative Funktion verliert. Im Tableau räumlicher Anordnung wird der Faktor „Zeit“ ausgespart.

Schließlich wäre auch das Zeigen als solches nicht mehr verständlich, wenn es nicht ein zu zeigendes ‚etwas‘ und ein die Zeigehinsicht leitendes ‚was‘ gäbe. Eng geführt im Sinne wechselseitiger Substituierbarkeit, hebt das Spiel mit ‚was‘ und ‚etwas‘ sich selber auf. Was sich nur noch gestisch zeigen läßt („dies da!“), aber nicht mehr benannt und expliziert werden kann, bleibt ein Transzendentes und kann als solches keine Bestimmungsfunktion mehr übernehmen. In bezug auf wirkliche Transzendenz kommt man in der Tat aus einer solchen zirkulären Verweisung nicht heraus und das heißt, man kann zwar auf etwas aufmerksam machen, aber es nicht mehr bestimmen und erklären. Seine Aufschließung braucht dann ein anderes Medium (z. B. die Erfahrung), oder sie muß als bereits erfolgte vorausgesetzt werden. Das logische Verfahren geht davon aus, daß die verbindenden Qualitäten vorgegeben und die sie vertretenden begrifflichen Merkmale bereits vorverstanden sind. Um der Bedingung identischer Substituierbarkeit zu genügen, kommt es auch hier zu einer „Verdoppelung desselben“, das, logisch mit sich kurzgeschlossen, nicht mehr für weitere Artikulation und Revision offen ist. Eine so verstandene, ‚fertige‘ Beziehung bleibt identi-

---

<sup>7</sup> Woran als ontologische These nichts auszusetzen ist, wenn sie sachentsprechend interpretiert wird; vgl. dazu meine Tübinger Antrittsvorlesung „Über den Anspruch des Allgemeinen, wirkliches Allgemeines zu sein“, erschienen in: Zeitschrift für philosophische Forschung, 24. Jg. 1970, Heft 2, S. 224-252 und eingestellt in meine Homepage [www.friedrich-kuemmel.de](http://www.friedrich-kuemmel.de).

fizierend und enthält immer nur das, was vorher in sie hineingesteckt worden ist. Jedes Element der Beziehung muß bereits vorweg definiert bzw. mit Bedeutung versehen worden sein.

Nun leben wir aber nicht in einer fertigen Welt, sondern in einer Welt, die im Werden ist und zeitlich geöffnete Perspektiven hat. Wesentlich für die sprach- und erkenntnistheoretische Fragestellung ist, was mit der Sprache und ihren Bedeutungen geschieht, wenn sie in der gekennzeichneten Weise prädikatenlogisch rekonstruiert und rein extensional interpretiert werden. An dieser Stelle beginnt der unlösbar bleibende, zunehmend unfruchtbar werdende Streit der Intuitionisten (Internalisten) und der Vertreter eines extensionalen Standpunktes (Externalisten). Aber läßt „Innen“ und „Außen“ sich so gegeneinander auspielen? Verlangt wäre m. E. eine das logische Feld selbst erweiternde Verhältnisbestimmung, die den räumlichen und zeitlichen Aspekten gleichermaßen gerecht wird und sie weder trennt noch zusammenwirft.

Das Verhältnis von „Bedeutung“, „Begriff“, „Wahrheit“, „Sachverhalt“ und „Gegenstand“ muß als eine noch nicht hinreichend beantwortete und im logischen Konnex auch nicht beantwortbare Frage offen gehalten werden. Das Sprachliche, eigentlich Logische (der „Logos“) verschwindet gleichsam in seiner allzu eng geführten logischen Rekonstruktion und kann nicht mehr als vordringliches Thema weiterverfolgt werden. Es bleibt bei der Beweislogik also bei Unterstellungen, die sich nicht mehr auf die Wirklichkeit, so wie wir sie kennen, anwenden lassen. Nur unter der Voraussetzung, daß der im Licht einer Bedeutung hergestellte Bezug auf ein Gegebenes sich dem dieses unter sich subsumierenden Allgemeinbegriff angleichen läßt, kann in beiden Fällen eine eindeutig gemachte Elemente/Mengen-Beziehung supponiert werden, die sich wiederum in die Form wahrer oder falscher Sätze bringen läßt. Auch ist die Interpretation von Bedeutungen über Gegenstandsbereichen nur unter der Voraussetzung möglich, daß die in der Bedeutung gegebene Hinsicht verallgemeinerbar ist und auf quantifizierbare Gegenstandsbereiche angewendet werden kann. Und nur unter derselben Voraussetzung wäre es wiederum möglich zu sagen, daß die (singulare) Bedeutung einer (allgemeinen) Begriffsbestimmung entspricht und, wie diese, die Zusammenfassung einer ganz bestimm-

ten Menge von Elementen erlaubt. Es handelt sich bei alledem um Postulate, die sich in der Durchführung des Programms als nicht einlösbar erweisen. Das heißt, daß es in der Wirklichkeit keine Subsumtion im Sinne der Unterwerfung des Seienden unter ein allgemeines Gesetz gibt.

Im Umkehrschluß wäre aus einer solchen Situation zu folgern, daß das Thema „Bedeutung“ im Zeichen des Begriffsallgemeinen bzw. des Begriffsumfangs gar nicht angegangen werden kann und auch die Frage nicht geklärt ist, ob man überhaupt von einer ‘wahren’ oder ‘falschen’ Zuordnung einer Bedeutung sprechen kann. Bedeutungen sind an sich selber weder wahr noch falsch und auch nicht ohne weiteres unter dieses Kriterium zu stellen. Ebensovwenig gibt es für sie ohne weiteres eine Möglichkeit zur Quantifikation, auch wenn die Gleichsetzung der Bedeutung mit dem Begriffsallgemeinem dies suggeriert. Aber welche Sprachbedeutung unterwirft sich schon der zirkulären Anweisung, nur vermöge einer Verweisung auf Gegebenes einen Sinn zu haben, den dieses Gegebene zu seiner Identifikation wiederum voraussetzt? Der „Mensch“, den es an sich bzw. im allgemeinen gar nicht gibt, ist dann dieser oder jener konkrete Mensch, aufgezählt in disjunktiver Reihe. Er kann mittels der begrifflichen Bestimmung „Mensch“, die aber allererst gefunden werden will, aus allen möglichen anderen aufweisbaren Gegebenheiten ausgesondert werden. Aber ist die Bedeutung des Wortes „Mensch“ mit seinem Gebrauch als Identifikationsmerkmal schon erfaßt? Weder die Frage nach der Bedeutung selbst, noch die Frage nach der Art ihrer Referenz (ihres Bezugs auf Wirklichkeit) ist damit geklärt.





## DRITTES KAPITEL

### DIE IMMANENTE KRITIK DER LOGIK DURCH SICH SELBST

Man kann das Logische nicht kritisieren, ohne es zu benützen. Es bedarf deshalb keiner von außen her an die Logik herangetragenen Kritik. Diese bekommt dadurch Hand und Fuß, daß die in der Logik selbst liegende Aporetik zum Bewußtsein gebracht wird, wenn ihre Funktionalitätsbedingungen zu restriktiv gefaßt werden und das damit verbundene Interesse an eine Grenze kommt. Eine immanente Logikkritik ist kein Einwand gegen die Logik, die nach wie vor als erste Prinzipienwissenschaft gelten muß. Kritisiert werden kann immer nur die Art und Weise, wie sie sich selber versteht und ins Werk setzt.

#### 1. Das Ungenügen einer Interpretation von Bedeutungen über Gegenstandsbereichen

Man muß sich hier folgender Situation stellen:  $F(x)$  und  $G(x)$  sind Zeichen für bestimmte Prädikate bzw. Satzfunktionen (Prädikatkonstanten). Als solche lassen sie sich nicht selber wiederum quantifizieren und wie die Gegenstandsvariablen ( $x, y, z$ ) durch Quantoren ( $\Lambda, \forall$ ) binden. Und doch haben die Prädikatkonstanten ( $F, G$ ) unabhängig von den Individuenbereichen, über denen sie interpretiert werden, keinen eigenen Ort und keine Instanzen, durch die sie als an sich selber gegeben ausgewiesen werden können. Eine Aussageform wie „Es gibt ein  $x$ , für das gilt:  $x$  ist ein Hund und  $x$  ist weiß“ verpflichtet nicht darauf, Entitäten wie „Hundheit“ oder „Klasse der weißen Dinge“ anzunehmen, die unabhängig von den konkreten, die Aussageform erfüllenden „weißen Hunden“ gegeben wären. Einerseits werden die zugeschriebenen Eigenschaften behandelt als bloß denkbare Möglichkeit, und andererseits bleiben sie zurückgebunden an das faktische Vorkommen von Trägern.

Das prädikatenlogische Verfahren verbindet sich mit einem empiristischen Vorurteil, unter dessen Diktat sich die Bedeutung auf einen ostensiven bzw. denotativen Hinweis reduziert. Das jeweils Gemeinte verbirgt sich in der Zeigegeste bzw. im Namen und kann sich nicht

mehr selber ausweisen und explizieren. Wie bei der alten Herrschaft, muß ein gestischer Hinweis auf das Herrschaftszeichen schon genügen, um Botmäßigkeit zu erzeugen. Die vorgegebene und hinzunehmende Bedeutung reduziert sich auf „Merkmale“, die keinen Zusammenhang untereinander haben und keinen explizierbaren Sinn mehr hergeben. Damit ist der Erkenntnis ein Riegel vorgeschoben. Ein so ins Merkmal Eingebundenes kann seine Bedeutung nicht mehr offenlegen und wird auch den Bedeutungsträgern selbst nicht mehr gerecht. Die Quantifizierung der Bedeutung zeigt sich hier von ihrer nachteiligen Seite her. Alles ist wie in der Nuß verpackt, und auch das Begriffliche degeneriert unter dieser Voraussetzung zum Index für einen Umfang, durch den ein Vereinzelt in eine Hierarchie von ebenso vereinzelt Merkmalsinstanzen eingebunden wird. Schließlich kann zwischen Individuen und ihren Bereichen, zwischen Prädikativem (Aussagendem) und Umfänglichem (Zuordnendem) gar nicht mehr unterschieden werden. Intrinsische Bedeutungen lassen sich von auferlegten Hinsichten nicht mehr unterscheiden. Im Spiegelkabinett bloßer Verweisungen kann weder die Allgemeinheit des Allgemeinen noch die Unausschöpfbarkeit des Einzelnen zu einem produktiven Agens gemacht werden.

Nicht betroffen ist dadurch die Möglichkeit, zwischen den Daten funktionale Zusammenhänge im Sinne von covering laws zu interpolieren und die Daten selbst statistisch berechenbar zu machen. Formal gesprochen, behandelt die so verfahrenende Logik Unterschiede, als ob diese gleichzeitig absolut und gar nicht gegeben wären. Zwischenein geschobenen Entitäten wie Zeichen, Zahlen, Nummern, Mengen, Klassen usw. ändern am Grundverhältnis nichts. Daß die Klassen und die sie interpretierenden Funktionen einen doppelten Sinn haben: einerseits Allgemeinbegriffe zu repräsentieren und andererseits Kollektionen von Individuen zu bilden, läßt sich nicht aus der Welt schaffen, auch wenn der darin liegende dimensionale Unterschied durch das Verschleifen der Bedeutung und ihr Gerinnen zum Merkmal unkenntlich gemacht wird. Klassen können auch dann einander nicht gleichgesetzt werden, wenn sie genau dieselben Objekte umfassen, werden sie doch nach unterschiedlichen Merkmalen selektiert und mit einer verschiedenen Bedeutung versehen. Dieselben Individuenkollektionen

können für die unterschiedlichsten Begriffszusammenhänge stehen und setzen insofern ihrer Einteilung in Klassen auch einen Widerstand entgegen.

Das Ganze eines so verfaßten, in die Enge geführten logischen Imperiums wird zu einer Tautologie, und diese wiederum treibt durch die in ihr liegende Engführung einen Widerspruch mit spaltender Wirkung heraus. Ins Verhältnis setzen, bestimmen und explizieren läßt sich so nichts mehr. Die im Zeichen- bzw. Funktionszusammenhang gegebene Bedeutung kann sich, entsprechend der Bedingung der Quantifikation, lediglich im Verweis auf den ihr entsprechenden Individuenbereich Geltung verschaffen. Eine so verstandene Bedeutung wandert aus und verharrt gleichzeitig, ganz unabhängig von der Wahrheit oder Falschheit ihrer Zuordnungen, im Systemzusammenhang. Das ostensive Verweisen bringt keine Bedeutung hinzu, die nicht zuvor schon hineingelegt worden wäre. In der gleichzeitigen Absonderung und Verklammerung von extensionaler (ostensiver) und intensionaler (sprachlich gefaßter) Bedeutung erschöpft sich das Vorhaben des prädikatenlogischen Ansatzes und beweist damit immer nur die ihm gezogene enge Grenze.

Eine so ins Werk gesetzte Tautologie erzeugt einen Widerspruch, der sich geltend macht in der Verschleierung von Verhältnissen, gleich ob diese den vorgezeichneten Rahmen bilden oder das von ihm Ausgeschlossene betreffen. Es ist so lediglich klargestellt, wer das Sagen hat und wer nicht. Alles wird in einen geschlossenen Zirkel eingebunden, der sich – wie die Tautologie – von selbst verstehen muß und über die realen Gründe der Einklammerung und Wertzuweisung nichts mehr aussagt. Ein solcher mit sich kurzgeschlossener Zirkel wird der Bestimmung und Explikation von Bedeutung nicht mehr gerecht und kann eine solche nur noch voraussetzen. Der Bedeutungsgeber bleibt im Hintergrund und braucht über sein Tun und Lassen auch keine Rechenschaft zu geben.

Auch wenn das Bedeutungsallgemeine sich auf vorweisbare Individuenbereiche bezieht und diese quantifiziert, kann es als leitende Hinsicht und regierende Instanz nicht selbst wiederum auf eine Individuenkollektion reduziert werden. Die Bedeutung als solche kann nicht ex-

tensional bestimmt sein, weil sie so, zum bloßen Index oder Verweis gemacht, gar nicht mehr verstanden werden könnte. Auch wenn ein bestimmtes Prädikat als Mengen- oder Klassenbegriff ausgebracht ist und in der Reduktion auf seinen Umfang selber quantifiziert erscheint, ist seine Bedeutung nicht einfach die Menge der es erfüllenden Gegenstände. Als leitende Hinsicht läßt sich die Bedeutung nicht durch Verweis auf eine Individuenkollektion definieren, die als solche keine Bedeutung hat, es sei denn es wird ihr eine zugeschrieben. Daß hier etwas auseinandergehalten und gleichzeitig verklammert wird, schließt den Zirkel ab. Klassen bzw. Mengen von Dingen definieren sich nicht selber, sie werden vielmehr erzeugt und definiert durch die mit ihnen verbundenen begrifflichen Bestimmungen. Diese lassen sich aber nicht wiederum den Klassen bzw. Mengen entnehmen, und noch weniger können sie in die sie erfüllenden Gegenstandsbereiche hinein aufgelöst werden. Was die begriffliche Instanz verkörpert und repräsentiert, soll nicht Gemeingut aller sein.

Man kann so zwar von einer extensionalen *Interpretation*, nicht aber von einer extensionalen *Konstitution* von Bedeutungen bzw. Begriffen reden. Ein 'Sachverhalt' als objektive Referenz eines 'Satzsinnes' läßt sich in der Kollektion selbst nicht nachweisen, ohne sich einer *petitio principii* schuldig zu machen. Unter der Voraussetzung einer bestimmten, durch ihre Referenz auf Individuenbereiche definierten Bedeutung läßt sich immer nur *postulieren*, daß jeder Intension bzw. begrifflichen Bestimmung eine Extension bzw. ein Begriffsumfang zugeordnet werden kann. Bedeutungsträger ist aber auch dann der Satz bzw. Term und nicht der quantifizierte Referent, der Satzbedeutungen zwar erfüllen oder falsifizieren, nicht aber an und für sich selber Bedeutung annehmen kann. Der Bezug der in der Weisung enthaltenen Bedeutung beschränkt sich nach außen hin auf Positionsbestimmungen gemäß einem vorgegebenen Inhalt und Anwendungsschema. Dabei kann immer nur das gezeigt werden, was bereits einem wohlgeformten und d. h. logisch eindeutig gemachten prädikativen Ausdruck entspricht. Im übrigen tappt man auch bei gültigen Zuordnungen nach wie vor im Dunkeln. Diese Feststellung kommt überein mit Leibniz' Prinzip der Identität des Nichtunterscheidbaren (*principium identitatis indiscernibili-*

um): Was nicht als verschieden *ausgesagt* werden kann, kann auch nicht als unterschiedlich *gegeben* angenommen werden. Umgekehrt können sprachliche Ausdrücke aber auch dann bedeutungstragend sein, wenn es in der Wirklichkeit nichts gibt, was sie als Wert einer gebundenen Variable erfüllen könnte. Der Herrscher ohne Land ...

Deutlich wird in alledem, daß sich in der quantifizierenden Betrachtungsweise eine bestimmte Subsumtions- und Herrschaftsform zur Geltung bringt, die das Sagen hat und Widerspruch nicht duldet. Wenn es damit nun aber nicht sein Bewenden haben kann, muß an derselben Stelle der umgekehrte Weg eingeschlagen werden. Was die Namen betrifft, muß gefragt werden, wie es sich mit der Bedeutung von Eigennamen bzw. individuellen Beschreibungen („individual descriptions“) in Wirklichkeit verhält. Namen sind mehr als bloße Bezeichnungen bzw. Etikettierungen. Das Merkmal muß seines Merkmalcharakters entkleidet werden, um wieder aussagekräftig werden zu können. Auch wenn der als Merkmal benützte Name eine Identifikation erlaubt, kann nicht von deren kontextueller Unabhängigkeit ausgegangen werden. Das intensionale Bedeutungsgeflecht ließe sich nur unter der Bedingung auf ein extensionales Verweisungssystem reduzieren, daß jeder Term, ganz unabhängig von seiner sonstigen Bedeutung, zu einem Namen bzw. einem Merkmal gemacht wird. Dies setzt aber voraus, daß die Bedeutungen samt ihrer kontextuellen Einbettung bereits vorher festgelegt und vom Adressaten fraglos hingenommen werden.

Ob zwei Ausdrücke in der Tat gleichbedeutend sind, läßt sich weder durch den Bezug auf einen konkreten Gegenstand noch im Hinweis auf Mengen vergleichbarer Gegenstände feststellen. Soll die gesuchte Bedeutungsgleichheit mehr als eine willkürliche Festlegung sein, so muß sie ein fundamentum in re haben, und ein solches läßt sich mit formallogischen Mitteln allein nicht ausmachen. Es bleibt so lange bei der schlechten Voraussetzungsmethode, zuerst etwas hineinzulegen, um es dann, wie bei einer Taschenspielerlei, wieder herausholen zu können. Daß sich die Sache in Wirklichkeit anders verhält, läßt sich am Beispiel der Eigennamen erläutern. Eigennamen haben eine weitergehende Referenz und erfüllen für ihren Träger über die Identifizierbarkeit hinaus noch andere Funktionen. Im Grunde erlauben sie es gar

nicht, im Sinne einer 'individual description' mit bestimmten Eigenschaften bzw. Merkmalen identifiziert zu werden. Wer den Namen ausfüllt ist der Träger selbst, und folglich kann der Name auch nicht auf einen Steckbrief reduziert werden. Zuschreibungen und Identifikationen sind möglich, aber sie machen blind. Was etwas bzw. wer jemand ist, löst sich im Zeichen auf in etwas, was jeder kennt und von dem keiner mehr etwas weiß. Die Quantifikation von Bedeutung und ihre (Selbst-)Explication im Rede- bzw. Satzzusammenhang fällt auseinander. Das kann zum Zwecke willkürlicher Festlegbarkeit von Bedeutung und Sinn auch gewollt sein; der mit der Quantifizierung verbundene logische Schnitt verhindert die Rückfragen. Jeder ist irgendwer, und diesen Unterschied kann man ignorieren. Und wenn dazuhin die Festlegung von Bedeutung einer bedeutunggebenden Instanz vorbehalten bleibt, werden die von einer Seite gesetzten Bedeutungen für die andere Seite verunklart. Unbeantwortet bleibt die Frage, ob es sich bei Bedeutungen um Sinngebilde, um Übertragungsformen oder lediglich um Bezeichnungen bzw. Namen handelt, die Ordnung schaffen sollen. Für sich selber verlieren quantifizierte Bedeutungen ihren Bezugsrahmen und verbergen sich ihre eigene Referenz. Grundsätzlich zurückgebunden an quantifizierte Gegenstandsvariablen und die für sie eingesetzten Werte, wird die Bedeutungsdimension selbst zum Verstummen gebracht. Die Adressaten von Bedeutung sind individuelle Gegenstände, die nur in Verbindung mit den ihnen im Satzschema zugeordneten Prädikatkonstanten als Bedeutungsträger auftreten können. Alle Wörter bzw. Terme, die über ihre bloße Verweisungsfunktion hinaus ein Mehr an Bedeutung enthalten, müssen auf die Zeigefunktion zurückgestuft werden. Der bloße Verweischarakter nimmt der Bedeutung ihre Bedeutung. Die lediglich ostensiv verwendete Bedeutung gerinnt zum Merkmal, und dieses, wie immer selektiert und definiert, wird zur einzigen Brücke zum Gegenstand.

Ohne ein an sich selbst Bedeutung tragendes und Bedeutungszusammenhänge entwickelndes Medium kommt man bei den Namen also gar nicht aus. Daß damit gegenständliche Gegebenheiten identifizierbar werden, ist ein sekundärer Vorgang, der nicht vor dem ersten Schritt getan werden kann. Das Programm des logischen Reduktionis-

mus weist hin auf Sprünge, die durch eine vorgebliche Eindeutigkeit des Identifizierenkönnens nicht zum Verschwinden gebracht und eher noch herausgetrieben werden. Der Bedeutung gebende Sprachprozeß und der außersprachliche Erfahrungsprozeß sind weder kurzgeschlossen, noch haben sie nichts miteinander zu tun. Was hier zur Verwirrung führt ist vielmehr eine durch den Reduktionismus selbst erzeugte Barriere und Dilemmastruktur, nach deren prohibitivem Sinn man nicht lange suchen muß. Blockiert wird so der freie Weg, versperrt das eigene Weiterkommen auf ihm und unterbunden die Bewußtwerdung und Erkenntnis.

## 2. Das Scheitern der Suche nach einem analytischen Bedeutungskriterium<sup>1</sup>

Die Sprache ist ein lebendiger Organismus und das heißt, die Arbeit an der Bedeutung erfolgt auf dem Weg der Fortbildung der Sprache in und durch sich selber. Die erste Frage muß dann dahin gehen, in welcher Weise Bedeutungen entstehen, sich explizieren lassen und aufeinander bezogen werden können. Wenn in die Bestimmung und den Zusammenhang von Bedeutung auch die Erfahrung mit eingeht, kann diese nicht, wie im quantifizierenden Verfahren, lediglich im Sinne der Bestätigung von schon vorweg prädizierten und definierten Bedeutungen verstanden werden. Ein nach Bedeutung und Erfahrungsgehalt offener Zirkel läßt sich grundsätzlich nicht zu einem geschlossenen Zirkel machen.

Der prädikatenlogische, der natürlichen Sprache aufgesattelte Weg zur Klärung von Bedeutung im Rahmen logischer Formbestimmtheit aber versucht genau dieses. Er verlangt ein analytisches Kriterium der

---

<sup>1</sup> Vgl. dazu den von Johannes Sinnreich herausgegebenen Sammelband „Zur Philosophie der idealen Sprache. Texte von Quine, Tarski, Martin, Hempel und Carnap.“ Deutscher Taschenbuch Verlag München 1972 (dtv WR 4113) und Leonard Linsky (Ed.), *Semantics and the Philosophy of Language. A Collection of Readings.* University of Illinois Press Urbana, Chicago, London 1952 (Illini Books 18-63)

Gleichsetzbarkeit (Synonymität) von Wortbedeutungen als Bedingung ihrer logischen Substituierbarkeit füreinander (Analytizität). Nun ist semantische Bedeutungsgleichheit auch bei Synonymen nicht dasselbe wie logische Analytizität (Tautologie). Die Übersetzung des Semantischen ins Logische muß deshalb durch selber wiederum semantisch getroffene Zuordnungsregeln festgeschrieben werden. Wenn Bedeutungen bzw. Begriffe nicht über eine gleiche Extension einander zugeordnet werden können (siehe Freges Beispiel der Venus als „Morgenstern“ und „Abendstern“), sind ausdrückliche Vorkehrungen nötig, um zwei Ausdrücke als gleichbedeutend zu betrachten und einander substituieren zu können. Erst aufgrund solcher wie immer gerechtfertigten Zuordnungsregeln wird eine logisch-analytische Behandlung der semantischen Felder und Beziehungen möglich.

Das Prinzip der Verallgemeinerbarkeit reicht dazu nicht aus. Auch wenn Aristoteles' *prädicabile de pluribus et omnis* die partikulare bzw. allgemeine Bedeutung extensiv bestimmbar zu machen vorgibt, muß dem ein Schritt vorausgegangen und vorweg geklärt worden sein, wie die verschiedenen Bedeutungen untereinander in einen begründeten Zusammenhang gebracht werden können. Für ihre semantische Bestimmung und Zuordnung reicht es nicht aus, für jedes einzelne Bedeutungsmerkmal die Menge der zugehörigen Individuen aufzusuchen, denn dadurch würde die Bedeutung selbst nicht geklärt und auch noch kein Bedeutungszusammenhang herstellbar. Die Feststellung eines Zusammenhangs zwischen den einzelnen Bestimmungen macht aber gerade die Aufgabe der Bestimmung des Allgemeinen aus, die grundsätzlich nicht durch Auszählung von Kollektionen geleistet werden kann. Mit Hegel gesprochen, stellt das Allgemeine von vornherein eine Reflexionsbestimmung dar und das heißt, es hat eine in und aus sich selbst zu entfaltende Struktur. Ein so verstandenes Allgemeines fällt nicht in die äußere Beziehung als solche.

Nun hat man bezüglich der Substituierbarkeit semantischer Terme im Rahmen einer Logischen Semantik zunächst an Synonyme gedacht, so wenn „Jungeselle“ ein „unverheirateter Mann“ und „Bruder“ ein „männliches Geschwister“ ist. Im System der Verwandtschaftsbeziehungen macht das durchaus Sinn, und doch stellt sich die Frage, ob die

so einander gleichgesetzten Bedeutungen über das Familiensystem hinaus nicht auch in anderen Kontexten verwendet werden können. Ein väterliches oder mütterliches, brüderliches oder schwesterliches Verhältnis kann in vielerlei Beziehungsformen gelebt werden.

Man kann die mit der nicht erreichbaren Bedeutungsgleichheit unterschiedlicher Ausdrücke aufgeworfene Problematik dadurch auszuklammern versuchen, daß man „Gleichheit“ bzw. „Austauschbarkeit“ jeweils im Einzelfall durch eine entsprechende semantische Zuordnungsregel festlegt. Bei verwandtschaftlichen Beziehungen wird das ja auch getan, um die sonst undurchsichtig werdenden Verhältnisse klarzustellen. Im logischen Zusammenhang muß eine solche Regel aber auch dem weitergehenden Bedürfnis Rechnung tragen, eine wechselseitige Substituierbarkeit der betreffenden Ausdrücke *in allen möglichen Kontexten* zu begründen, gleich wie diese beschaffen sind und empirisch gegeben oder nur gedacht sind. Hier geht es nicht anders, als semantische Äquivalenz im Sinne einer Konvention (z. B. einer bestimmten Wissenschaftssprache) zu vereinbaren. An eine Konvention aber braucht sich nur der zu halten, der sie benötigt, und auch er kann sie wieder verlassen, wenn sie ihm nicht hinreichend erscheint. Nichts also gewährleistet die logisch-analytische Behandelbarkeit von Bedeutungen in Zusammenhängen, die sich nicht konventionell festlegen und kontrollieren lassen.

Eine Festlegung bleibt hier aber auch aus theoretischen Gründen unbefriedigend. Die Konventionen bzw. die ihnen entsprechenden semantischen Festlegungen müßten sich selber wiederum rechtfertigen lassen, was zu einem Regreß auf immer unbestimmtere Grundlagen und Annahmen führt. Semantische Analytizität im streng logischen Sinn kann es deshalb nur in künstlichen Sprachen geben, deren semantische Regeln von vornherein explizit festgelegt sind. Aber auch dann brauchen diese zu ihrer Festlegung noch einen Bezugsrahmen, einen Begründungszusammenhang und eine Metasprache, die nicht dieselben Definitivitäts- und Substitutionsbedingungen erfüllen darf, wenn der weitere Regreß vermieden werden soll. Die Metasprache muß letztlich wiederum eine natürliche Sprache sein, in der es keine strenge Synonymität von Bedeutungen und keine strikt identische Übersetzung

eines Ausdrucks in einen anderen Ausdruck gibt. Wie bereits Schleiermacher festgestellt hat, gibt es in natürlichen Sprachen keine Synonyme im strengen Sinn des Worts.<sup>2</sup>

### 3. Das Ungenügen eines empirischen Sinnkriteriums

Das Verhältnis von Aussage und Sachverhalt ist keine Alternative, sondern eine hermeneutische Differenz. Die Hermeneutik beweist hier die bessere Einsicht, wenn sie Aussage und Sachverhalt weder gleichsetzt noch voneinander trennt und sowohl die Erfahrungsgegebenheit als auch die Sprache in einem Dazwischen ansiedelt. Damit ist eine Verständigungsgrundlage für alle wissenschaftstheoretischen Lager geschaffen: Sprache und Erfahrung konstituieren gemeinsam den Gegenstand wissenschaftlicher Untersuchung und Reflexion. Dies verlangt eine doppelte Hinsicht: daß eine *Wirklichkeit außerhalb* zumindest im Sinne eines Grenzwertes der Annäherung in Anschlag gebracht wird, und daß auch im Binnenbereich weder die Erfahrung noch die diese artikulierende Sprache bar jeglichen Wirklichkeitsgehaltes ist. Voraussetzung des Zustandekommens von Erkenntnis ist der ineins innere und äußere, in der Sprache selbst liegende und mit Erfahrung verbundene Wirklichkeitsbezug. Damit sind nach beiden Seiten hin Öffnungen vollzogen. Daß die Sprache einen Bezug auf Wirklichkeit hat, ist leicht einzusehen; das „Sprachgefängnis“ allein tut's nicht. Aber auch der empirische Sachverhalt ist kein *brutum factum* und erschließt sich nur, wenn man schon irgend etwas von ihm verstanden hat. In alledem ist ein objektives Moment enthalten, das sich nicht in subjektives Dafürhalten anheimgeben läßt.

In allen Beziehungsmodalitäten ist somit eine *hermeneutische Differenz* mitgegeben, ohne die eine sie aufschließende Erkenntnis gar nicht möglich wäre. Zugrunde liegt dem eine ontologische Differenz. Die Kluft zwischen den außerhalb der Sprache gegebenen Sachverhalten

---

<sup>2</sup> Vgl. dazu Ton-Ku Kang, Die Hermeneutik Schleiermachers. Zum Verhältnis von grammatischer und psychologischer Interpretation. Vardan Verlag Hechingen 2009, S. 84 ff.

und ihrer sprachlichen Fassung und Artikulation ist konstitutiv für das Seiende selbst und kann nur deshalb auch für die Erkenntnis wegweisend sein. Nicht nur für die Hermeneutik, sondern auch für die Logik gilt, daß ein wirklicher Sachverhalt immer ein formulierbarer und nie nur ein sagbarer Sachverhalt ist. Die Suche nach 'reinen' Beobachtungsdaten bzw. Protokollsätzen im „Wiener Kreis“ hat Aufschluß darüber gegeben, daß man nicht aus der Sprache herauskann und doch nicht in ihr hängenbleiben muß. Was beide Seiten verbindet ist ein umgreifendes Bewußtsein überhaupt, das auch in der Wirklichkeit vorausgesetzt werden muß. Es gibt keinen 'nackten' Wirklichkeitsbezug, wenn in diesem stets ein Bewußtseinspalt mitgegeben ist und die Sprache ins Spiel gebracht wird. Das Bewußtsein ist die *eigentliche* ontologische, logische und hermeneutische Differenz in Form eines sich ausarbeitenden Differentials, und von ihm kann auch dann nicht abgesehen werden, wenn eingefleischte Lebensformen um der Erhaltung willen ins Unbewußte abgesenkt worden sind. Für das umgreifende Bewußtsein ist „Sprache“ stets von *beiden* Seiten her gegeben und manifestiert ineins die Kluft und ihre Überbrückung.

Die Sprache ist, wie das Bewußtsein, eo ipso selbstreflexiv und das heißt im Bezug nach außen auf das eigene Bedingungsgefüge zurückbezogen. Dabei nimmt der Aussagenzusammenhang bezüglich der wirklichen Gegebenheiten immer auch eine (möglicherweise unzulässige) Verallgemeinerung vor. Das Persönliche ist ein Unpersönliches und das Unpersönliche ein Persönliches usw. usf. In diesem *öffnenden* Sinne hat die Sprache als solche die Struktur eines Vorurteils. Was sie aussagt ist grundsätzlich nicht auf die Alternative von Primärdaten und/oder reinen Beobachtungssätzen reduzierbar. Es handelt sich hier vielmehr um eine ontologisch fundierte hermeneutische Differenz.

Popper führt an der Stelle ein Stück weiter. Auch er ist nicht der Meinung, daß singulare Basissätze, die sich zur Falsifikation von allgemeinen Gesetzesannahmen eignen, unmittelbar durch intuitive sinnliche Gewißheit gestützt werden könnten. Statt dessen muß die Annahme eines Basissatzes in jedem Falle von theoretischer und empirischer Seite her ausreichend motiviert sein. Die Anwendung eines theoretischen Aussagenzusammenhangs verlangt die Einigung über Tatsa-

chen, die selber wiederum im Rahmen des Sprachzusammenhangs erfolgt und diesen auch gar nicht verlassen kann. Der unvermeidbare, sich gleichzeitig nach allen möglichen Seiten hin auslegende Zirkel ist der Garant für die Einbettung des Forschungsprozesses in einen umfassenderen Zusammenhang, der nicht mehr fest-gestellt, sondern nur noch hermeneutisch expliziert werden kann. Welche Tatsache theoretisch relevant ist, entscheidet sich nach einem Vorverständnis, das dabei vorausgesetzt wird, aber selber wieder geprüft werden muß, soll es einer weiterreichenden Urteilsbildung standhalten können.

Der unvermeidbare Zirkel zwischen sprachlich gefaßtem Sachverhalt und gegebener Erfahrungsbasis wird negativ, wenn man Aussagen grundsätzlich als bar jeder Wirklichkeitshaltigkeit betrachtet und von einer Alternative zwischen Aussage und gegebenem Sachverhalt ausgeht. Daß in die Hypothesenbildung eine vorgängige Erfahrung ein-geht, ist nicht zu vermeiden, doch muß diese Bedingtheit wiederum ausdrücklich reflektiert werden, soll nicht ein Vorurteil sich unter der Hand durchsetzen. Die sprachliche Präformation des Gegenstands- bereichs und ihr Einfluß auf den Entstehungs- und Erklärungszusammenhang von Theorien muß einer kritischen Revision unterworfen werden, wenn vorwissenschaftliche Erfahrung und mitgebrachtes Vorverständnis nicht unkontrolliert in die Hypothesenbildung einfließen sollen. Ein vorgängiges Verständnis des Gegenstandes ist notwendig, wenn die zu seiner Beschreibung gewählten Kategorien ihm nicht äußerlich bleiben sollen. Doch muß dieses Vorverständnis in den sich selber reflektierenden Ansatz aufgenommen werden, damit die Theorie leisten kann was zu leisten von ihr erwartet wird. Sie muß herausführen aus den Bindungen der Lebenswelt. Unbefragt hingenommene Vorstellungen dürfen nicht zur Grundlage einer Theoriebildung gemacht werden, die unter der Hand einen affirmativen Charakter annimmt und einem gesellschaftlichen Interesse verpflichtet ist.

#### 4. Das Aporetischwerden der Zugriffe durch den Ausschluß des Widerspruchs

Wie sich gezeigt hat, beginnt das Aporetischwerden bei den logischen Prinzipien selbst, wenn diese zu eng angesetzt werden.<sup>3</sup> Oberstes Prinzip und *conditio sine qua non* der aussagen- und prädikatenlogischen Funktionalität ist der Satz vom ausgeschlossenen Widerspruch. In einer Welt, die durch Widersprüchlichkeit geradezu definiert ist, verwundert ein solcher Ausgangspunkt. Bezüglich der Weltgegebenheit kann man gar nicht von der Widerspruchsfreiheit ausgehen und muß vielmehr eine Gegensatzstruktur (zugespitzt in Paradoxien) zum Ausgangspunkt nehmen. Es gilt hier den Widerspruch zuzulassen, ihn zu respektieren und zu lernen, wie man mit ihm umgehen kann.

Als nicht mehr lösbar erscheinender Widerspruch wird das Paradoxon zum Zwillingsbruder der Logik der Widerspruchsfreiheit. Eben weil beides sich ausschließt, hat es einen engen Zusammenhang. Nur der Logiker kann Paradoxien bilden und so mittels des Logischen selbst eine Grenze des Logischen ziehen. Die Aporetik gehört somit zur Logik selbst und ist nicht ihr Gegenpart.

Daß sich in einer Welt des Widerspruchs mit dem Ausschluß des Widerspruchs neue Probleme auftun, wird deutlich im Hinweis auf allgegenwärtige Dilemmata und Paradoxien. Man muß fragen, was deren Vorkommen im logischen und erkenntnistheoretischen Sinn bedeutet? Widersprüche tauchen an allen möglichen Stellen inmitten des logischen Feldes selbst auf. Mit anderen Worten kann die Logik in einer widersprüchlichen Welt auf eine Behandlung der Widersprüche gar nicht verzichten. Dilemmata, Paradoxien und Aporien gehören zu ihren vorzüglichsten Gegenständen.

---

<sup>3</sup> Vgl. dazu auch Manuel Bachmann, *Die Antinomie logischer Grundsätze*. Bouvier Verlag Köln 1998. Hier wird deutlich gemacht, daß aus der Selbstanwendung der logischen Grundsätze zwangsläufig Antinomien entstehen und der mit der Vordertür ausgeschlossene Widerspruch durch die Hintertür wieder hereinkommt.

Widersprüche lassen sich überall nachweisen. So gibt es ein „Paradox der Logik“ selbst, die sich im Blick auf ein zeitloses Sein aus allen Bezügen heraussetzt, die ihre Anwendung verlangen. Es gibt ein „Paradox der Semantik“ und ein leichter einzusehendes „Paradox der Regelung“, die nur dann funktionieren kann, wenn sie Ausnahmen hat und zuläßt. Soziale Regelungssysteme müssen dessen eingedenk sein, wenn sie sich nicht zur alles unterwerfenden, negativen Totalität machen wollen. Im Gegenzug zu dieser Tendenz gibt es ein noch wenig zum Bewußtsein gebrachtes „Paradox der Veränderung“<sup>4</sup>, das in seiner positiven Variante besagt, daß wirkliche Veränderung nur durch einen Schritt zur Bejahung des zu Verändernden zustande kommen kann, und zwar auch und gerade durch Bejahung seiner negativen Aspekte. Das Bekämpfen allein tut's nicht und erweist sich näher besehen als eine Falle. Je mehr ständig umgestürzt wird, umso mehr bleibt alles beim Alten. Um dies einsehen zu können, muß die leidvolle Erfahrung mit negativen Versionen des Paradoxes der Veränderung gemacht worden sein. Im Zeichen des sich der Aufklärung verdankenden, permanenten Reformierens wird heute für jedermann sichtbar, daß wirkliche Reformen durch unrealistische Zielvorgaben und/oder durch zu kurzfristig bemessene Zeitvorgaben unterlaufen und verhindert werden können.<sup>5</sup>

Man muß sich also der Situation stellen, daß das logische Feld im ganzen gleichermaßen durch Widerspruchsfreiheit und durch Widersprüchlichkeit definiert ist. Auch wenn dies erst auf den Anwendungsfeldern offen zutage tritt (wie am Versuch der prädikatenlogischen Rekonstruktion semantischer Felder gezeigt wurde), kommt die Aporetik für die Logik nicht von außen, sondern ist ihr eigenes Kind. Ausgangs-

---

<sup>4</sup> Vgl. A. Beisser, *The Paradoxical Theory of Change*. In: J. Fagan & J. Shepherd, *Gestalt Therapy Now*. Harper & Row, New York, 2. Aufl. 1971, pp 77-80. Aufgenommen ist das Thema von James A. Dublin in: Hilarion Petzold, *Die neuen Körpertherapien*. Jungfermann Verlag Paderborn; vgl. S. 293 und S. 335.

<sup>5</sup> Vgl. Friedrich Kümmel, *Der Streit um den Wissenschaftscharakter der Pädagogik und das Verhältnis von Theorie und Praxis*, Vardan Verlag Hechingen 2011, S. 323 ff.

punkt der folgenden Erörterungen muß deshalb der Satz sein: *Die Logik bezeichnet sich selbst und ineins damit ihre Grenze*. So wie sie im Sinne der Alternativenbildung herkömmlich gebraucht wird, erzeugt die Logik durch sich selbst eine Dilemmastruktur und kommt damit zwangsläufig in Konflikt mit der Forderung der Widerspruchsfreiheit. Dies einzusehen heißt aber keineswegs, das logische Feld zu verlassen. Es gibt kein Jenseits der Logik, so wie es keine Alternative zum Denken überhaupt gibt. Verlangt ist vielmehr, die logischen Konstitutionsbedingungen so zu erweitern, daß auch den Unschärferelationen, dem Widerspruch, den Dilemmata und Aporien Rechnung getragen werden kann. Wie das geschehen kann, muß im Verlauf der weiteren Erörterungen deutlich werden.

## 5. Die Unmöglichkeit einer logischen Abschließung von Welt und Bedeutung

Widersprüche sind zu begrüßen. Was sich im Widerspruch manifestiert und im Hängenbleiben im Widerspruch verfehlt, ist ein Freiheitsmoment, von der die Physiker im Quantenbereich auch schon diesseits fester Strukturen reden. Und wenn schon der belastete Mensch versucht ist, die eigene Freiheit im Sinne einer Notwendigkeit oder genauer gesagt sozialen Determiniertheit preiszugeben und in Abrede zu stellen, ist auch dies noch ein Ausdruck derselben Freiheit, die sich in die Gefangenschaft führt, aber auch wieder aus ihr heraus. Soll an der universalen Geltung des Logischen festgehalten werden, so heißt das, daß alle grundlegenden Sachverhalte – und an erster Stelle die Freiheit selbst – zwei Seiten an sich haben und sowohl einfach als auch in sich widersprüchlich sind.

Wie immer man die Sache dreht und wendet, führt die Logik der Alternativen hinein in eine Dilemmastruktur. Diese kann produktiv gemacht werden, wenn man davon ausgeht, daß man im Multiversum der Bedeutungen der Wahrheit nicht direkt, sondern nur auf Umwegen näher kommen kann. Um dem schlechten Zirkelschluß zu entgehen, muß davon ausgegangen werden, daß das Kriterium semantischer Analytizität nicht wiederum zurückführbar ist auf das Kriterium gleicher

Interpretationsbereiche, und umgekehrt. Die Konsequenz aus dieser Einsicht ist, daß Bedeutungen, wenn sie nicht einfach Vorgaben sein sollen, zunächst einmal ohne Rücksicht auf ihre Wahrheit oder Falschheit aus und durch sich selbst entwickelt werden müssen. Und wenn sich darüber hinaus die Aufgabe stellt, Bedeutungen in ihrem Kontext zu verstehen und Begriffe aufeinander zu beziehen, also auch die einzelnen Merkmale zu öffnen und miteinander zu verbinden, beantwortet der Hinweis auf das Verhältnis der Umfänge die Frage nach dem Verhältnis der Bedeutungen nicht schon mit. Zur quantitativen Beziehung müssen qualitative Beziehungen hinzukommen, und diese lassen sich auch mit Willkür und Zwang keiner Regel unterwerfen.

Auch erkenntnistheoretisch gewendet, steht man mit der strikten Trennung und gleichzeitigen Verkoppelung von „meaning“ und „reference“ vor einem Dilemma. Die Definierbarkeit von Bedeutungen und ihre Rückführbarkeit auf unmittelbare Erfahrungsgegebenheiten wird einerseits behauptet und andererseits unterbunden. Der logische Reduktionismus beruht auf Annahmen, von denen sprach- und erkenntnistheoretisch gar nicht ausgegangen werden kann. Wo alles vorweg festgelegt sein muß, um funktional werden zu können, kann nicht mehr beantwortet werden, wie Bedeutung entsteht, wofür sie steht und auf welche Weise sie sich selber zu entwickeln imstande ist. Damit verbindet sich die Einsicht, daß es keinen Sinn macht etwas vorwegzunehmen, was erst noch gefunden sein will. Eine intensionale „Sprache L“ im Sinne Carnaps kann nur als deduktives System entwickelt werden, in dem von vornherein im einzelnen geregelt ist, was an Beziehungen möglich ist und statthaben soll. Wenn aber alles im Fluß ist und dies nicht nur für die sprachlichen Kontexte, sondern auch für die empirischen Gegebenheiten gilt, kann nicht einmal im Gedankenexperiment von der Annahme ausgegangen werden, daß eine erschöpfende Zuordenbarkeit von intensionalen und extensionalen Größen möglich ist und vorweg schon getroffen werden könnte. Zu berücksichtigen ist hier der Faktor Zeit und die mit ihr einhergehende Öffnung aller Dinge.

Um des Lernens und der Erkenntnis willen kann es bei der Trennung der Bereiche und einer lediglich identifizierenden Form ihrer

Zuordnung gar nicht bleiben. Wenn Bedeutungen bzw. allgemeine Begriffe miteinander in Beziehung gesetzt werden sollen, führt der Weg über die Quantifikation nicht weiter. Auch wenn sich allgemeine Begriffe durch ihren Umfang definieren und über Mengenbeziehungen einander zuordnen lassen, können die Begriffe selbst einander nicht gleichgesetzt werden, auch dann nicht, wenn sie sich auf denselben Individuenbereich beziehen. Auch wenn Bedeutungen sich Individuenbereichen zuordnen lassen, sind sie von daher nicht bestimmbar. Ungeklärt und/oder verschwiegen bleibt, wie man zu Bedeutungen und ihrem sprachlich gefaßten Zusammenhang überhaupt kommt. Die „Intension“ einer Bedeutung läßt sich nicht auflösen in ihre „Extension“, und umgekehrt, auch wenn es gewollt sein kann, beides unter bestimmten Bedingungen zur Deckung zu bringen. Die prädikatenlogische oder statistische Quantifikation erweist sich als ein ungeeignetes Mittel, um die Bedeutungen bzw. Begriffe selbst unterscheiden und verbinden zu können. Deren extensionale Interpretation erlaubt es lediglich, eine mögliche Substituierbarkeit füreinander *salva veritate* zu begründen – wenn in der Tat eine Wahrheit mit ihnen verbunden ist. Aber das bleibt ein unbegründeter Anspruch, solange man die Wahrheit nicht kennt und nur so tut, als wäre man in ihrem Besitz. Aber auch das Verhältnis der Bedeutungen untereinander läßt sich von daher nicht bestimmen, setzt doch die Quantifikation die Festlegung der Bedeutung bereits voraus.

Daß bei alledem ein nach Zeit, Sache und Kontext offener Zirkel vorliegt, kann nicht in Abrede gestellt werden. Der Zirkel gilt für offene wie für geschlossene Systeme gleichermaßen, nur daß er im ersten Fall positiv eingelöst werden kann und im zweiten Fall eine negative Konsequenz zeitigt. Ein offener Zirkel definiert auch das geschlossene System noch mit und hält es für selbstreferentielle Bestimmung offen. Nur was schon Baustein im System ist, kann eine Bedeutung in ihm haben. Damit ist aber nicht gesagt, daß diese allein aus dem System genommen werden könnte. Eine „Dingwelt“ gibt es nur durch die Schaffung einer „Dingsprache“ – doch was dabei als Nicht-Ding außen vor bleibt, ist deshalb nicht schon ein zu vernachlässigender Faktor, weil es nicht mehr systemintern gedacht und verrechnet werden kann. Das gilt

für geschlossene wie für offene Systeme gleichermaßen. Ein geschlossenes System muß etwas außer sich setzen, was nicht hineinpaßt, aber dadurch, daß es hinausverlagert wird, umso mehr auch intern eine wengleich verdeckte Rolle spielt. Auch für das geschlossene System ist notwendig eine Außenreferenz gegeben, die im Sinne einer Opposition ausgeschlachtet werden kann, aber auch eine andere Behandlung verdient. Ein Kurzschluß schließt immer nur mit sich selber kurz und sonst mit nichts. In Wirklichkeit sind die Schranken zwischen Innen und Außen immer geöffnet und können, was das Universalmedium „Sprache“ betrifft, auch gar nicht geschlossen werden.

Die Präzisierung individueller Dinge und die Verifizierbarkeit allgemeiner Prädikate läuft also nicht, wie die prädikatenlogische Rekonstruktion dies unterstellt, auf Kampf oder Gleichgültigkeit und damit auf ein quid pro quo beliebiger Austauschbarkeit hinaus; das Gegenteil ist der Fall. Die Festlegung und Quantifikation der Bedeutung soll ihre ontologische Hypostasierung verhindern, in Wirklichkeit aber nimmt sie ihr die Fruchtbarkeit. Quantifizierte und lediglich als Merkmale bzw. Namen verstandene Bedeutungen können nicht mehr zu den eigenartigen Lebewesen werden, die ganz unabhängig von ihrer Zuordnung zu Gegenstandsbereichen in der Sprache einen Ort gefunden haben und sich an ihm sowohl verselbständigen als auch generativ verbinden können. Mit dem Hinweis auf das *Leben der Sprache* zeigt sich die Grenze einer prädikatenlogischen Analyse und Rekonstruktion noch einmal von einer anderen Seite.

Um ein vieldiskutiertes Beispiel zu geben: Was ist der Mensch? Wodurch wird der Bedeutungsgehalt des Wortes „Mensch“ erfüllt? Läßt er sich reduzieren auf eine biologische Art, ein soziales Merkmal, eine individuelle Eigenschaft oder auf all das zugleich? Vieles zu Sagendes und nicht zu Sagendes ist der Mensch, und auch kein Roman kann dem Bedürfnis nach erschöpfender Beschreibung gerecht werden. Hinzu kommt die Berücksichtigung verschiedener Ebenen, auf denen der Mensch sich bewegt und sich betrachten läßt. Aus den genannten Bezugsrahmen läßt sich nicht entnehmen, daß jeder „Mensch“ schon „menschlich“ ist. Man kann mit gutem Recht fragen, ob und in welchem Sinne der Mensch bereits menschlich (human) geworden oder

ein Tier geblieben ist. Der kollektive Zustand spricht eher für Letzteres. Die volle Bedeutung „Mensch“ läßt sich nur an den einzelnen Personen festmachen. Zu Ende gedacht folgt daraus, daß jeder Mensch seine eigene Lerngeschichte hat und dank seiner Freiheit streng genommen auch nur aus sich selbst heraus verstanden werden kann. Das Individuum bleibt gegenüber allen Bezugsrahmen ein homo absconditus.

Alle Menschen sind Menschen, und doch ist jeder ein Anderer. Übertragung geschieht von Innen nach Außen und von Außen nach Innen, sei es positiv oder negativ, offen oder verdeckt. Mit einer lediglich projektiven Übertragung des Eigenen auf das Fremde ist es nicht getan, denn wer nur projiziert, landet wiederum in der eigenen Enge und hat diese in Wirklichkeit gar nicht verlassen. Weder kann der Mensch allein aus sich heraus verstanden werden, noch gibt es von außen her einen Zugang zu ihm. In logischer Sprache ausgedrückt heißt das: Man kann für die Bedeutung „Mensch“ weder ein intensionales noch ein extensionales Äquivalent bilden. Die Zuordnung von extensional interpretierbaren „individual descriptions“ ( $\forall x(F(x), G(x), H(x) \dots)$ ) und intensional verstandenen „individual concepts“ füllt nicht den Graben zwischen Extension und Intension, und selbst wenn eine Deckung der Bereiche erreicht werden könnte, bliebe die Intension ein Innerliches und ihre Extension ein äußeres Datum.

Analoge Beispiele ließen sich häufen und werden in der prädikatenlogischen Literatur zitiert. So bezieht sich die Implikation: „Für alle  $x$  gilt: wenn  $x$  ein Lebewesen mit Herz ist, dann ist  $x$  ein Lebewesen mit Niere“ auf genau dieselben Individuen, ohne daß deshalb die beiden Attribute „Herz“ und „Niere“ gleichbedeutend wären. Bekannter ist Freges Beispiel, daß die beiden Ausdrücke „Morgenstern“ und „Abendstern“ bedeutungsverschieden bleiben, auch wenn sie denselben Planeten „Venus“ meinen (koextensiv sind). Ebenso sind „gleichseitig“ und „gleichwinklig“ verschiedene Begriffe bzw. Bedeutungen, auch wenn sie sich auf dasselbe gleichschenklige Dreieck beziehen. Die Ausdrücke „eine gerade Primzahl“ und „eine natürliche Zahl zwischen 1 und 3“ haben als einzigen Wert die Zahl 2, die dabei jedoch unter verschiedener Perspektive betrachtet wird usw. usf. Die Koextensivität der Bedeu-

tungsaspekte erlaubt in allen diesen Fällen nicht den Schluß auf deren Synonymität.

Formal ausgedrückt heißt das: Symmetriceigenschaften rangieren im Innen-Außen-Verhältnis vor asymmetrischen Aspekten. Wenn 'drinnen' etwas einen Sinn machen soll, muß auch 'draußen' etwas einen entsprechenden Sinn haben, gleich ob man diese 'andere Seite' desselben Sinns anerkennt oder nicht. Wo am Schnitt zwischen dem Rationalen, dem sozial Geltenden und dem Erfahrungsgegebenen festgehalten wird, bleibt nur noch die Wahl zwischen Skeptizismus und logischem Idealismus, mit allen negativen Konsequenzen, die ein solcher nach beiden Seiten hin aporetisch werdender Parallelismus von Setzung und Aufhebung hat.

Gefragt ist vielmehr nach der *Matrix des Ganzen*, und wie sich die Teilkomponenten zu ihr verhalten. Am Ganzen gemessen unterscheidet sich erst, was positiv und was negativ ist. Einen Anhalt dazu gibt die Erfahrung und der Stellenwert, den man ihr einräumt. Erfahrung läßt sich gar nicht vermeiden, selbst wenn man sich darauf beschränken möchte, das Gegebene einfach hinzunehmen. Wo alle Beziehung ins Vorverstandene fällt, wird aus der Erfahrung ein negativer Grenzwert, der nicht mehr berücksichtigt zu werden braucht und allenfalls noch eine infragestellende Funktion erfüllen kann. Und doch öffnet sich das Feld der Erfahrung erst im Grenzbereich und macht auch das Schmerzliche noch zu einem Lernweg. Niemand ist so verblendet, daß er nicht auch die 'andere Seite' wahrnehmen kann, vor allem wenn er den zwischen beiden Seiten bestehenden Unterschied erleiden muß. Daß das Postulat der Widerspruchsfreiheit den Widerspruch geradezu heraustreiben muß, wurde schon gesagt. Die Unvermeidbarkeit des Widerspruchs hat immer schon dazu angehalten, dieselbe Sachlage im Sinne einer sich nach *zwei* Seiten hin auslegenden Struktur und Gegebenheit zu betrachten.

Der logische Schnitt, so wie er in Form einer Logik trennender Alternativen gehandhabt wird und Widerspruchsfreiheit gewährleisten soll, führt grundsätzlich zu einem negativen Ergebnis. Wenn Begriffe als „cluster“ und „Merkmalsbündel“ per definitionem nicht selbstreflektierend und selbstdifferenzierend sein können, verlieren sie ihre Funktion.

Übrig bleibt nur der Schnitt bzw. die durch die Logik selbst gezogene Grenze, die von beiden Seiten her nicht mehr überschritten werden soll. Eine solche Grenze gibt es in Wirklichkeit aber gar nicht. Entgegengesetzte Ansichten derselben Lage geben einen Hinweis darauf, daß die getrennten Seiten nach wie vor in einer offenen Verschränkung zueinander stehen und zusammengehalten werden müssen, soll überhaupt etwas Sinn machen können.

Damit ist die reine Postulat- und Voraussetzungsverfahren am Ende. Sie hat sich in ihrer eigenen Schlinge gefangen und bleibt in dem durch sie herausgetriebenen Widerspruch hängen. Was an den Anfang gesetzt werden kann, ist entweder der Ungedanke einer „fertigen Welt“, die zum Eigentum gemacht wird, oder aber die „Zeit“ und der sich in ihr zwischen Innen und Außen vollziehende Prozeß. In einer fertigen Welt wird das Verständnis von allem und jedem schon vorausgesetzt, im Rahmen einer Zeit-Welt hingegen allererst gewonnen. Das Ineinanderdenken von Logik und Zeit kehrt die Bezugsrelativitäten um, wenn nun das vorgeblich Erste (die Voraussetzung) zum Zweiten (zum Resultat) und das Zweite (das in der Zeit Gewordene) mit dem wirklichen Ersten (dem Anfänglichen) in Berührung gebracht wird. Mit anderen Worten wird durch den Zeitvorgang alles einbezogen in eine auf sich selbst zurückbezogene, sich aus sich selbst heraus weiterentwickelnde Struktur.

Die für die Bedeutung konstitutive, selbstrückbezüglich-ausgreifende Struktur gilt für alle in sie eingehenden Faktoren, seien sie logisch-empirischer oder hermeneutisch-dialektischer Art. In bezug auf empirische Gegebenheiten, aber auch hinsichtlich der Struktur und Semantik natürlicher Sprachen, und schließlich bezüglich des mit der Begriffsbildung verbundenen Erkenntnisgewinns ist es ein kontraproduktives Unterfangen, inhaltliche Aussagenzusammenhänge so zu schematisieren, daß sie allein auf Grund ihrer logischen Formeigenschaften und/oder durch eindeutig gemachte semantische Zuordnungsregeln als wahr erwiesen werden können. Soll eine Wahrheit sich bewähren können, so nimmt sie einen anderen Weg.

Und doch muß um der Erkenntnis willen an der Konsistenz eines Aussagenzusammenhangs festgehalten werden, und damit verbunden

am Recht zum formalen Denken. Nur eine gedachte und auch aus logischen Gründen sich bewährende Wahrheit bleibt nicht auf den Status einer empirischen und/oder semantischen Annahme beschränkt, deren Verifikation oder Falsifikation in den Sternen steht. An dem, was in Wirklichkeit der Fall ist, kann sich durch eine enggeführte logische Rekonstruktion nichts ändern. Wohl aber ist eine rechtverstandene Logik der Garant dafür, daß das was ist sich ins Offene und Freie seiner Wesenheit weiterentwickeln kann.

#### 6. Die Gegenläufigkeit von logischer Formalisierung, Sprachverstehen und Erkenntnisgewinn

Wie deutlich gemacht worden ist, analogisiert die prädikatenlogische Rekonstruktion von Aussagenzusammenhängen das Inhaltliche mit dem Formalen und verschließt es damit. Das Inhaltliche wird mit sich kurzgeschlossen und das Formale apodiktisch gemacht. Dabei ist der Anwendungsbereich nicht abschließbar und verführt aus diesem Grunde dazu, ihn willkürlich festzulegen. Ein Satz wie „Fido ist schwarz oder nicht schwarz“ ist logisch wahr in allen möglichen Welten, und zwar ganz unabhängig vom Gegebensein von Hunden und von den Bedeutungen ‘schwarz’ oder ‘nicht schwarz’, die in die Aussageform „p oder nicht-p“ eingesetzt werden können. Eben dies verführt auch zu logischen Engführungen, um etwas in Besitz zu nehmen und etwas anderes ausschließen zu können. Die einschränkende Bestimmung „Wenn Jack ein Junggeselle ist, ist Jack nicht verheiratet“ kann durchgesetzt werden, wenn dies zuvor im Sinne einer semantischen Regel gemäß der sozialen Konvention: „Junggeselle sein“ und „verheiratet sein“ schließt sich aus, festgelegt worden ist. In die Form einer wahrheitsübertragenden Implikation gebracht: Für alle x gilt: wenn x ein Junggeselle ist, ist x nicht verheiratet, wird der konventionelle Charakter dieser Einschränkung unkenntlich gemacht. Und doch kann nur aufgrund einer semantischen Festlegung ein quasi-analytisches Verhältnis zwischen verschiedenen Sprachausdrücken hergestellt werden. Zuviel behauptet ist jedoch, wenn der für die betreffende Sprachgemeinschaft verbindlich gemachte Satz aus *logischen* bzw. formalen

Gründen gültig sein soll. „Analytisch wahr“ und „ableitbar in einem widerspruchsfreien Aussagenszusammenhang in der Sprache L“ läßt sich dann nicht mehr unterscheiden, und doch bleibt es bei einer Konvention. Was so in Geltung gesetzt wird, wird als absolut geltend und unhinterfragbar hingestellt. Der Kurzschluß des Logischen mit einer Norm suggeriert eine allgemeine Geltung, die es in Wirklichkeit gar nicht gibt. Der Gebrauch der Logik und die Ausübung von Herrschaft läßt sich unter dieser Voraussetzung gar nicht mehr unterscheiden.

Die Festlegung der Bedeutung wird damit zur „inneren Frage“ eines deduktiv aufgebauten bzw. logisch-analytisch rekonstruierten Sprachsystems („Sprache L“). Sie dient zu dessen semantischer Bereinigung, und diese wiederum ist notwendig zur Herstellung logischer Funktionalität im Sinne der Subsumtion. Die Geltung der festgelegten semantischen Äquivalenzen bleibt dann aber auch beschränkt auf die Sprache L, deren Festlegungen von anderswoher weder begründet noch in Frage gestellt werden können. Die so normierte Sprache löst sich ab von der Wirklichkeit, aber auch von allen das praktische Handeln leitenden „Sprachspielen“ (Wittgenstein), die ihren Sitz im Leben haben und aus diesem verstanden werden wollen. Die künstlich bereinigte Sprachwelt wird zu einer in sich abgeschlossenen Eigenwelt, die in bezug auf ihre internen Erfordernisse alles, in bezug auf ihren Außenbezug aber nichts mehr sagt. Wittgenstein hat daraus in seinem „Tractatus“ den Schluß gezogen: „Die Grenzen meiner Sprache bedeuten die Grenzen meiner Welt.“ (5.6) Innerhalb der jeweiligen Sprache läßt sich daraus ein Versprechen oder ein Diktat machen: „Wenn sich eine Frage überhaupt stellen läßt, kann sie auch beantwortet werden.“ (6.5) Die Konsequenz einer solchen Zweiteilung ist, daß Bedeutung I als „innere Frage“ eines konsistenten Sprachsystems und Bedeutung II als „äußere Frage“ sachgemäßen bzw. wirklichkeitsgerechten Sprechens auseinanderfällt. Mit dem logischen Schnitt ist die Möglichkeit zur Gewinnung und Begründung von Bedeutung aus der Wirklichkeit bzw. aus der Lebenswelt in Frage gestellt, so daß mit Anwendbarkeit der „Sprache L“ auch kein Erkenntnisgewinn mehr verbunden ist. Dem gesetzten Zeichen sieht man seine vorgebliche Wahrheit unmittelbar an, aber sie bleibt, weil nicht explizierbar, inhaltsleer und bedeutungslos.

Man steht hier vor dem Dilemma, alles schon verstanden zu haben, bevor es gesagt wird, und nichts mehr verstehen zu können von dem, was mit den Mitteln der betreffenden Sprache nicht ausgesagt werden kann. Logisch schematisiert, läßt dieses Dilemma sich so ausdrücken: Dem logischen Zeichenzusammenhang sieht man seine 'Wahrheit' unmittelbar an, aber sie bleibt wirklichkeitsfern und wird inhalts- bzw. bedeutungsleer. Demgegenüber lassen Bedeutungen sich nur unter der Voraussetzung in Verbindung bringen, daß man sie auf einer nicht-formalen Basis verstanden hat; den Zeichen als solchen sind sie nicht zu entnehmen. Sie bleiben ein bloßer Gestus. Die Suche nach einem analytischen Bedeutungskriterium macht sich einer *petitio principii* bzw. eines *circulus vitiosus* schuldig, und beides führt in die Aporie eines Anfangs zurück, mit dem nichts anzufangen ist. Es bleibt bei der bloßen Repetition, die ständig wiederholt werden muß, weil ihr nichts in der Wirklichkeit entspricht.

Erkenntnistheoretisch gewendet, entsteht daraus das Dilemma von Intuitionismus versus Externalismus. Einseitig vertreten, läuft auch hier das Ganze darauf hinaus, etwas schon verstanden zu haben, bevor es gesagt wird, und nichts mehr verstehen zu können von dem, was mit dem Vokabular der betreffenden Sprache nicht ausgedrückt werden kann. Die Antizipation einer abgeschlossenen Weltdeutung muß eine Erkenntnis schon voraussetzen, die im Prozeß der Artikulation und kontextuellen Bestimmung von Bedeutung innerhalb dieser Welt allererst gewonnen werden will. Das logische Erfordernis einer definitiven Bedeutung als Bedingung ihrer logischen Behandelbarkeit schneidet bereits in seinem ersten Anfang den genetischen bzw. epigenetischen Prozeß der Bedeutungsgewinnung ab und macht eine vorgängige wie nachfolgende Erkenntnis *de facto* unvollziehbar.

Wenn man schon um das Zirkelverhältnis nicht herumkommt, genügt es nicht, einen geschlossenen Zirkel vorzugeben und alles in sein Schema zu pressen. Der Zirkel müßte im Sinne einer offenen Verschränkung der Erkenntnisgrundlagen, Erkenntnismedien und Erkenntnisweisen allererst eingegangen werden, ohne sich dabei auf ein

gesichertes Fundament berufen zu können.<sup>6</sup> Nur der im Zirkelverhältnis berührte und angeregte Keimpunkt eines sich verkörpernden Wissens kann zu neuer Erkenntnis und Sinnggebung etwas beitragen. Demgegenüber antizipiert die logische Rekonstruktion von Bedeutung das Bild einer „fertigen Welt“ und als deren Korrelat ein perfektes Wissen, und dies, bevor der darauf bezogene Erkenntnisprozeß eingeleitet worden ist.

Man kann in der Suche nach Bedeutung somit zwei Tendenzen am Werk sehen, die sich gegenseitig hemmen, unter anderem Vorzeichen aber auch befördern können. Die Crux der logischen Rekonstruktion von Bedeutung liegt in der Trennung und Alternativsetzung beider Tendenzen. Entweder wird versucht, alle „extensionalen“ Bedeutungsbereiche auf „intensionale“ Bedeutungen zu reduzieren, oder man löst umgekehrt die Intension eines Begriffs auf in seine Extension und verweist nur noch auf die ihm zugeordneten Gegenstandsbereiche bzw. erfüllenden Instanzen. Für sich verfolgt, sind beide Wege ungangbar und können sich auch nicht gegenseitig fördern. Der bedeutunggebende Sprachprozeß und der ihn begleitende Erfahrungsprozeß müssen sich gegeneinander verschließen, wenn sie unter die Alternative eines entweder rein sprachimmanenten oder rein sprachtranszendenten Begründungszusammenhangs gestellt werden. Auf der einen Seite muß auf eine wohlbestimmte Gegenstandswelt als vermeintlich sicheres Fundament zurückgegriffen werden, und auf der anderen Seite wird, was wirklich ist oder als wirklich zu gelten hat, zu einer Frage der Form gemacht. Diese suggeriert Gesetzmäßigkeit und öffnet gleichzeitig der Willkür Tor und Tür. Im einen Falle ist man verpflichtet als wirklich anzunehmen, was als Wert einer gebundenen Variable in die quantifizierte Sprachform eingehen kann. Alles Mögliche darf als zugelassene Entität („Es gibt ...“) gelten, wenn es in der logisch bereinigten Sprache ausgedrückt werden kann, so daß sich die Frage nach Realität oder Irrealität gar nicht mehr stellen läßt. Ohne jede sachliche Rechtfertigung

---

<sup>6</sup> Vgl. meine Habilitationsschrift über „Platon und Hegel zur ontologischen Begründung des Zirkels in der Erkenntnis“. Max Niemeyer Verlag Tübingen 1968 (eingestellt in meine Homepage [www.friedrich-kuemmel.de](http://www.friedrich-kuemmel.de)).

können neue Sprechweisen eingeführt werden, die vorgeben etwas über die Wirklichkeit auszusagen, und doch hängt das ganze Gebilde in der Luft. Die „zwei Welten“ sollen zur Deckung gebracht werden und bleiben gleichzeitig bezugslos aufeinander. Für den „extensionalen“ Weg der Quantifikation zählt nur die außersprachliche Gegebenheit und wird zur Entscheidungsinstanz über eine Wahrheit, an der die Aussage sich messen lassen muß. Auf der anderen Seite kennt die „intensionale“, im logischen Zusammenhang formalisierte Sprache nur ihre eigene Welt und wird bezugslos auf andere Sprachen und Welten, von einem darüber hinausgehenden Wirklichkeitsbezug ganz zu schweigen. Einerseits wird geltend gemacht, daß Sprachbedeutungen sich letztlich rein konstatierend bzw. ostensiv (in Zeigeform) durch den Aufweis einer Gegebenheit erfüllen müssen, um die Aussage vorgeblich wahr oder falsch zu machen. Andererseits wird davon ausgegangen, daß die sprachinterne Festlegung einer Bedeutung jederzeit möglich ist („unicorn“ = „Einhorn“) und keineswegs den Rückgang auf tatsächlich Existierendes voraussetzt.

## 7. Wege aus der Aporie heraus

Was die logische Analyse der Sprachform zutage fördert, ist eine Aporie, von der zu vermuten ist, daß sie durch verengte Funktionalitätsbedingungen des logischen Verfahrens selbst erzeugt ist. Das alternativlogische Verfahren ist gekennzeichnet durch die Trennung dessen, was nicht getrennt werden kann und darf. Der Trennung von formalem Sprachzusammenhang einerseits und isolierten Erfahrungsdaten andererseits führt zum Zerfall der Bedeutung, wie er sich ausdrückt in der Opposition von „meaning“ und „reference“, in der strikten Trennung von „intension“ und „extension“ und im Sichablösen von „logischem Bild der Welt“ und „Wirklichkeit“. Verstellt wird damit die immer lebendige Beziehung der beiden Seiten in einer Lebensgegenwart und Sprache, in der Bedeutung artikuliert und Sinn gefunden werden kann.

Die für das logische Verfahren erforderliche Definition der Bedeutung zwingt in eine Alternative hinein, die in Wirklichkeit so gar nicht gegeben ist. Bedeutungen sind weder im Sinne logischer Wahrheitsan-

nahmen festlegbar, noch können sie ohne weiteres den Erfahrungsgegebenheiten entnommen werden. Im einen Fall müßte die Bedeutung sich allein aus dem Zeichenzusammenhang bestimmen lassen, ohne Rückgriff auf außersprachliche Gegebenheiten. Im anderen Fall müßte jedes Prädikat sich auf einen eindeutig umgrenzten Gegenstandsbe-  
reich beziehen und in bezug auf jede Einzelinstanz als zutreffend oder nicht zutreffend erweisen. Beide Verfahren machen ihre Zuordnungen nicht einsehbar. Auf beiden Wegen kann, wenn sie getrennt verfolgt werden, Bedeutung nicht gefunden, Einsicht nicht gewonnen und Handeln nicht begründet werden.

Aber nicht die Wege selbst, sondern nur die Bildung einer Alternative zwischen ihnen treibt ein solches Dilemma heraus. Auch Dilemmata haben eine doppelte Funktion. Indem sie den schnellen Zugriff verschließen, können sie einer langsam wachsenden Erkenntnis dienen. Wenn die Aporie nicht das letzte Wort haben soll, bleibt also nur die Verbindung der Wege nach Innen und Außen. Ihr Sowohl-als-auch wird produktiv in Verbindung mit einem Weder-noch. Aus dem Dilemma selbst einen Nutzen zu ziehen verlangt, durch das „torlose Tor“ an den Ursprungsort des Ganzen zu gehen.

Leichter zugänglich ausgedrückt, ist Bedeutung nicht rein sprachimmanent artikulierbar und, was ihre Referenz betrifft, nicht festlegbar. Was die Sprache faßt, kann aber auch nicht ohne alle Symbolisierung am Gegenstand selbst abgelesen werden. Das Finden von Bedeutung verlangt immer das Ineinanderspiel beider Seiten: den Gegenstand bzw. die Erfahrung mit ihm, das Denken und für beides der Gebrauch einer der Artikulation dienenden Sprache. Das gleichursprüngliche Verhältnis beider Seiten ist in sich Anfang und Ende und treibt sich weiter vermöge eines nie zum Abschluß zu bringenden Differentials. Für ein solches steht in erster Instanz die Zeit, in zweiter Instanz die Sprache und in dritter Instanz der Mensch.

Um die Dilemmastruktur als solche produktiv machen zu können, muß eingesehen werden, daß die im logischen Verfahren zutage tretenden Dilemmata nicht objektiv gegeben sind, sondern allererst durch die Bildung von trennenden Alternativen erzeugt worden sind. Fataler aber noch ist die Konsequenz, daß aus einer solchen unbedenklich vollzo-

genen Trennung eines Zusammengehörigen die ebenso unbedenkliche Gleichsetzung von jedem und allem folgt, und daß dafür auch noch die allumfassende Wahrheit in Anspruch genommen wird. Die Beliebtheit des Trennen- und Verbindenkönnens ist durch die Forderung einer logischen Rekonstruktion von Sprache und durch die Unterwerfung der Bedeutung unter ein logisches Kriterium selbst bedingt. Dahinter verbirgt sich ein Interesse, das jede Aufklärung scheut, weil es sich dann nicht mehr verbergen kann. In direkter Konsequenz führt das Herrschaftsinteresse zur uneingeschränkten Anwendung normativer Prinzipien auf empirische Bereiche, semantische Felder und institutionelle Gegebenheiten. Sie müssen samt und sonders dem Diktat einer Norm unterworfen werden, und dies umso mehr, als sie in ihrer intrinsischen Funktionsweise anders gelagert, in ihren extrinsischen Äußerungsformen anders bestimmt sind. Eine Norm, die sich gegen das Wirkliche richtet, hat mit dem Ethischen nichts mehr zu tun und kann dieses immer nur mißbrauchen.

Um zusammenzufassen: Aus dem durch Alternativenbildung festgeschriebenen Konflikt zwischen 'einerseits' und 'andererseits' kommt man im Rahmen einer "Logik der Alternativen" (wie ich die herkömmliche Logik nenne) nicht mehr heraus. Ein Ausweg könnte darin gesehen werden, nicht mehr vom Entweder-Oder der ausschließenden Alternative auszugehen, sondern sich auf das Und/oder einer sich wechselseitig einschränkenden und dialektisch vermittelbaren Verhältnisbestimmung einzulassen. Worin aber dieses Sowohl-als-auch begründet ist und woraus es die Kraft zur Vereinigung schöpft, ist mit dem mehrsinnig bleibenden Titel „Dialektik“ noch keineswegs hinreichend umschrieben. Der Gebrauch des Wortes „dialektisch“ schillert zwischen Negation und Affirmation, zwischen Auferlegung und Einverständnis. Es heiligt nicht nur das Gespräch, sondern rechtfertigt auch den Zwang. Ins Grundsätzliche gewendet, bleibt es auch in dialektischer Wendung bei einer vom alternativlogischen Ansatz geforderten, unzulänglich bleibenden Vermittlung. Die „zwei Reiche“ lassen sich so nicht versöhnen.

In Wirklichkeit ist mit alledem nichts gewonnen als die Einsicht: „so nicht!“ Alles läuft hier noch auf eine unfruchtbare Zweiteilung der

Welt, der Sprache und des Menschen hinaus, die ontologisch und erkenntnistheoretisch jedes Grundes entbehrt und zum Zerfall der streitenden Reiche führen muß. So wie der Logiker zwei Wahrheitsbegriffe kennt: eine außerlogische Wahrheit der atomaren Satzreferenzen und eine aussagenlogische Wahrheit des analytischen Satzzusammenhangs, kennt er auch zwei Begriffe von Bedeutung: einen außerlogisch definierten, rein referentiellen Bedeutungsbegriff und einen im Sprachzusammenhang selber zu definierenden Begriff gleicher bzw. äquivalenter Bedeutung. Mit dem einen oder anderen Begriffs- und Bedeutungsaspekt allein kann man aber nichts anfangen, und auch den einen nicht im anderen wiederfinden, wie das beim Begriff der Wahrheit der Fall ist. Wahrheit überträgt sich nach allen Seiten gleichermaßen, und wer sie nur für sich beansprucht ist ein Lügner. Wenn die Frage „was ist ...“, verstanden als Frage nach der Wahrheit, nur noch innerhalb einer Sprache und in deren Sinn beantwortet werden kann, läßt sich die „äußere“ Frage nach der Wirklichkeitsentsprechung des sprachlichen Bezugsrahmens selbst gar nicht mehr stellen. Der Logiker sieht sich genötigt, auf ein nicht weiter zurückführbares, sich aber auch nicht mehr selbst auslegendes Verhältnis von Intension und Extension zurückzugreifen. Das Mißliche daran ist, daß, auch wenn sich bei logischer Bereinigung des semantischen bzw. begrifflichen Feldes das Logische auf eine Datenempirie abbilden läßt, beides sich nicht mehr interpretiert und wechselseitig zu erhellen vermag.

Die pragmatisch daraus gezogene Konsequenz ist der Rückzug auf ein ‘weiches’ Wahrheitskriterium einerseits und das Festzurren von Bedeutung auf eine ‘harte’ faktische Geltung andererseits. Die sich beim Versuch der Durchführung zeigende Undurchführbarkeit des logischen Rekonstruktionsprogramms macht den theoretischen Skeptizismus unwiderlegbar, mit der Konsequenz eines nur noch instrumentellen Gebrauchs von Theorie und einer nur noch funktional verstandenen Praxis. Eine solche kann auch dem Dogmatismus nur recht sein. Man kann dies hinnehmen und gebrauchen, mit besseren Gründen aber auch verwerfen. An sich selbst ist in diesem Rahmen nichts mehr wahr oder falsch, weil diese Frage, wenn sie nur noch innerhalb einer be-

stimmten Sprachform gestellt werden kann, gegenstandslos geworden ist.

Nun muß das skeptische Weder-noch und das pragmatische Sowohl-als-auch kein Mangel sein, auch nicht in bezug auf die vielfältigen Leistungen der natürlichen Sprachen, auf die aufmerksam zu werden der Durchgang durch den Dogmatismus und den Skeptizismus hilft. Die daraus zu ziehende erkenntnistheoretische und methodologische Konsequenz ist jedoch, daß es eine logische Engführung weder der Möglichkeit noch der Sache nach gibt. Man kann aus guten Gründen auf sie verzichten. Solange von der Forderung ausgegangen wird, daß Sätze und Begriffe und auch noch die Grundstruktur der Sprache logisch-analytisch behandelbar sein sollen, können keine qualitativ verschiedenen, andere Aspekte thematisierenden Zugangsweisen zur Wirklichkeit in den Blick kommen und fruchtbar gemacht werden. Weil diese Öffnung im Sinne der Erkenntnisgewinnung aber unabdingbar ist, muß das logische Verfahren zuerst einmal durch sich selbst frustriert werden.

Das  $\pi\rho\omega\tau\omicron\nu\ \psi\epsilon\upsilon\delta\omicron\varsigma$  ist die Trennung des Formalen und des Inhaltlichen. Die Frustration einer rein formalen Betrachtungsweise kommt für die Logik von innen und von außen zugleich. Wenn für die logische Rekonstruktion von Aussagenszusammenhängen die inhaltlichen Fragen nicht mehr relevant sind, bleibt in der Tat nur die Alternative übrig, daß die in den logischen Kalkül eingehenden Daten entweder außersprachlich vorgegeben sind oder konventionell aus dem Sprachzusammenhang bestimmt werden können. Beide Postulate sind gegenläufig und blockieren sich, anstatt sich zu unterstützen. Hinzu kommt, daß der der logischen Operation zugrunde gelegte Wahrheitswert einer Aussage gegen die Inhalte und deren Bedeutung gleichgültig ist. Die Wahrheit muß im Sinn des referentiellen Wahrheitsbegriffs extensional, gemäß dem logisch-analytischen Bedeutungskriterium intensional bestimmt sein, und in beiden Fällen so, daß der Zusammenhang widerspruchsfrei gehalten werden kann. Die daraus zu ziehende Folgerung lautet: Sowohl das Problem der Konstitution von Bedeutung als auch die Frage nach dem Grund der Erkenntnismöglichkeit läßt sich im logischen Bezugsrahmen nicht mehr beantworten. Das heißt, daß so lange von „Wahrheit“ im strikten Sinne noch gar keine Rede sein kann, die

142

bloße Annahme, etwas sei wahr oder gar die Anmaßung, im Besitz der Wahrheit zu sein, das Feld beherrscht. Dieselbe logische Denkfigur kann dazu dienen, Herrschaftsverhältnisse zu rechtfertigen und sie in Frage zu stellen. Vergleiche dazu das siebte Kapitel über den wesentlichen, hier entscheidenden Unterschied von „Wahrheit“ und „Geltung“, der nur im Sinne einer Disjunktion, nicht aber einer Alternative verstanden werden kann.

## 8. Logikkritik als Zwangs- und Herrschaftskritik

Eine Argumentation im Medium des logisch bzw. begrifflich Allgemeinen kann den Doppelschein von Zwang und Freiheit gar nicht von sich abstreifen. Ein wirkliches Allgemeines, das der menschlichen Freiheit Raum gibt und sie nicht unterdrückt, kann deshalb nicht mehr in der Form allgemeiner Gesetzmäßigkeit – im logischen Sinne eines determinierenden Allgemeinen – gedacht und ins Werk gesetzt werden. Es käme hier vielmehr darauf an, die mit dem Begriff des „Allgemeinen“ verbundenen Äquivokationen aufzulösen und das logisch Allgemeine, das kausal Allgemeine, das soziale Allgemeine, das geschichtlich Allgemeine, das ethisch Allgemeine und das individuelle Allgemeine deutlicher voneinander zu unterscheiden, als dies bislang der Fall ist.

Wenn dadurch aber auch das Logische selbst mehrsinnig wird, läßt sich die Frage nach dem erkenntnisleitenden Interesse logisch-analytischer Theoriebildung nicht mehr umgehen, insbesondere was die damit verbundene Unentschiedenheit von Freiheit und/oder Zwang betrifft. Ausschließlich an formale Bedingungen geknüpft, könnte das Logische in bezug auf die Frage „Freiheit oder Zwang?“ neutral sein. Die Formalität des Schließens macht es möglich, gegebene Aussagen so umzuformen, daß der Wahrheitswert der in Frage stehenden Sachverhalte dadurch nicht verändert wird. In einer solchen formalen Umformbarkeit eines Wissenszusammenhangs liegt der positive Sinn des logisch-analytischen Verfahrens.

Über die Gültigkeit der in das logische Verfahren eingehenden Wahrheitsannahmen ist damit aber noch nichts ausgemacht. Der widerspruchsfrei gemachte Zusammenhang garantiert nicht die Wahrheit

der in ihn eingehenden Prämissen und Konklusionen. Auch stiftet er keine vermeintlich eindeutige, für alle gleiche Gegebenheit. Dies schränkt die Erkenntnisbedeutung logischer Verfahren ein, nimmt ihnen aber nichts von ihrem heuristischen Wert. Das hypothetisch-deduktive Verfahren trägt dem Rechnung, wenn hier davon ausgegangen wird, daß Erkenntnis sich nicht unmittelbar am Gegenstand ablesen läßt, aber auch nicht in den Prämissen bereits verbürgt ist. Es ist dann nur konsequent, auf die aufschließende Kraft eines hypothetisch zugrunde gelegten Zusammenhangs zu vertrauen, der Wissen befördert und sich gleichzeitig an den Gegebenheiten orientiert. Das Festhalten an der Trennung von Form und Inhalt wird so unterlaufen. Ein sowohl durch Zusammenhang als auch durch Empirie geöffneter Erkenntnisprozeß kann nur jenseits der Alternative von formaler Reproduktion und/oder faktischem Aufweis in Gang kommen. Dazu kann insbesondere reines Denken dienen, das sich kraft seines formalen Charakters aus den Verstrickungen abzulösen vermag. Natürlich kann die „Leere“ des formalen Verfahrens auch mit willkürlich herausgegriffenen Positivitäten gefüllt werden, aber das dient dann nicht mehr der Erkenntnis. Diese verlangt, den Zirkel von Selbstvermittlung des Wissens einerseits und Korrigiertwerden von außen her im freien Wechselspiel von begrifflicher Form und empirischem Inhalt produktiv zu machen, so wie das für ein wirklich produktives Ineinander von Hypothesenbildung und Wirklichkeitserfassung nötig ist. In diesem Sinne ist Poppers wissenschaftstheoretischer Standpunkt ergiebig, auch wenn das Kriterium der Falsifikation allein nicht hinreichend ist, um einen Wissenskörper weiterentwickeln zu können.





## VIERTES KAPITEL

### DIE FRAGE NACH DEM VERHÄLTNISS VON LOGISCH-EMPIRISCHEN UND HERMENEUTISCHEN VERFAHREN

#### 1. Rekapitulation der bisherigen Ergebnisse

Das logische Verfahren beruht auf wahrheitsdefiniten Aussagen, da man nur mit ihrer Hilfe logisch gültige Schlüsse ziehen kann. Für die logischen Begriffs- und Aussagenverbindungen gilt allgemein:

- Die Aussagen müssen wechselseitig substituierbar und d. h. eindeutig definiert und einander nach bestimmten Regeln zugeordnet sein.
- Sie müssen eine Voraussage von Folgen und Ereignissen im Ausschnitt der zu beobachtenden Wirklichkeit ermöglichen.
- Für einen zu untersuchenden Gegenstand müssen Bedingungen ausgewählt werden, die eine erwartbare Reaktion sowohl hervorrufen können als auch berechenbar machen. Dies führt dazu, basale und möglichst allgemeine Determinanten zugrunde zu legen und sie in ihrer Wirksamkeit zu garantieren.
- Die Gesamtheit aller in den betreffenden Theoriezusammenhang eingehenden Aussagen läßt sich formal entwickeln. In diesem Sinne erhält das Theorieganze einen formalen Charakter und ist innerhalb dieses Rahmens uneingeschränkt gültig. Der Theorie gegenüber – und im Prinzip völlig getrennt von ihr – steht die erfahrbare Wirklichkeit, innerhalb deren es nur noch darum gehen kann, bestimmte Annahmen wahrscheinlich zu machen und andere auszuschließen.
- Die Theorie wird, nachdem sie ausgebildet ist, mit den von ihr abgedeckten Gegebenheiten konfrontiert und durch sie verifiziert oder falsifiziert. Dem entsprechend verteilen sich die einzelnen Gegebenheiten auf zwei Klassen:

a) in die Klasse der unter die Theorie subsumierbaren Fakten. Nur durch sie ist die Theorie auf die Realität bezogen. Die theoretisch erklärbaren Fakten sind dabei bereits ein Zwitterwesen, denn sie sind in Form von Basisaussagen bzw. Wahrheitswerten selber schon logifiziert, und andererseits stellen sie eine nachträgliche empirische Bestätigung

zu ihr dar. In ihrer Gesamtheit umfassen sie den Wirklichkeitsschnitt, innerhalb dessen die Theorie gültig ist.

b) in die Klasse der von der Theorie nicht berücksichtigten bzw. von ihr ausgeschlossenen Fakten. Dies schränkt die Reichweite und Geltung der Theorie in bezug auf die gesamte erfahrbare Wirklichkeit ein, kann aber ihrer logischen Form und Gültigkeit nichts anhaben. Die Funktion des außerhalb Liegenden ist lediglich die eines *möglichen* Einspruchs bzw. einer Falsifikation. Die Gegebenheit von durch die Theorie nicht erfaßten Wirklichkeitsbereichen unterstreicht von anderer Seite her den hypothetischen Charakter der logisch-empirischen Theoriebildung. Die Theorie begründet sich nicht auf einem unmittelbaren Wirklichkeitsbezug, sondern besteht aus einer beschränkten Anzahl von logisch geordneten Gedanken über die Wirklichkeit. Eine Beziehung des Denkens auf die Wirklichkeit wird hier vorausgesetzt, insofern nicht berücksichtigte Fakten die theoretischen Annahmen falsifizieren können, doch kann bei der Bildung von Hypothesen zunächst nur im Bereich des Denkens operiert werden.

Das hermeneutische Verfahren löst die strenge Trennung von Theoriebildung und nachträglicher Konfrontation mit der Wirklichkeit auf und bettet das Ganze in eine in zeitlichen Schleifen und Rückschleifen verlaufende Wechselbeziehung ein. Leitend für das hermeneutische Verfahren wird ein modifizierbares, sich ständig revidierendes Vorverständnis, das begrifflich artikuliert und zum bewußten Verständnis gebracht werden will, aber gleichwohl nicht beanspruchen kann, für die Wirklichkeit selbst zu stehen. Insofern nimmt auch das Vorverständnis einen versuchsweisen und erst noch zu bewährenden Charakter an. Zugunsten eines weitergehenden Wirklichkeitsbezugs verzichtet der Hermeneutiker auf strikt verallgemeinerbare Begriffe und Aussagen, wie sie Voraussetzung deduktiver Ableitbarkeit sind und verzichtet damit auf das Voraussagenkönnen von Ereignissen. Hermeneutisch wird eine erst noch zu artikulierende, begrifflich nie vollständig bestimmbare Erfahrung in die Begriffsbildung eingeholt. Die Palette der Erkenntnismöglichkeiten erweitert sich in einem freien Zusammenspiel der verschiedensten Elemente und Faktoren, ohne daß dem eine bestimmte Theorieform vorgeordnet wird.

Logik und Hermeneutik sind somit weder auf *einem* Nenner zu verrechnen, noch können sie füreinander eintreten und sich ersetzen. Gleichwohl gibt es in der Ausgangslage und Grundhaltung weitgehende Gemeinsamkeiten. Die hermeneutisch mögliche Annäherung an die Wirklichkeit kann ebensowenig wie die logisch-empirische Rekonstruktion vollständig sein und das heißt, es bleibt stets eine Differenz zwischen Aussagezusammenhang und Wirklichkeit, zwischen Begriff und Sachverhalt, auch wenn ein gewisser Grad an Übereinstimmung erreicht wird. Ein solches Sichannähern von Theorie und Realität ist prinzipiell nicht abschließbar, weil der Gehalt bzw. Sinn einer Sachlage begrifflich nicht vollständig bestimmbar und hermeneutisch nicht völlig ausschöpfbar ist. Die Begrenztheit der Aussagemöglichkeit motiviert beide Erkenntnisformen zum Aufnehmen bisher unberücksichtigter Erfahrung und zur kritischen Revision bereits festgestellter Bezüge. Für beide Verfahren aber ist oberstes Gebot, nicht in einen schlechten Zirkel zu verfallen und das eigene Denken und Vorstellen mit der Wirklichkeit zu verwechseln. Dies macht beide Methodologien kritisch in bezug auf die Gegebenheiten und in bezug auf die eigenen Erkenntnismöglichkeiten selbstkritisch. Dabei hält die Hermeneutik sich in einer beweglichen Mitte, die beim logischen Verfahren nicht ausgeschöpft wird und durch einen hypothetisch-deduktiven „Blindflug“ des theoretischen Denkens ersetzt werden muß. Umso wichtiger wird auch hier das intuitive Moment. Beide Verfahren sind durch den Skeptizismus hindurchgegangen, und insofern dienen beide der Bewußtwerdung des Menschen.

Und doch bleiben die unterschiedlichen methodologischen Ansätze von Logik und Hermeneutik inkommensurabel. Ebenso wichtig aber ist die Einsicht, daß beide Verfahrensweisen aufeinander angewiesen sind und sich gegenseitig ergänzen müssen. Wenn aber beide Verfahren nötig sind, ist die einseitige Polemik und der damit verbundene Kampf um die Pfründe fehl am Platz. Was auf der einen Seite geleistet wird, kann der anderen nicht gleichgültig sein. So ist der Empiriker bei seiner Hypothesenbildung auf hermeneutische Verfahren angewiesen. Aber auch der Hermeneutiker muß sich im theoretischen Interesse und im Interesse der Verständigung der Forderung einer möglichst genauen

begrifflichen Bestimmung seiner Gegenstände stellen. Kurz gesagt: Die Hermeneutik bedarf der Logik, und die Logik bedarf der Hermeneutik. Wenn das keine äußerliche Verbindung bleiben soll, müssen beide sich im Geiste durchdringen.

Paradigmatische Beispiele, an denen die logischen und hermeneutischen Verfahren sich gleichermaßen bewähren müssen, waren das menschliche Verhalten (Kapitel 1) und der Vergleich von logischer Zeichen- bzw. Aussagenverknüpfung mit der Funktionsweise natürlicher Sprachen (Kapitel 2 und 3). In allen diesen Fällen legt die Hermeneutik ein kommunikationstheoretisches Paradigma zugrunde, das durch die Grundmomente Spontaneität, Kreativität und Selbstreflexivität gekennzeichnet ist. Solange der Logiker an theoretischer Ableitbarkeit interessiert ist, geriert er sich als Herr der Dinge, während das hermeneutische Subjekt sich durch Aufnahme von Beziehungen inmitten nicht überschaubarer Felder verhält und darin schöpferisch wird. Es folgt einem von ihm selbst geknüpften Leitfaden und bringt die eigene Individualität und Freiheit mit ein. Beides zusammen gibt allem eine spezifische Note und widersteht dem Interesse nach totaler Vergegenständlichung.

Und doch dürfen die Unterschiede in den Ansatzpunkten nicht übersehen werden. Mit den logisch normierten Verfahren verbindet sich nicht von ungefähr ein gesellschaftliches Interesse. Dem logischen Typus entspricht das soziale System in seinem normativen Überbau und seiner Regelungspraxis. Kollektivität, Stereotypie der Wiederholung und Fortschreibung des Altbewährten haben hier den Vorrang. Die Reproduktion des gesellschaftlich Allgemeinen geschieht über ein System von Pflichten, Gratifikationen und reziproken 'Erwartungserwartungen', denen überindividuell normierte Verhaltensweisen zugeordnet sind. Soll das Individuum sich in die soziale Welt einbringen können, so muß es sich identifizieren und (etwa in Form von Rollen) vergegenständlichen lassen, um von Nutzen zu sein und Akzeptanz zu finden. Im Bestreben, die Pflichten zu erfüllen und den Erwartungen gerecht zu werden, geht ein Teil der Spontaneität zwangsläufig verloren.

Das soziale System im ganzen ist vertikal organisiert, wobei horizontale Verbindungen eine motivierende und ausgleichende Rolle spielen.

Aus einer solchen am Oben und Unten orientierten Organisationsform resultieren jedoch Widersprüche, Spannungen und Ungerechtigkeiten, die Pufferzonen nötig machen, aber nur durch die einzelnen Handlungsträger auch wieder aufgelöst werden können. Bei allem Machtgehalt und vorauslaufendem Gehorsam ist das Gesellschaftliche somit angewiesen auf die Bereitschaft des einzelnen Menschen und verlangt einen sorgsamsten Umgang mit diesem. Die Wachsamkeit liegt beim einzelnen Subjekt. Auch wenn dieses auf überindividuelle Verhaltens- und Ausdrucksformen angewiesen ist und sich in sie hinein veräußert, läßt es sich nicht völlig vergegenständlichen und zur Funktion machen. Es muß Subjekt bleiben, um am gesellschaftlichen Prozeß teilnehmen zu können und von Wert für ihn zu sein. In jedem Falle aber ist es darauf angewiesen, anerkannt zu werden und sich in der eigenen Person bestätigt zu fühlen.

## 2. Das Erfordernis einer Erweiterung des empirischen Verfahrens durch die Hermeneutik und einer Ergänzung des hermeneutischen Verfahrens durch Empirie

Ich will die darüber geführte Kontroverse der Kürze halber am Beispiel verdeutlichen.

Wolfgang Brezinka betrachtet Beobachten, Beschreiben, Erklären als aufeinanderfolgende Stufen des wissenschaftlichen Vorgehens und nicht als einander ausschließende Methoden. Dies erlaubt ihm die Einbeziehung des hermeneutischen Verfahrens in das hypothetisch-deduktive Verfahren im Sinne Poppers, das allgemeingültige Hypothesen zugrundelegt und sie der experimentellen Prüfung durch eine falsifizierende Gegeninstanz aussetzt.<sup>7</sup>

---

<sup>7</sup> Auch Werner Loch geht wie Brezinka von Karl Poppers „Logik der Forschung“ aus (Wien 1935, engl. 1959 ff.) Vgl. seine programmatischen Aufsätze „Die Pädagogik und die erzieherische Wirklichkeit“ (in: Zeitschrift für Pädagogik Jg. 1959, S. 1-31) und mit gleichlautendem Titel in: Zeitschrift für Pädagogik, 11 Jg. 1965, H. 3, S. 273 ff.), sowie die darüber geführte Kontroverse in: „Über den Wissenschaftsbegriff der Erziehungswissenschaft und die Einwände

In einen hypothetisch-deduktiven Ansatz ist „Verstehen“ an zwei Stellen von Bedeutung:

- a) Innerhalb des „Entstehungszusammenhangs“ stellt das Verstehen eine Vorstufe des Zugangs zur Sache dar. Im Sinne eines wie immer verstandenen Suchakts hat es hier eine heuristische Funktion (analog zu „trial and error“), um das experimentelle Verfahren vorzubereiten.
- b) Im bereits gefundenen Begründungs- bzw. Erklärungszusammenhang wird Verstehen zur Einsicht in den Sachverhalt und mit dem Erklärenkönnen selbst identisch.

Brezinkas Trennung des Entstehungszusammenhangs einer Hypothese vom Begründungszusammenhang der Erklärung ist eine Konsequenz aus der Vorentscheidung für die logische Position. Im logischen Theoriemodell wird aus formalen Gründen getrennt, was im Erkenntnisprozeß, sei es reflektiert oder unreflektiert, auf vielfache Weise zusammenspielt. Das spezifisch hermeneutische Moment eines Verstehens, das bereits den versuchsweise aufgestellten Sätzen einen impliziten Wirklichkeitsbezug und potentiellen Erklärungswert zuschreibt, kann auf diese Weise nicht in den Blick kommen. Die Hypothesenbildung, rein für sich betrachtet, dient der Entwicklung eines woher auch immer kommenden *Gedankens*, der erst nachträglich mit der Wirklichkeit konfrontiert wird. Hermeneutisches Anliegen wäre es demgegenüber, dem in der Hypothesenbildung leibhaft verkörperten Denken selbst schon einen impliziten Wirklichkeitsbezug zuzuschreiben. Die Trennung des Entstehungszusammenhangs der Hypothese und des Begründungszusammenhangs der Erklärung gilt nicht für das mittlere Feld eines in die Wirklichkeit eingelassenen, nicht nur organisierenden und systembildenden Denkens. Organisationen und Systeme arbeiten mit Setzungen und lassen sich bilden auf der Grundlage der Negativität. Der setzende Charakter führt dazu, daß ein allein von logischer Seite her erhobener Wissensanspruch jederzeit skeptisch in Frage gestellt werden kann.

---

der weltanschaulichen Pädagogik“ (in: Zeitschrift für Pädagogik, 13. Jg. 1967, S. 135-168).

Demgegenüber hat Werner Loch als Schüler Bollnows und Vertreter einer hermeneutischen Position in der Erziehungswissenschaft den Vorschlag gemacht, das logisch-empirische Verfahren als sinnvolle Erweiterung und Ergänzung des hermeneutischen Verfahrens zu betrachten.<sup>8</sup> Loch plädiert für eine Vereinigung logischer und hermeneutischer Verfahren auf *hermeneutischer* Grundlage. Damit ist der Hermeneutik das primäre Rahmenwerk für den Wissenserwerb und die Theoriebildung zugesprochen. Zur Begründung dieses Anspruchs führt Loch ein sprachtheoretisches Argument an: daß menschliches Verhalten eo ipso implizit oder explizit ein sprachliches Verhalten sei. Der Vorrang der Hermeneutik ist für Loch darin begründet, daß jedes Verfahren das Verständnis von Sprache voraussetzt und deren Gebrauch sich innerhalb eines hermeneutischen Gesamtrahmens bewegt.

In die Bedingung der Möglichkeit sprachlicher Kommunikation geht ein Vorverständnis, eine reichfacettierte Erfahrung und nicht zuletzt ein schon geübtes Denken mit ein. Daraus lassen sich methodologische Folgerungen ziehen. Weil das Auffassen von sprachlich geleitetem Verhalten ein Verstehen von Sinn impliziert und dessen Interpretation ein weiter zu entwickelndes Vorverständnis einschließt, läßt menschliches Verhalten sich nicht völlig objektivieren. Grundlage der Interpretation und Erklärung ist in jedem Falle ein Verständnishorizont, den der Forscher mit seinem Objekt teilt. Beide befinden sich in derselben Situation, wissen umeinander und nehmen Bezug aufeinander. Beide sind Subjekte, die sich interaktiv und interpretativ zueinander verhalten.<sup>9</sup> Loch folgert aus dieser nach zwei Seiten hinweisenden Grundeinsicht, daß die Sprache nicht nur ein Mittel zur Beobachtung, Beschreibung und Theoriebildung ist, sondern selber zum ersten Forschungsgegenstand gemacht werden muß. Wissenschaftliches Arbeiten hält sich

---

<sup>8</sup> Vgl. Werner Loch, Empirisches Erkenntnisinteresse und Sprachanalyse in der Erziehungswissenschaft; in: *Bildung und Erziehung*, 20. Jg. 1967, Heft 6, S. 456-468.

<sup>9</sup> Unbestreitbar ist das im Bereich des Menschen, wiewohl das Beteiligtsein des Beobachters, wie die Tierforschung und selbst noch die Diskussion quantenphysikalischer Phänomene zeigt, nicht auf den Menschen beschränkt ist.

im Rahmen von Sprache und verbindet sich mit einem Sprachverstehen, das vorgängig die Sicht leitet und zur Einsicht kommen will.

Im Blick auf die Mißbrauchsmöglichkeiten der Sprache ergibt sich daraus eine ambivalente Situation. In der Sprache liegt ja auch die Möglichkeit, sich von der Wirklichkeit zu entlasten und zumindest den bewußten Bezug zu ihr zu verlieren. Die wirklichkeitsentlastete Sprache fängt an in sich selbst zu kreisen. Man kann sagen, was man will und schließlich auch noch denken, daß es all das gibt was man sagen kann. Gegenüber den Versuchungen eines leerlaufenden und inflationär werdenden Sprachgebrauchs ist also auch hier eine Prüfung der Aussagen an der Wirklichkeit notwendig. Es leuchtet deshalb ein, wenn Loch die Ergänzung der Hermeneutik durch die Empirie des kontrollierten Experiments fordert, um Aussagen auf ihren Wirklichkeitsgehalt hin zu überprüfen. Die Hermeneutik bedarf einer experimentellen Ergänzung, um nicht der Verführung der Sprache zur Selbstreifkation ihrer Konzepte zu erliegen.

### 3. Das Ungenügen des mitgebrachten Vorverständnisses

Was für die logische Theorieform zutrifft: die Äußerlichkeit und Zufälligkeit des Wirklichkeitskontaktes kann auch für die hermeneutische Theoriebildung zur Gefahr werden. Wird gegen die bloß negative Funktion des Falsifikationsprinzips und die Ausschaltung vorgängigen Verstehens aus dem Theoriezusammenhang die heuristische Funktion des Vorverständnisses ins Feld geführt, so erhebt sich das Bedenken, ob die unkritische Verwendung eines nicht selber wiederum reflektierten Vorverständnisses die Wirklichkeit nicht ebenso verstellen und ihr Bild verzerren kann. Es ist schwer, zwischen Vorverständnis und Vorurteil zu unterscheiden. Vorwissenschaftliche Wissensformen sind sozial bedingt, von Interessen bestimmt und in der Regel nicht aus dem Sicheinlassen auf den Gegenstand selbst gewonnen. Gleiches gilt für Hypothesen, die nicht aus der Wirklichkeit selbst genommen sind und ihr doch standhalten sollen. Ungeklärt bleibt in beiden Fällen, was der gedachte bzw. gewünschte Zusammenhang mit dem wirklichen Zusammenhang zu tun hat. Offen muß bleiben, was in der Tat Wirklichkeit einfängt, wenn man gar nicht weiß, ob und wie diese antwortet. Das Problem einer tieferen Befangenheit stellt sich auf beiden Seiten in gleicher Weise.

Bestimmt ein sozial bedingtes und von Interessen geleitetes Vorverständnis den Entstehungszusammenhang von Wissensformationen, und wird dieser nicht selber wiederum zum Gegenstand der Analyse und Kritik gemacht, so kann der Vorwurf ideologischer Befangenheit das empirisch-analytische und das hermeneutisch-interpretative Verfahren in gleicher Weise treffen. Zum Dogmatismus oder zur Schizophrenie (wenn darunter die Abspaltung von der Wirklichkeit verstanden wird) kann es in beiden Fällen kommen. Beide Methodologien finden sich im Zirkel befangen, wobei der Hermeneutiker aus der Not eine Tugend macht und die Konsequenz zieht, daß man erst richtig in den Zirkel hineinkommen müsse.<sup>10</sup> Wie kommt man mit dem Zirkel aber in die Wirklichkeit hinein? Hermeneutisch wird davon ausgegangen, daß man sich immer schon in der Wirklichkeit bewegt. Aber auch

---

<sup>10</sup> So Martin Heidegger in „Sein und Zeit“ § 32: Verstehen und Auslegung.

wenn das richtig ist, ist es keine hinreichende Antwort auf das Problem der Täuschung und Selbsttäuschung. Was das logisch-empirische Verfahren betrifft, sollen Hypothesen, die auf einem heuristisch verwendeten Vorverständnis beruhen, an der Wirklichkeit gemessen werden. Die faktische Übereinstimmung sagt über die Bedingungen ihres Zustandekommens aber nichts aus; es könnte dem ja auch eine ganz andere Ordnung der Dinge zugrunde liegen.

Unklar bleibt in beiden Fällen, worauf man sich bezieht und was im gewählten Bezugsrahmen zwischen die Maschen gefallen ist. An dem damit gegebenen Vorbehalt muß alle menschliche Erkenntnis sich messen lassen. Widersprüche können hier gar ausbleiben. Die Empiriker lassen die Erfahrung unkontrolliert in die Hypothesenbildung einfließen und müssen als Logiker gleichzeitig die Relevanz und Unausweichlichkeit dieser Erfahrung bestreiten. Dem stellt die hermeneutische Theoriebildung ein selbstreflexives Modell der Erkenntnisgewinnung gegenüber. Die Frage ist aber auch hier, ob mit der Reflexivität als solcher schon eine Vertiefung des Wirklichkeitskontakts verbunden ist; das Gegenteil kann gleich gut der Fall sein. Die selbstreflexive Verbindung von Aussage und Sachverhalt im hermeneutischen Verfahren führt nur weiter, wenn sie auch den Erfahrungsprozeß noch einmal rekapituliert und erneut zur Disposition stellt. Auch die Erfahrung lügt, wenn der, der sie gemacht hat, aus ihr einen Glaubenssatz und ein Dogma macht. Dem Blindgewordenen können die Augen nichts mehr bedeuten. Man kommt also nur weiter, wenn man den geschlossenen Zirkel auch wieder zu öffnen vermag, doch nichts ist schwerer zu leisten als dies.

#### 4. Das Ungenügen des Falsifikationsprinzips

Die Falsifikation dient als Kriterium für die Feststellung, ob einem bereits ausgearbeiteten Sprach- und Bedeutungszusammenhang ein wirkliches Objekt entspricht oder nicht. Hypothesen kommen – zumindest nach theoretischer Annahme – ohne einen vorgängigen Bezug auf die Wirklichkeit zustande und werden erst hinterher an dieser überprüft. Falsifikation ist somit ein Verfahren, mit dem ein schon vorhandener

Wissensbestand kritisch überprüft und gegebenenfalls in Frage gestellt werden kann.

Die Verifikation wird von Popper aus rein logischen Gründen zurückgestellt, denn man kommt mit ihr, weil sie sich auf Einzelinstanzen bezieht, nie an ein Ende. Sie kommt nur zu „Es gibt“-Aussagen, weil eine durchgängige Verallgemeinerung auf alle Instanzen so nicht möglich ist. Demgegenüber verlangt die Falsifikation strikt allgemeingültige Sätze, zu deren Widerlegung eine einzige Gegeninstanz genügt. Nur bei strikt allgemeinen Aussagen läßt sich der modus tollens anwenden. Ihm muß eine Allaussage zugrunde liegen, um auch schon aus einem einzigen abweichenden Einzelfall einen Rückschluß ziehen zu können. Der Nachteil ist, daß auf diese Weise der nicht regelbare Entstehungszusammenhang und der logisch geforderte Begründungs- bzw. Erklärungszusammenhang auseinanderfällt. Nicht ausgeschöpft ist die Möglichkeit, die Inhomogenität der Einzelfälle zu berücksichtigen und die Hypothese von der Erfahrung her entstehen zu lassen. Was aber ist im Wissenszusammenhang schon strikt verallgemeinerbar? Je mehr einer weiß, umso weniger wagt er sich an Verallgemeinerungen. Das Falsifikationsprinzip eignet sich deshalb nicht als Ergänzung und Korrektiv der verstehenden Methode. Der erst nachträglich hergestellte Wirklichkeitskontakt bleibt negativ und kann nicht zu einem tragenden und weiterführenden Faktor gemacht werden.

Nun hat das Erfordernis logisch stringenter Theoriebildung mit der Frage, wie Hypothesen zustande kommen, zunächst nichts zu tun. Erst das Problem einer möglichen Falsifikation von noch nicht gesicherten Aussagen führt auf das logische Postulat allgemeiner Geltung als Bedingung singularer Bestreitung zurück. Die Verarbeitung der vorgängigen Erfahrung und eine differenzierende und modifizierende Erweiterung des Wissens ist damit aber noch gar nicht im Blick. Ein bloß faktisches Zusammenstimmen der Gesetzhypothesen mit empirischen Daten bleibt zufällig und läßt nicht auf eine Entsprechung von Theorie und Wirklichkeit im ganzen schließen.

Hinzu kommen weitere Schwierigkeiten. Um Aussage und Sachverhalt nicht zusammenzuwerfen und zu verwechseln, fordert Loch auch für die Überprüfung verstehenden Sprechens das logisch-empirische

Kriterium der Falsifikation ein. Die Frage ist jedoch, womit bei der Überprüfung eines Aussagenzusammenhangs der Anfang gemacht werden kann. Während die Hermeneutik den entscheidenden, wenn auch nicht hinreichenden Wirklichkeitskontakt im phänomenologisch aufzuklärenden Erfahrungsgehalt von Aussagen sieht, kommt die mit dem Falsifikationsprinzip zu überprüfende Hypothese erst nachträglich in Kontakt mit der Wirklichkeit. Gegen das abstrakt gefaßte Falsifikationsprinzip ist somit einzuwenden, daß die hier gesuchte Gegeninstanz zwar eine Annahme widerlegen, aber nichts zur Erkenntnis im positiven Sinne beitragen kann. Wenn Hypothesen ohne vorgängigen Bezug auf die Wirklichkeit zustande kommen sollen und erst nachträglich durch deren Instanzen falsifiziert werden können, ist lediglich eine Bedingung angegeben, unter der ein schon gegebener, wenngleich hypothetisch gesetzter Wissensbestand überprüft werden kann. Nicht aber ist damit auch die Bedingung genannt, wie ein Wissen sich selber korrigiert und weitertreibt. Die Funktion der Erfahrung im Prozeß der Begriffsbildung wird durch das Falsifikationsprinzip noch gar nicht berührt, so daß der Deduktionslogik zu folgen hieße, den hermeneutischen Boden überhaupt zu verlieren.

Aber auch noch andere Gründe sprechen gegen ein Insistieren auf dem Falsifikationsprinzip. Selbst wenn eine falsifizierende Gegeninstanz gegeben ist, macht die Revision der theoretischen Annahmen Schwierigkeiten. Die Falsifikation sagt nichts darüber aus, an welcher Stelle der Fehler zu suchen ist. Auf welche Sätze trifft der Einwand zu, und welche ist man bereit aufzugeben? Soll man die ganze Theorie preisgeben oder davon ausgehen, daß nur ein Teil von ihr durch die Falsifikation betroffen ist? Und wenn letzteres aus gutem Grunde vorgezogen wird: welchen Teil muß man dann opfern? Bislang bewährte und liebgewordene Theorien gibt man nicht so gerne auf. Zudem ist eine gute Hypothese für den Erkenntnisfortschritt oft viel mehr wert als ein empirisches Datum, das gegen sie spricht.

So einleuchtend das Falsifikationsprinzip aus logischer Sicht auch ist, so groß sind die Schwierigkeiten bei seiner praktischen Durchführung. Zum einen ist die Macht der in Theorien verkörperten Denkgewohnheiten nicht zu unterschätzen, auch wenn man der Wissenschaft kei-

158

nen offenen Dogmatismus vorwerfen kann. Und doch muß man auch hier dessen eingedenk sein, daß die bewußten Akte nicht säuberlich von unbewußten Hintergrundkontexten zu trennen sind. Hinzu kommt, daß wohlbewährte Theorien nicht preisgegeben werden und auch nur in Grenzen eine Korrektur erfahren können. Auch wenn, wie z. B. durch die Relativitätstheorie, ein Umbruch im ganzen Denksystem eingeleitet wird, führt dies nicht dazu, die für Meßverfahren erforderlichen nicht-relativistischen Annahmen aufzugeben; ihr Geltungsbereich wird nur eingeschränkt. Mit dem Falsifikationsprinzip ist also nur ein Limit gesetzt, das in der Praxis keine große Rolle spielt. Dies macht verständlich, daß im normalen Gang der Wissenschaft Poppers auf energische Falsifikationsbemühungen gerichteter Impetus nicht aufgenommen worden ist. Es ist mehr die Entdeckung neuer Sachverhalte und ihre gedankliche Durchdringung – und sei es zunächst nur im Gedankenexperiment –, was den Fortschritt in den Wissenschaften bedingt und intelligente experimentelle Anordnungen möglich macht. Der Versuch der Falsifikation kommt zu früh oder zu spät, wo es zunächst einmal darum gehen muß, Neuland zu erschließen und Boden unter den Füßen zu gewinnen.

Hinzu kommen hermeneutische Argumente, die gegen die Falsifikation sprechen. Auch wenn man geneigt ist, der von Werner Loch vorgeschlagenen Vereinigung von logischen und hermeneutischen Verfahren unter Hinweis auf das Falsifikationsprinzip zu folgen, wird dabei übersehen, daß das Falsifikationsprinzip, näher betrachtet, den Verstehensprozeß selbst gar nicht mehr zu thematisieren erlaubt. Falsifikation kann nicht zum Korrektiv einer verstehenden Methode gemacht werden, wenn sie zur Preisgabe des hermeneutischen Verfahrens überhaupt führt. Die Falsifikation wäre z. B. nötig für die Feststellung, ob einer sprachlichen Bedeutung ein bezeichnetes Objekt entspricht oder nicht. Nötig ist dazu die Artikulation und Präzisierung eines Vorverständnisses, die der empirischen Überprüfung vorausgehen muß und nicht selber wiederum verifizierbar oder falsifizierbar ist. Jedenfalls ist die damit verbundene Bemühung um Verstehen ein von der empirischen Überprüfung unabhängiger Vorgang. Solange die Frage des Zustandekommens und der Verarbeitung von Erfahrung und Vorver-

ständnis nicht beantwortet ist, kann auch die positive Funktion von Sprache und Erfahrung im Prozeß der Begriffsbildung und Wissensfindung nicht gewürdigt werden, so daß der Logik zu folgen heißt, das hermeneutische Feld überhaupt zu verlassen.

Im Sinne der Untrennbarkeit von Hermeneutik und Kritik ist dem Falsifikationsprinzip somit entgegen zu halten, daß die ineins produktive und kritische Differenz von Aussage und Sachverhalt in das hermeneutische Verfahren selbst aufgenommen ist. Im Sinne einer sowohl begründenden als auch kritischen Spannung schließt es eine offene Form von Empirie bereits ein. Hermeneutik ist nur möglich, wenn ein der Sprache und der Erfahrung selbst eigener Wirklichkeitsbezug zugrunde gelegt wird. Im Falsifikationsprinzip kann ein solcher nicht vorausgesetzt werden, beschränkt dieses sich doch auf eine nachträgliche Korrektur. Dies klammert den Erkenntnisprozeß aus, in dem ein Vorverständnis produktiv gemacht und gleichzeitig kritisch hinterfragt wird.

Und doch kommt durch dieselbe Tür auch die fatale Neigung, Annahmen unter der Hand zu reifizieren. Sie ist älter als das Bedürfnis nach Kritik. Aus dem geschlossenen Zirkel der Selbstbestätigung kommt man nicht so leicht wieder heraus, vor allem dann nicht, wenn dieser, durch eine Dilemmastruktur bestimmt, zur Falle geworden ist. Das Aporetischwerden läßt sich dann gar nicht vermeiden. Einerseits unterwirft sich die Theorie, wenn sie sich als hypothetisch begreift und der Wirklichkeit nichts mehr vorschreiben will. Andererseits aber unterwirft dieselbe Theorie sich ihre Gegenstände, insofern nur das als Wirklichkeit gelten kann, was dem an sie gelegten Raster entspricht und ins Netz eingefangen werden kann. Gleiches gilt für das mitgebrachte Vorverständnis, das seinerseits Ordnungsschemata tradiert, die Strukturierung der Situation leitet und Kriterien dafür bereitstellt, was als Erfahrung zu gelten hat.

Und doch gibt es im Vergleich der beiden Methodologien eine Asymmetrie, die für das hermeneutische Verfahren spricht. Die logische Theorieform wird kontraproduktiv, sobald sie sich als theoretischer Standard verbindlich machen will. Die Frage, wie Hypothesen zustande kommen und Erkenntnis geschieht, hat mit der logischen Theo-

rieform als solcher nichts zu tun. Das erkenntnistheoretische Bedenken richtet sich somit gegen die logische Theorieform selbst als solche. Der produktive Impact einer Theorie hängt von der gedanklichen und empirischen Anreicherung ihres Gehalts ab, nicht von ihrer logischen Formbestimmtheit. Erkenntnistheoretisch gesehen geht es, entgegen Poppers Grundansatz, vor allem um den „Entstehungszusammenhang“ und nicht um den „Begründungszusammenhang“ von Wissen. Wenn beides getrennt gegenläufig zueinander wird, erzeugt die Logik auch hier ein Dilemma, das sie aus eigenen Mitteln nicht mehr auflösen kann. Man kann von daher gesehen geradezu von einem „Paradox der Falsifikation“ sprechen. Je mehr ein Aussagenzusammenhang gedanklich angereichert und empirisch abgesichert ist, desto mehr potentielle Falsifikatoren hat er, und desto weniger läßt er sich verallgemeinern und falsifizieren. Das führt in letzter Konsequenz zu dem Paradox, daß die am weitesten entwickelte, der Wahrheit am nächsten kommende Theorie am ehesten falsifizierbar wäre – und doch nicht falsifiziert wird, weil man auf sie nicht verzichten kann und will.

Verallgemeinert gesprochen, geht es bei alledem um die Frage nach den Bedingungen der Lösbarkeit von Problemen. Auch hier ist einsichtig, daß der positive Gehalt eines komplexen Ansatzes zur Lösung mehr austrägt als der Versuch einer Reduktion auf einfache Feststellungen, die zwar leichter widerlegbar, aber auch nichtssagender sind. Nebensächliche Dinge sind am leichtesten zu überprüfen und zu widerlegen, während die wachsende Komplexität des Wissens der von der logischen Form verlangten Tendenz auf Vereinfachung entgegenwirkt.

##### 5. Die Frage nach einer anderen Verwendung des Zirkels in der Erkenntnis

Da Aussagen einerseits Erfahrung enthalten, andererseits aber nicht unmittelbar wirklichkeitsbezogen sind, kann Gegenstand der wissenschaftlichen Forschung weder die Aussage allein noch ein von ihr unabhängiger Sachverhalt sein. Beide Seiten müssen vielmehr in einem sich sukzessive ausdifferenzierenden Verschränkungszusammenhang allererst entwickelt werden. Doch was gibt den Ansatzpunkt für eine of-

fene Verhältnisbestimmung? Zunächst scheint alles immer nur auseinanderzulaufen. Man kann also nur mit dem *Verhältnis als solchem* beginnen und es als unhintergebar gegeben voraussetzen. Aussagen beziehen sich nicht direkt auf Gegenstände, sondern wiederum auf Aussagen über diese und das heißt, der zu untersuchende Sachverhalt kann immer nur das Verhältnis von Aussage und Gegenstand in offener Perspektive sein. Die Verschränkung von Aussage und Sachverhalt trägt dem Prozeßcharakter der Erkenntnis Rechnung, der Produktivität und Rezeptivität gleichermaßen umschließt.

Der Logiker wendet den unvermeidbaren Zirkel der Erkenntnis ins Negative, indem er Aussage und Gegenstand im Sinne einer ausschließenden Alternative und nicht als beides verschränkenden Sachverhalt betrachtet. Seiner Prämisse der Trennung von Voraussetzung und Folge entsprechend, kann der Zirkel nur noch tautologisch (nichtssagend) oder aporetisch (ausweglos) sein. Die Katze beißt sich in beiden Fällen in den Schwanz. Die Aporie besteht hier darin, daß Hypothesen der einzige Zugang zur Wirklichkeit sind, gleichzeitig aber keine Wirklichkeit enthalten dürfen, soll nicht das Ergebnis der Konfrontation von Hypothese und Wirklichkeit bereits präjudiziert werden. Denselben, im logischen Sinne aporetisch werdenden Zirkel deutet die Hermeneutik für sich um und erhebt ihn geradezu zum Forschungsprinzip. An die Stelle der Trennung (im Sinne eines ungerechtfertigten und willkürlich erscheinenden Getrennthaltens) tritt nun das Prinzip der Differenzbildung, die sich selber weitertreibt. Dabei sucht die Hermeneutik den Zirkel des Irgendwie-schon-verstanden-habens positiv einzulösen und nicht im Sinne eines „archimedischen Punktes der Erkenntnis“<sup>11</sup> zu durchbrechen. Aussagen gewinnen Wirklichkeitsgehalt durch die Weiterentwicklung des *Verhältnisses* von Aussage und Sachverhalt.

---

<sup>11</sup> Vgl. O. F. Bollnow, Philosophie der Erkenntnis, Kapitel 1 über die Unmöglichkeit eines 'archimedischen Punktes' in der Erkenntnis. Verlag Kohlhammer Stuttgart 1970, Urban Taschenbuch 126, S. 13 ff. Die Schriften Bollnows sind in der Homepage [www.otto-friedrich-bollnow.de](http://www.otto-friedrich-bollnow.de) zugänglich gemacht, soweit sie nicht verlagsrechtlich gebunden sind. Dies erleichtert eine Weiterverfolgung seiner Gedanken.

Doch was heißt das? Der immer nur im Sinne einer Verhältnisbestimmung gegebene Sachverhalt ist kompliziert und klingt in seiner pointierten Feststellung geradezu paradox: „Die Realität wird in dem Maße geschaffen, in dem sie untersucht wird.“ (Sebag) Hinzu kommen noch die Rahmenbedingungen und die Frage, ob sie für den Erkenntnisprozeß förderlich oder hemmend sind. Das für das Verstehen vorausgesetzte, aber nicht hinreichende Vorverständnis wird in einem Prozeß objektivierender Reflexion einerseits auf seine soziale Bedingtheit und Interessenlage hin befragt, andererseits aber in ein tieferes Verstehen der Sache hineingetrieben. Indem beide Maßnahmen sich verbinden, wird verhindert, daß ein unreflektiertes Vorverständnis die Auswahl der Fragen bedingt und Wissenschaft selber ideologisch oder zum bloßen Mutmaßen über die Dinge wird.

Der hermeneutische Grundvorgang läßt sich demgemäß mit folgendem Schema umschreiben (S = Sachverhalt, A = Aussage):

$$\begin{array}{l}
 \{S\} \\
 A_1 \rightarrow S_1 \\
 A_2 \rightarrow S_2 \\
 A_3 \rightarrow S_3 \\
 \dots \\
 \{A_n\} \leftrightarrow \{S_n\}
 \end{array}$$

Hermeneutische Theoriebildung nimmt den Gang wissenschaftlicher Untersuchung noch einmal auf und unterzieht einer Sekundäranalyse, was gemäß vorgängigem Verstehen, methodologischen Vorentscheidungen und experimenteller Apparatur bereits zum Moment des objektiven Zusammenhangs geworden ist. Verlangt ist, sich der eigenen erkenntnisleitenden Interessen bewußt und dem Gegenstand gerecht zu werden. An die Stelle des Auseinanderdividierens tritt das Bestreben nach Konvergenz. Was auseinanderläuft, muß auch wieder zusammenlaufen können und kann nur so auch das Verstehen fördern. Dies schließt eine Analyse der individuellen und sozialen Rahmenbedingungen wissenschaftlicher Unternehmung ein. Weil der Forscher ein allseits Beteiligter ist und sein Verhalten auf den nicht insgesamt zu objektivierenden Sozial- und Erkenntnisprozeß zurückwirkt, schließt dies

nicht nur die Selbstobjektivierung des Forschers, sondern auch eine Re-subjektivierung seines Gegenstandes ein.

Erstes Gebot eines hermeneutischen Verfahrens ist es somit, die erkenntnistheoretische Naivität zu überwinden. Erkenntnis fängt nicht in der Unschuld an, aber auch nicht im Beharren auf dem Vorurteil. Ein Verstehen ist vorgängig und nachfolgend zugleich und das heißt, es ist nur im Prozeß als solchem gegeben und läßt sich nicht überhaupt objektivieren. Weder kann der Anschein aufrechterhalten werden, als könnten die empirischen Wissenschaften zu allgemeinen Gesetzmäßigkeiten über eine von ihnen unabhängige Wirklichkeit kommen, noch kann davon ausgegangen werden, daß Wissen und Verstehen der Ertrag eines einsamen Denkens ist. Damit ist die Annahme zurückgewiesen, als würden scheinbar bezugslos zustande gekommene Hypothesen mit einer „ganz anderen“ Wirklichkeit „da draußen“ konfrontiert und an einem gänzlich Unbekannten gemessen. Der Erkenntniszusammenhang ist intimer, aber auch vertrackter, so wie das Verhältnis des Menschen zur Wirklichkeit überhaupt.

Das logische Postulat eindeutiger Zuordenbarkeit von Bezeichnung, Bedeutung und Referenz wird durch die Art und Weise der Bildung von Aussagenzusammenhängen in Frage gestellt. Zusammenhänge sind nur entwickelbar, wenn auf die eindeutige Zuordenbarkeit ihrer Elemente verzichtet wird. Die Unbestimmtheitsrelation verbindet sich besonders mit denjenigen Elementen, von deren Positivität alles andere abhängig ist. Zur Komplexität der Aussagenzusammenhänge gehören meta-physische und meta-sprachliche Faktoren, die den immanenten Zirkel sprengen und Wirklichkeit sowohl einholen als auch unabschbar machen. Ein gewisses Maß an Vagheit und Unbestimmtheit, aber auch an Transzendenz ist nicht zu vermeiden.

Schwierig wird die Sachlage, wenn auch das Problem der Referenz mit einbezogen wird und nicht lediglich die Kohärenz des Aussagenzusammenhangs im Blick steht. Eine Referenz läßt sich nicht festlegen, wie immer bestimmt man sie zu fassen versucht. An dieser Stelle bietet die Logik verschiedene Möglichkeiten an. Logisches Kriterium bezüglich der Referenz könnte sein, (a) daß jedem Element der Aussage ein Element der Wirklichkeit in eindeutiger Weise zugeordnet werden

kann (Abbildtheorie) oder, wenn das nicht geht, (b) eine Zuordnung der Aussage zu einem Sachverhalt vorgenommen wird (Repräsentationsprinzip), schließlich (c) ein autonomer Denkbereich sich in der Anwendung auf die Wirklichkeit bewährt (Kohärenzprinzip), oder zumindest (d) nicht durch sie widerlegt werden kann (Falsifikationsprinzip). In allen diesen Fällen wird deutlich, daß der so oder so verstandene Referenzbezug nicht trennscharf gemacht werden kann. In dem zu untersuchenden Wirklichkeitsausschnitt können die verschiedenen Bezugsweisen gar nicht reinlich unterschieden werden.

Hermeneutische Begriffe sind folglich so konzipiert, daß von einer vollen Definierbarkeit grundsätzlich Abstand genommen wird.<sup>12</sup> Im hermeneutischen Verfahren weichen funktional verstandene Relationsbegriffe einem anderen Typus von Begriff, der (in alter Terminologie ausgedrückt) Substanz und Funktion in einem auszudrücken fähig ist.<sup>13</sup> Erfahrung geht hier in die Begriffsbildung ein und wird durch sie bewußt gemacht. Mit dem Insistieren auf wesentlicher Erkenntnis zielt die hermeneutische Theoriebildung auf das Verstehen von Wirklichkeit, sei es der natürlichen oder sozialen, der bekannten und der unbekannteren Wirklichkeit. Jedenfalls kann es sich nicht nur um die Einrichtung funktionaler Zusammenhänge handeln, die auf ein prognostisch verwendbares Wissen angewiesen sind. Sinn der Erkenntnis kann es nicht sein, die bestehenden Verhältnisse fortzuschreiben und zu verewigen.

---

<sup>12</sup> Dem trägt der Begriff der „Konzeption“ bei Hans Lipps Rechnung. Vgl. seine Untersuchungen zur hermeneutischen Logik und zum Verhältnis von Sprache und Wirklichkeit.

<sup>13</sup> Vgl. zur Geschichte der Unterscheidung von Substanz und Relation bzw. Funktion Ernst Cassirers zweibändiges Werk über „Substanzbegriff und Funktionsbegriff. Untersuchungen über die Grundfragen der Erkenntniskritik“ (1910).

## 6. Eine sprachtheoretische Zwischenüberlegung

In ihrer Grundtendenz sind die logischen und hermeneutischen Methodologien sich einig und wissen sich zumindest an manchen Punkten wechselseitig aufeinander angewiesen. Aus Lochs Vorschlag, die Hermeneutik durch Empirie zu erweitern und in Zucht zu nehmen, ergibt sich für beide Methodologien dieselbe Konsequenz. Kein wissenschaftliches Verfahren darf Aussagen für bare Münze nehmen, und seien sie noch so überzeugend. Auf beiden Seiten ist an erster Stelle ein selbstkritisches Verfahren angebracht. Wissenschaftliche Untersuchungen müssen gegenüber den eigenen Aussagen kritisch bleiben und können weder rein hypothetisch verfahren noch im schlechten Sinne begriffsrealistisch sein. Zurückgewiesen werden muß auf hermeneutischer Seite der Dogmatismus des mitgebrachten Vorverständnisses und auf logischer Seite die Versuchung der Macht, den Gesamtzusammenhang der Dinge kontrollieren zu wollen. Indem an einer kritischen Differenz sowohl zu sich selbst als auch zur Wirklichkeit festgehalten wird, öffnet das Denken und Verstehen sich für ein zwar einschränkendes, gleichzeitig aber auch freimachendes In-Beziehung-setzen von Aussage und Sachverhalt.

### 6.1. Die Unterscheidung von Aussage und Sachverhalt

Aussagen können weder mit der Wirklichkeit gleichgesetzt noch von jedem Wirklichkeitsbezug entlastet werden. Sache und Sprache stehen zueinander in Spannung und können weder zusammenfallen noch sich unabhängig voneinander machen. Hayakawas schlichte Feststellung, daß das Wort nicht die Sache ist, sowenig wie die Landkarte das Gelände<sup>14</sup>, muß für beide Methodologien gelten. Und doch ist die Versu-

---

<sup>14</sup> Vgl. S. I. Hayakawa, *Semantik. Sprache im Denken und Handeln* (amerik. 1939), 2. Aufl. Verlag Darmstädter Blätter Darmstadt o. J. Hayakawa entwickelt in seiner Semantik Kautelen gegen die menschliche Neigung, Wort und Sache zu verwechseln und sich der bestimmenden Sprachmacht zu fügen. Mit 166

chung zur Wort- und Begriffshypostasierung groß und auch im wissenschaftlichen Bereich nicht leicht zu überwinden. Bei der Hermeneutik ist das offensichtlich. Aber auch die empirisch-analytischen Wissenschaften sind in der Gefahr, ihre Hypothesen für das Objektive selbst zu nehmen, jedenfalls solange sie nicht falsifiziert sind. Die „normal science“ ist nicht frei von dogmatischem Beharrungsvermögen.

Reinliches Getrennthalten und völliges Ineinssetzen der Dimensionen liefe im Endeffekt auf unhaltbare Prämissen hinaus. Begriffsrealisten wie Begriffsformalisten gehen von der Realgeltung ihrer Begriffe aus und verorten deren Bezug nur an verschiedener Stelle. In der Hermeneutik kommt es zum sich selbst verabsolutierenden Verstehensapriori und Sprachuniversalismus, beim Empiriker zum Festhalten am empirischen Datum und an der logischen Beweismethode. Zu kritisieren wäre in beiden Fällen das Außerachtlassen der „anderen Seite“. Daß beide Methodologien nicht davor gefeit sind, unter der Hand einem verkappten Begriffsfetischismus hörig zu werden, sei nur am Rande vermerkt.

Kritisches Verstehen empfiehlt sich somit in beiden Lagern. In beiden muß unterschieden werden zwischen Sätzen und Sachverhalten, Aussagen und Tatsachen, Vermutungen und wirklichen Einsichten. Beschreibendes, verstehendes und erklärendes Sprechen muß nachweisen können, daß es die Dinge, über die gehandelt wird, auch wirklich gibt. Im Sinne der Realitätsprüfung stellt sich die Frage, worin die Kluft zwischen Sprache und Wirklichkeit eigentlich besteht und auf welche Weise man versuchen kann, sie im Sinne einer kritischen Differenz produktiv zu machen. Die von Popper aus rein logischen Gründen aufge-

---

seiner Forderung, die Landkarte nicht mit dem Gelände zu verwechseln, bezieht er sich auf Alfred Korzybskis „Allgemeine Semantik“, „dessen grundlegende Postulate besagen, daß (1) Worte nicht mit den Sachen verwechselt werden dürfen, (2) Worte niemals alles sagen können, (3) Worte über Worte über Worte usw. ohne Ende gesagt werden können.“ (Das Zitat steht im Vorspann des von Günther Schwarz ins Deutsche übersetzten Buchs von Hayakawa.)

stellte Alternative: Verifikation oder Falsifikation? reicht dazu nicht hin.

Es kommt also alles darauf an, wie die logisch-ontologische Differenz und die hermeneutische Sprachdifferenz verstanden und methodologisch umgesetzt wird. Auf jeden Fall steht die Wissenschaft quer zur traditionellen Alternative von Begriffsrealismus und/oder Begriffsformalismus und den damit in praxi fast zwangsläufig verbundenen Verwechslungen. Eine Verwechslung besteht in der gedankenlosen Reifikation von Annahmen, eine andere in der gewollten oder ungewollten Ablösung des eigenen Denkens von jeglichem Sachbezug. In der Abstraktion allein kann der Mensch sich nicht bewegen. Sein Denken und Wahrnehmen hat bereits eine Verkörperung erfahren und will im Sinne eines beseelten und durchgeistigten Wissenskörpers entwickelt werden. Es ist nicht der reine Geist, sondern der Leib, der denkend, erfahrend und handelnd durch die Geschichte geht.<sup>15</sup>

Und doch ist die Art und Weise, wie dieselben Grundunterscheidungen behandelt werden, in beiden Verfahren verschieden. Die empirisch-analytischen Wissenschaften machen zwischen Sachverhalt und Aussageebene eine reinliche Trennung und nähern sich so – entgegen der empirischen Intention aufs Positive – einem Begriffsformalismus an. Sie bestärken damit die Auffassung, daß Sätze und Tatsachen „nicht dasselbe sind“. Schon im Blick auf den nach allen möglichen Seiten hin verweisenden „Sachverhalt“ aber läßt sich nicht verkennen, daß weder in der Wahrnehmung noch in der Sprachegegebenheit eine solche reinliche Trennung gegeben ist, und dem muß auch die Begriffsform sich fügen. Für den Hermeneutiker und den Sprachkünstler ist die „ontologische Differenz“ ein sich entfaltendes und wieder einholendes Differential aus Zeit, Aktualität und Sprache.<sup>16</sup> Vermöge der Zeit wird auch

---

<sup>15</sup> Nietzsche denkt diesen Gedanken zu Ende, wenn er schreibt: „Also geht der Leib durch die Geschichte ...“ (Also sprach Zarathustra, Teil I, Von der schenkenden Tugend 2). Aus dieser tiefen Einsicht lassen sich weitreichende Folgerungen ziehen.

<sup>16</sup> Insbesondere Goethe hat in diesem Sinne auf bewegliche, sich der Sache anschmiegende Begriffe geachtet und den Formalismus der logischen bzw. dia-

168

---

lektischen Begriffskonstruktion abgelehnt. Eine ganz und gar vergegenständlichende, rational rekonstruierende Haltung findet an den wirklichen Phänomenen ihre Grenze. Diese bedürfen einer besonderen Zugangsweise, einer existentiellen Öffnung und lebendigen Teilnahme, für die im Menschen das organische Fundament erst noch geschaffen werden muß. Es bedarf, mit Goethe gesprochen, nicht nur des Talents, sondern der Organbildung im weitesten Sinn des Worts. Im beweglichen Grundverhältnis gibt es keine einseitigen Ableitungen, sondern nur einander korrespondierende Entsprechungen, durch die alle Erscheinungen im Ganzen ihres Spielraums ihr bestimmtes Maß und ihre Grenze finden.

Das der Natur selbst einwohnende, für den Menschen in die Freiheit des Denken- und Sagenkönnens gestellte Allgemeine ist auch für Abweichungen und Mißbildungen offen und entspricht nicht dem an vermeintliche Notwendigkeiten gebundenen logischen und sozialen Ordnungsprinzip: „Sehen wir immerfort nur das Geregelte, so denken wir, es müsse so sein, von jeher sei es also bestimmt und deswegen stationär. Sehen wir aber die Abweichungen, Mißbildungen, ungeheure Mißgestalten, so erkennen wir, daß die Regel zwar fest und ewig, aber zugleich lebendig sei: daß die Wesen zwar nicht aus derselben heraus, aber doch innerhalb derselben sich ins Unförmliche umbilden können, jederzeit aber, wie mit Zügeln zurückgehalten, die unausweichliche Herrschaft des Gesetzes anerkennen müssen.“ (Goethe zu den *Principes de Philosophie Zoologique*. Discutés en Mars 1830 au sein de l'Académie Royale des Sciences par Mr. Geoffroy de Saint-Hilaire, Paris 1830, Zweiter Abschnitt.)

Ein solches Verbinden von lebendiger Gestaltung und Umgestaltung muß auch für die hermeneutische Begriffsbildung gelten. Anders ausgedrückt, orientiert sich eine so verstandene Hermeneutik an Goethes Maxime: „Das Phänomen selbst ist die Lehre“ (Maximen und Reflexionen Nr. 575) es ist ein „Letztes“ (vgl. die Farbenlehre, Didaktischer Teil § 720) und braucht kein „Dahinter“ als Erklärungsgrund. Es gilt mit Goethe, das Flüchtige der Anschauung im Vorübergehen zu fassen und es nicht dem „tötenden“ Allgemeinen des Begriffs zu unterwerfen, der einem lebendig Seienden nicht entspricht und Verstehen nicht möglich macht (vgl. *Bildung und Umbildung organischer Naturen* (1807), I. Abschnitt: Das Unternehmen wird entschuldigt.).

Von daher versteht Goethe auch den Begriff nach Art eines *Aperçu*, das immer von neuem gefaßt sein will und nie die Konstanz einer einmal geprägten Münze annehmen kann. Bezüglich seiner Überzeugung, daß der Schädel des Säugetiers aus Wirbelknochen abzuleiten sei, führt Goethe an einer Stelle aus:

das metaphysisch Ewige zu einer kritischen, im hermeneutischen Sinne aufschließbaren und produktiv zu machenden Differenz.

Und doch kann auch eine Verkennung damit verbunden sein, die zeit-ontologische Kluft zu einer sprachimmanenten Differenz herabzustoßen, bis dahin, daß die Sprache zu einem autonomen, rein selbstreferentiellen System und Vorgang gemacht wird. Auf logischer Seite besteht die analoge Gefahr, den Unterschied zwischen logischer Zeichensprache und natürlicher Sprache zu verwischen.

An dieser Stelle greift Lochs Einwand. Der unzweifelhaft hermeneutische Gesamtrahmen der Zeit-/Sprach-/Welt-Gegebenheit bedarf nicht nur der immanenten Kritik, sondern auch einer von außen her kommenden Herausforderung und Korrektur. Dies zu betonen, rückt die Mehrdimensionalität und mehrseitige Ausgerichtetheit der Sprache in den Vordergrund. Einerseits ist sie in der Tat ein autonomes Symbolsystem mit immanentem, sich selbst bestimmendem und auslegendem Sinn. Darüber hinaus aber ist sie ein System von Referenzen, das der Bezugnahme auf externe Objekte und Resonanzen dient und diese ein-

---

„Es entsteht nämlich, da so viel von Gestaltung und Umgestaltung gesprochen worden, die Frage: ob man denn wirklich die Schädelknochen aus Wirbelknochen ableiten und ihre anfängliche Gestalt, ohngeachtet so großer und unterschiedener Veränderungen, noch anerkennen sollte und dürfe? Und da bekenne ich denn gerne, daß ich seit dreißig Jahren von dieser geheimen Verwandtschaft überzeugt bin, auch Betrachtungen darüber immer fortgesetzt habe. Jedoch ein dergleichen Aperçu, ein solches Gewährwerden, Auffassen, Vorstellen, Begriff, Idee, wie man es nennen mag, behält immerfort, man gebärde sich, wie man will, eine esoterische Eigenschaft; im Ganzen läßt sich aussprechen, aber nicht beweisen, im einzelnen läßt sich wohl vorzeigen, doch bringt man es nicht rund und fertig. Auch würden zwei Personen, die sich von dem Gedanken durchdrungen hätten, doch über die Anwendung desselben im Einzelnen sich schwerlich vereinigen, ja, um weiter zu gehen, dürfen wir behaupten, daß der einzelne, einsame, stille Beobachter und Naturfreund mit sich selbst nicht immer einig bleibt und einen Tag um den andern klarer oder dunkler sich zu dem problematischen Gegenstande verhält, je nachdem sich die Geisteskraft reiner und vollkommener dabei hervortun kann.“(Über den Zwischenkiefer des Menschen und der Tiere, VIII. Kapitel.)

beziehen muß in den Sprachprozeß, aber nicht aufheben kann in ihm. Die Sprache erfüllt gleichzeitig eine ganze Reihe von nicht aufeinander zurückführbaren Funktionen. Die Beziehung zwischen Bedeutung bzw. Sinn (meaning) und Bezeichnung bzw. Referenz (denotation) ist nicht auflösbar nach der einen oder anderen Seite hin. Bedeutungsverleihung und Namengebung hängen zwar eng zusammen, aber sie sind nicht als dasselbe zu betrachten. Recht verstanden, ist die Sprache eine Freigabe ins Eigenwesen, und doch kann sie auch eine Vereinnahmung sein.

Die Schwierigkeit der hermeneutischen Methode hängt damit zusammen, daß das Verhältnis der Bedeutungs- und der Bezeichnungsfunktion nicht hinreichend geklärt ist. Entweder wird beides zusammengeworfen, oder Wort und Name wird gänzlich voneinander getrennt. In der Sprache verbinden sich beide Tendenzen, und gleichzeitig bilden sie auseinanderlaufende Scheren. Die Sprache kann von der Wirklichkeit entlastet werden und jeden Bezug zu ihr verlieren, so daß sie selber zur doxischen Realität gemacht wird. In diesem Sinne besteht zwischen den beiden Titeln „Wirklichkeitsverlust“ und „Sprachgefängnis“ ein enger Zusammenhang.<sup>17</sup> Auf der anderen Seite stellt die Spra-

---

<sup>17</sup> Die radikale Sprachkritik des ausgehenden 19. Jahrhunderts (Nietzsche, Hofmannsthal, Mauthner u. a.) hat das Gegebensein einer wirklichkeitshaltigen und im Bezug auf Wirklichkeit sich selbst erneuernden Sprache vermißt. Sprache ist Konvention, und die Konventionen haben sich verbraucht. Für die Dichtung der Moderne ergibt sich daraus das Problem, wie man Gesprochenes nicht eben nur weitersprechen, sondern die Sprache selbst noch einmal neu sprechen kann – ohne Rückgriff auf die entleerten, verschlissenen Sprachhüllen einer verbrauchten Bildungstradition und jenseits aller vorgeprägten Formen. Für die dichterische Beschreibung von Wirklichkeit stellt sich damit ein „Nullpunktproblem“, das nicht mehr im Rückgriff auf ältere Sprach- und Bildungstraditionen und d. h. nicht mehr im Sinne des auf ein Vorverständnis zurückgreifenden hermeneutischen Zirkels gelöst werden kann. Mit dem nun einzugehenden Bezug anderer Art ist eine neue hermeneutische Beschreibungsaufgabe gegeben. Eingesehen ist die Ambivalenz der ganzen Lage. Im vor- und zurückgreifenden Zirkelverhältnis läßt sich etwas artikulieren und öffnen – man kann sich darin aber auch verstricken und verfangen. Man den-

che aber auch den Bezug zu den ihr antwortenden Dingen her und bezieht sich darin auf ein Außen, das grundsätzlich nicht in den Binnenraum verfügender Sprache eingeholt werden kann.

Die von logischer wie hermeneutischer Seite erhobene Forderung einer ausdrücklichen Prüfung der Aussagen an der Wirklichkeit ist deshalb nicht von der Hand zu weisen. Loch zieht daraus die Konsequenz, auch das hermeneutische Tun ausdrücklich auf seinen Wirklichkeitsbezug hin zu befragen. Im erkenntnistheoretischen Interesse muß der Verwischung der Sprachgrenzen gewehrt und zwischen Sätzen und Sachverhalten, Aussagen und Tatsachen, Wörtern und Sachen unterschieden werden. Im dichterischen Sprechen zeigt es sich jedoch, wie schwer einer solchen Forderung nachzukommen ist. Formal ausgedrückt, gehört dazu die paradoxe Ineinsetzung eines unverträglich Bleibenden, mit dessen angemessener Fassung Goethe zeitlebens gerungen hat. Jedenfalls muß Sprechen sich dessen vergewissern, daß es die Dinge, über die gesprochen wird, auch wirklich gibt. Ansonsten besteht die Gefahr, Aussagen, die auf keinen Einwand treffen, für bare Münze zu nehmen und davon auszugehen, daß sich der „Macht des Wortes“ alles fügt<sup>18</sup> – und sei es die Gottesfrage und am anderen Ende der Skala die fadenscheinigste Propaganda.

An dieser Stelle könnte der Einwand erhoben werden, daß eine sich recht verstehende Hermeneutik ihren Aussagen ohnehin kritisch gegenübersteht und gar nicht sprach- oder begriffsfetischistisch werden kann. Und doch ist auch bei reflektiertem Bewußtsein nicht auszuschließen, daß, was die Sprache sagt, für wirklich genommen wird.

---

ke z. B. an einen Reisenden mit dem „Baedeker“ in der Hand. Der Reiseführer öffnet den Blick für Sehenswürdigkeiten, und gleichzeitig verstellt er den Blick für anderes, was neben den im Reiseführer beschriebenen „bedeutenden Denkmälern“ am Wege liegt. Am „Nullpunkt“ des Erfahrenkönnens, den der Reisende ja irgendwie einnehmen möchte und weswegen er unterwegs ist, geht es nicht mehr um die Weitertradierung eines Wissensbestandes, sondern um eine genuine Erfahrungsmöglichkeit und um Schulung des eigenen Blicks.

<sup>18</sup> Vgl. Otto Friedrich Bollnow, Die Macht des Worts. Neue deutsche Verlagsgesellschaft mbH Essen 1964 (neue pädagogische bemühungen 17/18).

Hayakawas Feststellung, daß Aussagen als solche noch nicht wirklichsentsprechend sind, muß deshalb in jedem Falle ernstgenommen werden. Solange es um Propaganda geht ist klar, daß, was wirklich der Fall ist, außen vor bleiben muß. Für die Erkenntnisgewinnung hingegen kann auf einen wie immer gearteten Wirklichkeitsbezug der Sprache selbst gar nicht verzichtet werden. Und doch macht es einen methodologischen Unterschied, von welcher Seite her versucht wird, einer solchen sprachtheoretischen Überlegung gerecht zu werden, und in welcher Richtung dabei das Sprachvermögen weiterentwickelt wird.

## 6.2. Zum Verhältnis von logischer und sprachlicher Konstitution von Bedeutung

Was umgangssprachlich, wissenschaftlich und technisch zulässig ist oder nicht, läßt sich aus logischen Gründen allein nicht entscheiden. Es gibt kein definitiv auszumachendes Sinnkriterium für Aussagen, und dem entsprechend unterscheidet sich die logische und die sprachliche Konstitution von Bedeutung. Bedeutungen sind nicht voll zu explizieren und lassen sich nicht rein diskursiv erfassen. Man muß hier schon, um Georg Mischs glückliche Wendung zu zitieren, „Linien im Fließenden ziehen“.<sup>19</sup> Die Logik selbst bietet kein Verfahren an, wie dies inhaltlich zu erreichen und stimmig zu machen ist. Der logische Theoriezusammenhang setzt somit stets auch noch andere Gründe und Argumente voraus, auf deren Grundlage er anwendbar ist. Schließlich verbindet sich auch mit dem logischen Denken selbst die Abschwächung von doxischen Geltungsansprüchen, in welchem Feld auch immer diese vorgebracht werden. Meinungen und Behauptungen lassen sich aus logischen Gründen skeptisch destruieren, ohne dem Skeptizismus in jeder Hinsicht recht zu geben. Um hier Land zu sehen, muß das Meer der Skepsis durchfahren werden, und eben dazu erfüllt die Logik eine unverzichtbare Aufgabe. In ihrer kritischen Funktion weist

---

<sup>19</sup> Georg Misch, *Lebensphilosophie und Phänomenologie. Eine Auseinandersetzung der Diltheyschen Richtung mit Heidegger und Husserl.* Darmstadt 1967, S. 233.

sie hin auf die Symmetrie von Argument und Gegenargument, von Behauptung und Bestreitung. Kraft logischer Asymmetrie macht sie deutlich, daß die Exaktheitsbedingungen logischer Funktionalität sich in semantischen und empirischen Feldern nur mit Abstrichen einlösen lassen.

Um den Sprachzusammenhang in seiner produktiven Leistung zu begreifen, muß man, wie die Etymologie lehrt, von einer wurzelhaften Inkommensurabilität der Sprachbedeutungen ausgehen. Bedeutungen sind selbstübertragend ('meta-phorisch') und können dazu weder in ihrem Verhältnis zueinander noch was ihren Anwendungsbereich betrifft, definitiv bestimmt sein. Nur wenn sie sich unerachtet ihres invarianten Kerns in den verschiedensten Kontexten als anschlußfähig erweisen, können sie ihre Funktion erfüllen. Die oft gestellte Frage, welche Bedeutungseinheit als abgeschlossen betrachtet werden könne: ein Wort? ein Satz? ein Gedankengang? ein Werk? ein Überlieferungszusammenhang? eine Weltanschauung?, läßt sich grundsätzlich nur in Annäherungen und je nach dem Zweck des Abschließens beantworten. Würde man versuchen alle sprachlichen Gebilde logisch-äquivalent und *salva veritate* füreinander substituierbar zu machen, so könnte nur Nonsens dabei herauskommen.

Sprachliches läßt sich übersetzen, aber nicht ersetzen. Damit kommt die Sprache notwendig in Konflikt mit den Prinzipien einer aussagenlogischen und/oder prädikatenlogischen Rekonstruktion. Schon in den einfachsten Fällen muß als Bedingung logischer Funktionalität nicht nur eine Bedeutungsgleichheit, sondern auch eine Isomorphie der formalen Satzstruktur gegeben sein und als Bedingung der Substituierbarkeit gefordert werden (dtsch. „Die Erde ist rund“ – engl. „The earth is round“). Aber auch bei eng verwandten Sprachen bleibt die wechselseitige Abbildbarkeit der Bedeutungsinhalte, die Isomorphie der sprachlichen Strukturen und Deckung der Interpretationsbereiche ein Postulat, das nur in wenigen Bereichen – z. B. bei stark technisch bestimmten oder terminologisch festgelegten Sachverhalten – in Annäherung erreicht wird. Das Programm einer logischen Rekonstruktion ist aus in der Logik selbst liegenden Gründen also gar nicht realisierbar. Die logisch funktional werdende Substitution isomorpher und bedeutungs-

gleicher Ausdrücke setzt eine in sich abgeschlossene und kontextunabhängig gewordene Bedeutung voraus, die es in keiner Sprache gibt und aus guten Gründen auch gar nicht geben kann.

Es braucht deshalb nicht zu verwundern, daß sich im Versuch, natürliche Sprachen logisch zu rekonstruieren, die Schwierigkeiten häufen und jeder Lösungsversuch immer nur die Unlösbarkeit der Aufgabe demonstriert. Ein bedeutungshaltiger Term bzw. Satz ist mit logischer Stringenz durch einen anderen Sprachausdruck nur austauschbar, wenn dadurch weder die Satzstruktur noch die Intension (die Bedeutung bzw. der Sinn) des Ausdrucks verändert wird. Gleiches muß dann aber auch für alle größeren Aussagenzusammenhänge gelten, in denen der betreffende Ausdruck vorkommt bzw. in die er eingesetzt werden kann. Am schwierigsten wird die Sache, wenn irreduzibel komplexe Sprachausdrücke, wie z. B. dichterische Prägungen und Werke einer logischen Behandlung zugeführt werden sollen. Schließlich zeigt das Problem der Übersetzung, daß hier von struktureller Isomorphie und semantischer Deckungsgleichheit grundsätzlich nicht mehr ausgegangen werden kann. Damit ist der Traum einer logischen Universalsprache ausgeträumt, die beansprucht bedeutungsdefinit und bedeutungser-schöpfend zu sein.

Bedeutungsbeziehungen der Forderung logischer Analytizität anzunähern verlangt, die wechselseitige Substituierbarkeit vermeintlich gleichbedeutender Ausdrücke in beliebigen Kontexten zum Prinzip der Sprachentwicklung zu machen, ohne daß der Sinn des einzelnen Elements und seine Stellung im Ganzen verändert wird. Ob und wie weit eine solche Suche nach logischer Invarianz *theoretisch* Sinn macht und zu welchen Einsichten sie führt, bleibt abzuwarten. Sicher ist jedoch von vornherein, daß eine prinzipielle Schranke dabei nicht überwunden werden kann. Wie immer perfektioniert, ist eine logische Begriffssprache nicht auf die natürlichen Sprachen anwendbar und auch den Wissenschaftssprachen nur begrenzt vorschreibbar. Doch selbst wenn das Programm realisierbar wäre, müßten sich erkenntnistheoretische Bedenken dagegen erheben. Seine Durchführung würde, konsequent auf die Sprachen angewendet, sie ihrer schöpferischen Potenz berauben und ihnen jeden Erkenntniswert nehmen.

Hier kommt wiederum dem Faktor „Zeit“ eine zentrale Schlüsselstellung zu. Logik, Sprache und Begriffsbildung entfalten ihre Potenz nicht in der repetitiven Subsumtion des „Gleichen unter Gleiches“. Ihre Produktivität liegt vielmehr in dem sich selber organisierenden, explizierenden und reflektierenden Prozeß einer sich diskursiv artikulierenden Beziehung, für die das Moment der Abwandlung („Ungleiches durch Ungleiches“) ebenso konstitutiv ist wie die sich im Sinne des „Gleichen“ durchhaltende Bestimmung. Bedeutungsidentität *und* Bedeutungsdivergenz, sich gegenseitig erprobend in wechselnden Beziehungen und variierenden Kontexten, ist ein wesentliches Agens der Sprache, die mit Mitteln der Metaphorik – weniger mit Definitionen – arbeitet und in höherem Maße interpretiert als subsumiert.

Die Produktivität der Metaphorik liegt in der Elastizität der Bedeutungen und ihrer Anschlußfähigkeit an fließende Kontexte. Diese Beweglichkeit verträgt sich durchaus damit, daß Sprachbedeutungen einen nicht modifizierbaren Kern haben und ihre sensible Sphäre nicht beliebig ausdehnbar ist. Sprachlich-metaphorische Bedeutungsnetze bilden ein elastisches Medium und modifizieren in offenen Verbindungen einen zwar wohlgestalteten, aber nie definitiv zu machenden Sinn. Das Zusammenspiel von Festigkeit und Beweglichkeit macht die Sprache geeignet für die Artikulation eines Sinns, der als resonanzfähiger Hintergrund unbestimmt bleiben muß, um bestimmt werden zu können. Der Gegenstand der Sprache ist ein Nichtsagbares, das zur Sprache kommen will und, indem es ausgesprochen wird, ein Nichtsagbares bleibt. Erst im Sagen des Nichtsagbaren erfüllt die Sprache ihre eigentliche Übertragungsfunktion. Sagbare Worte stoßen auf unsagbare Resonanz und können dadurch wirklichkeitshaltig werden. Für ihre Genese und Weiterentwicklung ist das Prinzip der Unbestimmtheit ebenso konstitutiv wie das Prinzip der Bestimmtheit. Auf beiden Seiten gibt es ein Ungeföhres und ein Genaues.

Die Sprache folgt somit einem anderen Grundmodell als die Logik. Sie wird verfehlt, indem ihre konstitutive Mehrdimensionalität in vermeintlich eindimensionale Sachverhalte aufgelöst wird. Das  $\eta\rho\omega\tau\omicron\nu$   $\psi\epsilon\ddot{u}\delta\omicron\varsigma$  des alten Gebrauchs der Logik ist ihr Reduktionismus und der damit verbundene Versuch, alles so einzurichten und zu bestimmen,

daß es subordiniert und kontrolliert werden kann. Auch wenn sie zur Propaganda verwendet wird, fügt sich die Sprache einem solchen Herrschergestus nicht und entlarvt diesen vielmehr in seiner Hohlheit als das, was er ist.

Hinzu kommen die bereits genannten formalen Gründe, die gegen eine logische Rekonstruktion sprachlicher Bedeutung sprechen. Die Definition der Synonymität von Bedeutungen gemäß dem logischen Kriterium der Analytizität erweist sich, was das Unternehmen einer durchgängigen logischen Rekonstruktion semantischer Sprachfelder betrifft, nicht nur als undurchführbar, sondern auch als im schlechten Sinne zirkelhaft. Es muß hier zuvor schon festgelegt worden sein, was allererst Ergebnis einer Analyse bzw. Interpretation sein kann. Der Logiker erzeugt damit einen Sachverhalt, den Langford das „Paradox der Analyse“ genannt hat. Entweder analysandum und analysans meinen dasselbe, dann ist die Analyse trivial, oder sie haben verschiedene Bedeutung, dann ist sie im logischen Sinne inkorrekt und unvollziehbar. In bezug auf den Zeichenzusammenhang läßt dieselbe Aporie sich so ausdrücken, daß dieselben Zeichenfolgen entweder gleichlautend repetiert werden, und dann bietet der Fortgang keinen Erkenntnisgewinn. Enthalten die Folgesätze aber zeichen- und bedeutungsverschiedene Ausdrücke, dann können sie nicht mehr gleichgesetzt werden und eine logisch korrekte Fortsetzung wird unmöglich.

Schon aus rein formalen Gründen kommt man an dieser Stelle an unübersteigbare Grenzen der Formalisierung. Um hier weiterzukommen, wäre vordringlich das Verhältnis von Wahrheit und Geltung zu klären.<sup>20</sup> Bedeutungen haben eine Geltung, aber sie sind als solche nicht wahr. Aber auch die Logik kann vom Begriff der Wahrheit lediglich einen formalen Gebrauch machen, insofern Wahrheit durch Übereinstimmung mit sich definiert ist und Wahres sich nicht widersprechen kann. Nur weil die logisch-analytische Transformation sich ausschließlich auf den bereits entschiedenen Wahrheitswert der in sie eingehenden Sätze bezieht, ist sie vermöge der Substituierbarkeit der Wahrheitswerte füreinander auch durchgängig formalisierbar. Hierbei

---

<sup>20</sup> Dazu mehr S. 321 ff.

wird jedoch noch eine zweite, ontologische Wahrheitsannahme unterstellt: daß Wahres sich nicht nur verträgt, sondern auch sich selber gleich bleibt. Solange die logische Form sich zeitlos versteht, braucht der „Faktor Zeit“ nicht mit in Betracht gezogen zu werden. Und doch muß „Wahrheit“ und „Zeit“ zusammengedacht werden. Wahres macht zu sich selber in der Tat keinen Unterschied, es verträgt sich und kommt mit sich überein – wie immer fließend und verschieden gelagert die Kontexte auch sein mögen. Der Preis des dogmatischen, unbezüglichen Geltendmachens von Wahrheit ist, daß man in der logischen Praxis über hypothetisch unterstellte Wahrheitsannahmen gar nicht hinauskommt und de facto auch das an sich Unstrittige noch in den Streit der Meinungen ziehen muß. Es entsteht das Paradox, daß um die Wahrheit Kriege geführt werden, die in der Wahrheit selbst und mit ihrer Kenntnis gar nicht statthaben dürften. Was wahr ist, läßt sich nicht bekämpfen und hat weder ein Pro noch ein Contra. Einen Krieg für die Wahrheit kann nur der Unwissende führen, und dieser steht dann auf beiden Seiten.

Ein Bedeutungszusammenhang hingegen kann nicht wie die Wahrheit ontologisch begründet werden; er verdankt sich und seine Geltung den verschiedensten Motiven. Auch kann er nicht in gleicher Weise wie das Wahre widerspruchsfrei gemacht werden, was hieße, die Bedeutungs­differenz zu ignorieren und damit die Funktion der Bedeutung überhaupt an die zweite Stelle zu rücken. Bedeutungen sind Intentionen, die sich in Worte kleiden und Geltung haben wollen, wobei es oft genug nur um Macht und Propaganda geht. Leitend ist hier das Prinzip der Differenzbildung und nicht, wie für die Logik, das Prinzip der Identität.<sup>21</sup> Die für die Explikation von Bedeutung konstitutive, produktiv zu machende Differenz kann also gar nicht in einen identitätslogischen Zusammenhang eingeholt werden. Was eine Bedeutung haben soll, wird dem Prinzip logisch-äquivalenter Substituierbarkeit von allem und jedem nicht gerecht.

Und doch läßt Bedeutung und Wahrheit sich nicht auseinanderdividieren, so daß man sagen könnte: Bedeutung ist nicht wahr, und was

---

<sup>21</sup> Vgl. Derridas Begriff der „différance“.

wahr ist bedeutet nichts. Differenzbildung kann einen positiven (verbindenden) und einen negativen (ein- und ausgrenzenden) Sinn haben. Ersteres öffnet sich für die Wahrheit, Letzteres verschließt sich vor ihr. Gemäß ihrer positiven oder negativen Bedeutung unterscheidet sich die Art und Weise, mit den Dingen umzugehen. Und doch gibt es für beides nur *eine* Wahrheit. Differenzbildung zum Unfreimachen und Differenzbildung um der Freiheit willen kann sich deshalb nur in den *Mitteln* unterscheiden, mit denen die eine oder andere Intention ins Werk gesetzt wird. Auch wenn die Freiheit verletzt wird, ist ihre Wahrheit dadurch nicht betroffen.

Mit der Unterscheidung von logisch-ontologischer Wahrheitsverträglichkeit und sprachlich-kommunikativer Bedeutungsübertragung kann noch einmal der Unterschied zwischen dem herkömmlichen Gebrauch der Logik und der Funktionsweise natürlicher Sprachen markiert werden. Für die logisch-analytische Beziehung ist äquivalent (d. h. in allen Kontexten *salva veritate* austauschbar), was denselben Wahrheitswert hat und sich im übrigen verhalten mag, wie es will. Wahrheit ist logisch verstanden ein *formal* einigendes Prinzip, das die im Mißverstand geltend gemachten Differenzen ignoriert, im rechten Verstand sie aber zu nähren und zu entwickeln imstande ist. Für beide Verwendungsweisen gilt, daß Wahrheitswerte als erfüllende Argumente in bezug auf die inhaltlichen Bedeutungsdimensionen neutral sind und das heißt, sie tragen in deren Zusammenhang keinen Unterschied hinein – es sei denn, daß ein solcher Unterschied aus welchen Motiven auch immer gemacht wird und der Bedeutungszusammenhang mit einem Widerspruch behaftet ist. Für die Logik genügt das Kriterium der Widerspruchsfreiheit, um sie operational zu machen. Der formale Gesichtspunkt: Widersprüchlichkeit oder Widerspruchsfreiheit? läßt sich für Bedeutungsdimensionen aber gar nicht geltend machen und kann solche weder generieren noch aufheben. Weder der Gesichtspunkt Widersprüchlichkeit noch die Forderung der Widerspruchsfreiheit gibt für die Ausgestaltung von Bedeutung einen hinreichenden Bezugsrahmen her.

Wo versucht wird, auch die Bedeutungsdimension dem Prinzip der Widerspruchsfreiheit zu unterwerfen, verschließt sie sich und gibt ihre Bedeutung nicht mehr her. Die der Quantifikation unterworfenen Be-

deutung bleibt leer, und der eintretende Widerspruch offenbart nicht mehr seinen Sinn. Logisch gesehen und wahrheitstheoretisch durchleuchtet, ist das Thema „Sprache“ und „Bedeutung“ somit zugleich gefangen und freigestellt. Von allen Seiten her umstellt und beansprucht, muß Sprachliches aus und durch sich selbst eine Antwort auf diese zwiespältige Lage finden. Willkürlich kann diese aber nicht getroffen werden. Für das Freigegebene wird hier vielmehr ein anderes Moment einschränkend: daß Bedeutungen sich nicht einfach (wie in Platons Taubenschlag) aus der Luft greifen oder (wie im Gehabe des Machtmenschen) aus den Fingern saugen lassen. Willkür ist im Reich der Bedeutung nicht am Platz. Und doch kann, was bedeutungsgebend ist, nicht den Ort des Wirklichen einnehmen, sich aber auch nicht gänzlich von diesem ablösen. Ein Wirklichkeitsbezug der Sprache ist gegeben, auch wenn er nicht unmittelbar geltend gemacht werden kann. Weder ist die Sprache verrätselt, noch läßt sie sich zur Keule machen. Und doch muß in ihr auch mit einem solchen Sowohl-als-auch gerechnet werden.

Die Freigabe von Sprache und Bedeutung bedeutet nicht, bei der Artikulation von Bedeutung auf logische Stimmigkeit überhaupt zu verzichten. Auch die Explikation von Bedeutung geschieht entlang von 'Identitätslinien', die sich jedoch durchaus vertragen mit einer 'Unbestimmtheit des Sinns'. Nimmt man die beiden Aspekte Gleichheit bzw. Konstanz und Verschiedenheit bzw. Abwandlung der Bedeutung zusammen, so läßt die Bedeutungsrelation sich als eine differenzbildende und vermöge der Differenz wiederum einholende Beziehung fassen. Das Bild dafür ist die Doppelschleife ( $\infty$ ). In der Sprache ist von vornherein ein selbstreflexiver Modus mitgegeben, der auch die Erfahrung kennzeichnet, dem Lernen eigen ist und alle drei Sachverhalte eng miteinander verbindet.

Damit erhält nicht nur das auf sich selber zurückbezogene, sich selbst interpretierende Bedeutungsfeld, sondern auch das sich aus ihm abstrahierende logische Feld eine Reflexionsstruktur. In beiden Fällen bewegt man sich in Kreisen von Kreisen, in Spiralen und Doppelspiralen, in Schleifen und Doppelschleifen weiter. Eine solche ineins durch Identität und Differenz bestimmte Beziehung verliert ihre Eindeutigkeit, und

auch die Begriffe wandeln sich noch in ihr. Das heißt, die Logik an das Leben anzuschließen.

### 6.3. Die selbstreflexive Verbindung von Aussage und Sachverhalt im hermeneutischen Verfahren

Aussagen sind weder bezugslos zur Wirklichkeit, noch eo ipso wirklichkeitsentsprechend. Solange von logischer Seite der Bezug zur Erfahrungsbasis für den Prozeß der Theoriebildung selbst nicht in Anspruch genommen wird, steht der Empiriker in der Gefahr, unkontrollierte Erfahrung in die Hypothesenbildung einfließen zu lassen. Um dem zuvorzukommen, bietet das hermeneutische Theorieverständnis ein (selbst-)reflexives Modell der Erkenntnisgewinnung an. Wenn in jedem Falle vorwissenschaftliche Erfahrung in den Theoriezusammenhang eingeht, muß dies in reflektierter Weise geschehen und einer kritischen Revision unterzogen werden. Verlangt ist, nach allen Seiten hin die Augen offenzuhalten. Und doch ist mit dem Rückgang auf Erfahrung nicht automatisch ein Wirklichkeitsbezug hergestellt. Hermeneutisch aufzuklärende Aussagen enthalten zwar eine Erfahrung, von der jedoch die Frage ist, ob sie auch wirklichkeitsentsprechend ist.<sup>22</sup> Klargestellt ist zunächst nur, daß der Gegenstand wissenschaftlicher Forschung nicht in Aussagen einerseits und Sachverhalte andererseits zerlegt werden kann. Beide können nur miteinander in einem rekursiven, sich selbst noch einmal aufnehmenden Erfahrungsprozeß gewonnen und mit einer darauf bezogenen Theoriebildung in Verbindung gebracht werden. Theoretische Aussagen fassen Sachverhalte ja nicht di-

---

<sup>22</sup> Die Phänomenologie hat mit einer solchen Doppelstöckigkeit einerseits originären, andererseits bereits verarbeiteten Erfahrung Ernst gemacht und Gewinn aus der Erforschung der zweiphasigen Genese von Erfahrung gezogen, Vgl. Burkhard Liebsch, *Geschichte im Zeichen des Abschieds*. Wilhelm Fink Verlag 1996, S. 19 ff. Ders. (Hg.), *Hermeneutik des Selbst – Im Zeichen des Anderen*. Zur Philosophie Paul Ricœurs. Verlag Karl Alber Freiburg/München 1999; darin insbesondere die Einleitung: „Fragen nach dem Selbst – im Zeichen des Anderen“, S. 11-43.

rekt, sondern vermittels anderen Aussagen über diese, und das heißt, ihr Gegenstand ist selbst schon ein Verhältnis von Aussage und Sachverhalt.

Daß der Zeitverlauf in diesem Ineinander und Gegeneinander von Aussage und Sachverhalt eine wesentliche Rolle spielt, liegt auf der Hand. Die Verschränkung beider Seiten trägt dem Prozeßcharakter der Erkenntnis Rechnung, in dem Produktivität mit Rezeptivität eng verbunden ist und eins nicht ohne das andere sein kann. Der die Zeit einschließende Zirkel von Zirkeln von Zirkeln kann nicht mehr produktiv werden, wenn Aussage und Sachverhalt getrennt behandelt und erst nachträglich aufeinander bezogen werden. Für den Logiker resultiert daraus ein Dilemma, kann er doch mit Zirkelverhältnissen als solchen nichts anfangen. Hypothesen müssen dann der einzige Zugang zur Wirklichkeit sein, und gleichzeitig dürfen sie deren Implikate noch nicht enthalten, soll das Ergebnis der Hypothesenprüfung nicht bereits vorweggenommen werden. Die Theoriebildung wird zum Geschäft eines reinen Denkens, das entfernt von der Wirklichkeit eine Annahme bildet und dann erst überprüft, ob ihre Wirklichkeitsgeltung sich nachweisen läßt.

Doch ob man will oder nicht, man ist in Zirkelverhältnisse eingelassen. Die Hermeneutik nimmt den Zirkel auf und setzt ihn produktiv um. Wenn es keine Möglichkeit gibt, Erkenntnis durch einen „archimedischen Punkt“<sup>23</sup> abzusichern, reichern Erkenntnisse ihren Wirklichkeitsgehalt durch sukzessives, vertiefendes Eingehen in das Verhältnis von Aussage und Sachverhalt an. So braucht das Verständnis menschlichen Verhaltens ein unmittelbares Beteiligtsein, dazuhin aber auch eine Reflexion auf dessen Motivation und soziale Bedingtheit, und auch noch auf andere, weniger offensichtliche Gründe und Rahmenbedingungen. Nur durch ein umfassendes Verstehen der individuellen

---

<sup>23</sup> Vgl. dazu O. F. Bollnow, Über die Unmöglichkeit eines archimedischen Punktes in der Erkenntnis. Erschienen in: Archiv für die gesamte Psychologie, 116. Jg. 1964, S. 219-229 (Festschrift für Albert Wellek). Ders., Philosophie der Erkenntnis. Das Vorverständnis und die Erfahrung des Neuen. Kohlhammer Verlag Stuttgart 1970 (Urban Taschenbücher 126).

und transindividuellen, sozialen und transsozialen Kontexte kann verhindert werden, daß ein nicht hinreichend erweitertes und vertieftes Vorverständnis zu einer voreiligen Theoriebildung führt und deren Interesse nicht verborgen werden kann. Schließlich verlangt die Objektivierung eines gegenständlichen Zusammenhangs eine Selbstobjektivierung des Forschers, der immer mit von der Partie ist und auf den Prozeß einwirkt, den er analysiert. Die subjektive Seite eines Vorhabens in den Blick zu nehmen ist deshalb oft viel wichtiger als die Frage, wie man die Sache unabhängig von sich selber macht. Der Mensch ist in seiner Bewußtseinsentwicklung noch nicht so weit, die Dinge selber sprechen zu lassen.

Nur das Außerachtlassen eines umfassenden Verstehensrahmens kann den empirischen Wissenschaften den Anschein geben, als könnten sie zu eindeutigen Aussagen und technisch verwertbaren Gesetzmäßigkeiten kommen. Wenn es nicht möglich ist, jedem Element der Aussage ein Element in der Wirklichkeit zuzuordnen, kann von einer irreduziblen Kontextualität auch gar nicht abgesehen werden. Die hermeneutischen Konzeptionen erweisen sich von daher als beziehungsreiche Ausformungen lange geübter Aktivitäten, in denen Erfahrungsmomente und Denkkakte sich immer von neuem aufeinander beziehen und sowohl disziplinieren als auch freisetzen. Das ganze Leben ist der hermeneutische Erfahrungs-, Denk- und Handlungsgrund, ohne den Theoriebildung gar nicht auskommen kann.

Unbegründet ist damit die Forderung, ein Denkbereich müsse sich in der Anwendung auf die Wirklichkeit instrumentell bewähren. Die im Interesse der Machbarkeit entwickelte Technik ist eine Eigenwelt, in der zunächst nicht danach gefragt zu werden braucht, wie es sich in Wirklichkeit damit verhält. Wer etwas machen kann, braucht es nicht auch zu verstehen. Mit dem Hinweis auf die Abspaltbarkeit machbarer Dinge kann dem Vorurteil begegnet werden, Theoriebildung verbände sich von vornherein mit einem technischen Interesse und zielte auf die Beherrschung von Abläufen mittels eines prognostisch verwendbaren Wissens. Die historisch gegebene, unhinterfragte Kontinuität von Magie, Machtdenken und Technik muß unterbrochen werden, soll das Wissen zu einem Verstehen werden können.

Nichts gegen Technik, aber es gibt ja auch Techniken, die mit den Dingen arbeiten und nicht gegen sie. Selbstverständlich ist das bei der Energietechnik, oft vernachlässigt aber beim Tierexperiment und beim „human engineering“. Die am weitesten reichende Technik wäre das Selbstexperiment, aber darüber weiß der Mensch noch zu wenig und ist auch noch nicht bereit, sich einem solchen auszusetzen. Anlaß zum Selbstexperiment gäbe es genug, z. B. im Umgang mit Krankheiten und Schmerzen. Aber gerade hier zeigt es sich, wie sehr die Menschen noch gegen etwas und nicht mit etwas arbeiten. Sie kämpfen gegen die Krankheit, anstatt sie als vom Körper induzierten Selbstheilungsprozeß zu betrachten und Schmerzen als Energiekonzentrationen zu nutzen. Hier verwundert, wie sehr die klarsten Sachverhalte verunklart sind; nur bei Kinderkrankheiten oder Fieber denkt man noch positiv.

#### 7. Methodologische Konsequenzen aus dem Gesichtspunkt der offenen Verschränkung von Erfahrung, Aussage und Sachverhalt

Im logischen Sinne wird eine nicht weiter aufklärbare und auch nicht produktiv zu machende Kluft zwischen Sachverhalt und Aussage gelegt, was den Gedanken vom Gegebenen abspaltet und zu einem Begriffsformalismus bzw. Begriffsidealismus führt. Hermeneutisch verstanden halten Erfahrung, Beschreibung und Verstehen sich diesseits der Alternative von Begriffsrealismus und/oder Begriffsformalismus. Von hermeneutischer Seite wird betont, daß Sätze zwar nicht mit der Sache selbst gleichgesetzt werden können, aber doch eine Erfahrung mit dieser in sie eingeht. Indem der Hermeneutiker sich auf eine genuine (Selbst-)Erfahrung bezieht und eine kritische Distanz zu deren bereits doxisch verarbeiteten Formen einnimmt, geht er das Verhältnis von Aussage und Sachverhalt immer von neuem ein, so als ob es sich noch gar nicht eingespielt hätte.

Mit anderen Worten wird von hermeneutischer Seite das Verhältnis von Aussage und Sachverhalt als ein sich ausarbeitendes Differential verstanden, vergleichbar dem Verhältnis von Implikation und Explikation. Vermöge der Zeit ist beides in einem offenen, selbstrekursiven Prozeß miteinander verschränkt. Voraussetzung für die Gewinnung

von Erkenntnis ist ein in der Sprache bereits mitgegebener Wirklichkeitsbezug, und nur ein solcher kann den hermeneutischen Zirkel zurückbinden an das sich wirklich vollziehende Verhältnis von Implikation und Explikation. Auch wenn Aussagen die Wirklichkeit nicht adäquat abbilden, sind sie doch nicht ohne Wirklichkeitsbezug zustande gekommen. Sprachgebilde wären gar nicht verstehbar, wenn man nicht schon etwas aufgenommen und verstanden hätte von dem, was in und vermöge der sprachlichen Fassung auf ein außer ihr Liegendes verweist. Das heißt, daß die Sachverhalte und ihre Hintergrundkontexte erst durch die Vermittlung der Sprache erschlossen werden können. Dies gilt auch schon für die Beobachtung und ihren vermeintlich direkteren Wirklichkeitsbezug. In allen Fällen ist die Sprache auf ihr eigenes Struktur- und Bedeutungsgefüge zurückbezogen und auch in ihrem Zeigeaspekt nicht auf bloße Konstatierungen reduzierbar.

Selbst der logisch rekonstruierte Datenpositivismus unterscheidet zwischen sog. Basissätzen, die sich zur Falsifikation von Gesetzesannahmen eignen, und unmittelbaren sinnlichen Gegebenheiten (Russells „red here now“), die als solche logisch noch gar nicht behandelbar sind. Wenn aber in jedem Fall ein Beschluß darüber gefaßt werden muß, ob die Annahme eines Basissatzes durch das Insgesamt der verfügbaren Erfahrungswerte ausreichend motiviert ist, ist der darin liegende Zirkel offenkundig. Die Anwendung einer Theorie setzt eine Einigung über die Tatsachen voraus, und diese erfolgt wiederum im Rahmen des theoretischen Ansatzes und Zusammenhangs.

Man muß das Ganze also grundsätzlich von zwei Seiten her und nach zwei Seiten hin lesen und sowohl auf den Bezug als auch auf die Abgrenzung von Sprache und Wirklichkeit achten. Die Sprache faßt Wirkliches so, wie es sich der Sprache gibt. Dies verlangt nach beiden Seiten hin Affirmation und Kritik. Es handelt sich um eine sich gegenseitig abtastende und abfühlende Differenz, in die stets ein Vorverständnis eingeht, aber nicht unter der Hand durchsetzen darf.

Aus dem hermeneutischen Zirkel kommt man also gar nicht heraus. Im Sinne eines Zirkels von Zirkeln bleibt der Forschungsprozeß eingebettet in einen umfassenderen Lebenszusammenhang, der denkend aufgeklärt und wissend versucht sein will, ohne sich vollständig objekti-

vieren zu lassen. Welche Tatsache theoretisch relevant erscheint, richtet sich nach einem Vorverständnis, das nicht zur Gänze explizit zu machen ist und eben deshalb vorausgesetzt werden muß. Die Theoriebildung selbst baut auf Grundlagen auf, die nicht wiederum in den Theoriezusammenhang fallen und in ihn ohne Rest auflösbar sind. Erkenntnis insgesamt ist ein Lebensverhalten und von einem solchen auch gar nicht zu entbinden. Es gibt ein reines Denken, aber keine reine Theorie. Ein allmählich sich entwickelndes und korrigierendes Verständnis ist vorausgesetzt und kann den gewählten Begrifflichkeiten nicht äußerlich bleiben. In diesem Sinne enthält auch der Begriff immer mehr als einen Begriff.

#### 8. Zum eigenartigen Verhältnis von Ausschließung und gleichzeitiger Angewiesenheit der beiden methodologischen Verfahren aufeinander

Logische und hermeneutische Begriffsbildung lassen sich als miteinander konkurrierende methodologische Konzepte weder gegeneinander ausspielen noch ohne weiteres miteinander verbinden. Wenschon sie im konkreten Erkenntnisvollzug stets verbunden sind und verbunden sein müssen, besteht gleichwohl, was ihre Rahmenbedingungen und das mit ihnen verbundene Erkenntnisinteresse betrifft, ein innerer Antagonismus, der dazu führt das hermeneutische Anliegen preiszugeben, um den Weg logischer Rekonstruktion einschlagen zu können. Mit der Gegenläufigkeit der methodologischen Verfahren verbindet sich für beide Seiten eine Verlegenheit. Die logische Form der Darstellung von Wirklichkeit in geschlossenen Aussagensystemen erscheint für den Hermeneutiker als kurzschlüssig, und umgekehrt kann der Logiker mit der hermeneutischen Zirkelproblematik und den damit verbundenen Unschärferelationen offener Verhältnisse nichts anfangen. Die logische Theoriebildung muß hermeneutische Gesichtspunkte ausschließen, um sich selber formieren zu können, und umgekehrt sind die hermeneutischen Verfahren sich dessen bewußt, daß sie den logischen Standards nicht genügen.

An dieser Stelle stellt sich das logisch-ontologische Problem, wie Ausschließung und gleichzeitige Angewiesenheit aufeinander ins Verhält-

nis gesetzt werden können. Eine einfache Vermittlung im Rückgang auf einen gemeinsamen Grund ist hier nicht mehr möglich. Mit der methodologisch herausgetriebenen Inkongruenz, ja Inkommensurabilität stellt sich zunächst die Frage, wie beide Verfahren sich hinsichtlich der metalogischen Gesichtspunkte Symmetrie und Asymmetrie zueinander verhalten. Grundsätzlich nicht verbindbare Verfahren schließen sich gegenseitig aus und stehen insofern symmetrisch zueinander, während eine lediglich von einer Seite her gegebene Ausschließung ein asymmetrisches Verhältnis der Umfassung nahelegt. Der Gesichtspunkt der Asymmetrie kann hier also weiterführen. Während es sich von logischer Seite her betrachtet um einen dedizierten Ausschluß des Hermeneutischen handelt, kann es sich beim hermeneutischen Verfahren nicht umgekehrt um einen Ausschluß des Logischen handeln. Daß es einen einseitig geltend zu machenden Vorrang gibt, ist ein alternativlogisches Postulat, wohingegen sich im hermeneutischen Verfahren Gegenläufigkeit und Zusammengehörigkeit nicht widerstreitet.

Damit stellt sich die Frage nach den logischen Prinzipien im hermeneutischen Verfahren selbst, die sich der Logik der Alternativen versperren, im erweiterten logischen Feld aber gegeben sind. Wenn eine allzu restriktiv gehandhabte Logik die Hermeneutik ausschließt, aber nicht umgekehrt, müssen die in der Hermeneutik zur Anwendung gebrachten, weniger einschränkenden logischen Prinzipien ans Licht gehoben werden. Es bedarf einer Logik der Hermeneutik. Wie die Analyse des menschlichen Verhaltens im ersten Kapitel gezeigt hat, kann eine logisch-hermeneutische „Doppelbelichtung desselben“ auch im negativen Verhältnis höchst aufschlußreich sein. Beide Optiken sagen etwas aus über das menschliche Verhalten, wenn sich herausstellt, daß dieses weder ausschließlich durch Reaktivität noch allein durch Spontaneität und Selbstbestimmung gekennzeichnet ist und vielmehr gleichzeitig durch beides definiert werden muß. Reaktivität gibt es, Spontaneität auch; wer menschlichem Verhalten gerecht werden will, kann nicht die eine Gegebenheit auf Kosten der anderen zur Geltung bringen. Und doch macht der darin liegende Antagonismus eine Verhältnisbestimmung höchst schwierig.

Eine hypothetisch-deduktive Theoriebildung kann es sich hier leichter machen, wenn sie sich auf die logische Seite stellt, ohne das Mitgebensein einer hermeneutischen Seite deshalb in Abrede zu stellen. Und doch liegt in einer solchen Vorentscheidung die Gefahr, den Blick für die sozialen und geschichtlichen Bezüge eines Verhaltens zu verlieren und das Moment individueller Selbstdarstellung in diesem nicht mehr zur Geltung zu bringen. Die zur logischen Theoriebildung erforderlichen Allgemeinbegriffe erscheinen neutral und sind doch, näher besehen, nichts weniger als das. Die wesentlichen Faktoren eines Verhaltens geraten so in Vergessenheit, und den Menschen halbierende, äußerliche Aspekte bestimmen den Ton. Und wer nur an den großen Gang der Geschichte denkt, stellt sich noch nicht die Frage, ob nicht die Individualbiographie Geschichte schreibt.<sup>24</sup>

Bei der theoretischen Beschreibung und experimentellen Erforschung von Naturvorgängen kommt die darin liegende Differenz im Grundansatz nicht so deutlich zum Vorschein – aber nur solange man hier davon ausgeht, daß nichts bei sich selbst beginnt, also auch nicht aus sich selbst heraus verstanden zu werden braucht. Alles kann dann durch seinen äußeren Bedingungs-zusammenhang und/oder durch ein diesen repräsentierendes höheres Prinzip erklärt werden. Dabei ist noch keineswegs ausgemacht, welches Prinzip hier zur Anwendung gebracht werden kann. Nur wenn das Naturwesen, in dem sich wie beim Menschen eine Individualität verkörpert, *kein* Selbst-Wesen hat, also auch nicht aus sich selbst heraus verstanden werden kann, ist sein Dasein in einen äußeren Bedingungs-zusammenhang hinein auflösbar. Und nur solange die Determinanten des Naturgeschehens *nicht* bekannt sind, lassen sich solche im Sinne einer logischen Voraussetzung unterlegen. Die Frage ist also nicht von der Hand zu weisen, ob es nicht bereits ein fundamentales Mißverständnis ist, einen allgemeinen Bedingungs-zusammenhang äußerer Determinanten für hinreichend zu erachten, nur weil seine Form der logisch präjudizierten Form eines determinieren-

---

<sup>24</sup> Der Slogan, daß große Männer Geschichte schreiben, verweist auf das biographische Moment und sagt doch noch nichts darüber aus, wie hier historische Größe zustandekommt.

den Allgemeinen entspricht. Über den begrifflichen Status eines Vorurteils ist die Determinismusdebatte nicht hinausgekommen, wiewohl zunehmend erkannt wird, daß der Determinismus auf die in der modernen Physik und Biologie gestellten Fragen keine befriedigende Antwort mehr gibt. Nicht nur das Ganze, sondern auch die einzelnen Vorgänge sprechen viel mehr für ein Nichtdeterminiertsein als für den Determinismus.

Das heißt, daß über methodologische Fragen erst dann sachgerecht entschieden werden kann, wenn die ontologische Sachlage hinreichend geklärt ist. Ein Paradigmenwechsel kann nicht einfach vom Zaun gebrochen und wie eine wissenschaftliche Mode behandelt werden, der man sich anschließen kann oder auch nicht. Ein wissenschaftstheoretisches Paradigma muß in der Wirklichkeit selbst begründet sein. Folglich kann auch ein Wechsel des Paradigmas sich nur darauf berufen, mehr über die Wirklichkeit zu wissen. Und in der Tat spricht viel mehr für selbstregelnde und sich aus und durch sich selbst weiterbildende Zusammenhänge, die über (*à travers*) Bedeutungen und nicht über allgemeine Determinanten geschaltet sind. Selbstorganisation ist der Befund schon in den Chaostheorien, und Synergie in Lebensverbänden.<sup>25</sup> Dies hebt die Sache auf eine höhere Ebene der Organisation, auf der immaterielle Faktoren das materielle Geschehen bestimmen und nicht umgekehrt.

Damit sind die bequemen Bereichseinteilungen am Ende, und das ist auch gut so, weil sie (wie z. B. das Begriffspaar Ordnung und Chaos) ohnehin nur einer sozialen Norm folgten und in ihrer Antithetik nichts mit der Wirklichkeit zu tun hatten. Erneut ist zu fragen nach der Art und Weise der Konstitution von Zusammenhängen, bei denen die Ver-

---

<sup>25</sup> Zum Paradigma der Selbstorganisation vgl. Erich Jantsch, *Die Selbstorganisation des Universums. Vom Urknall zum menschlichen Geist*. Deutscher Taschenbuch Verlag München 1982 (dtv wissenschaft 4397); James Gleick, *Chaos – die Ordnung des Universums. Vorstoß in Grenzbereiche der modernen Physik*. Droemersch Verlagsanstalt Th. Knaur Nachf. München 1990 (Knaur-Taschenbuch 4078); David Layzer, *Die Ordnung des Universums*. Insel Verlag Frankfurt a. M. 1997 (insel taschenbuch 2111).

bindbarkeit des Heterogenen zur Gegebenheit und eigentlichen Aufgabe wird. Welche Faktoren es sind, wie sie zusammenwirken und nach welchen Gesichtspunkten sie sich fördern und hemmen, kann dann aber nicht einfach unterstellt und als bereits bekannt vorausgesetzt werden. Um was für Verhältnisse es sich handelt, kann nicht ins Belieben der Annahmen gestellt sein, müssen sie doch nach Art, Geltung und Reichweite aus sich selbst heraus verstanden werden. Und wenn es für Verhältnisbestimmungen nicht nur *ein* Strukturmuster gibt, gibt es auch nicht nur *eine* Logik; der Titel „Logik“ muß dann auch den Plural noch verkraften können. Auch wenn es in der Tat nur *ein* logisches Feld des Ganzen gibt, gibt es doch verschiedene logische Prinzipien, die bestimmte Aspekte regieren und ausleuchten können. Das verlangt, dieselben logischen Grundbegriffe in verschiedenem Sinne zu verwenden und je nach Prinzip, Bezugsrahmen und Kontext entsprechend auszudifferenzieren. In diesem Sinne unterscheidet sich eine Logik I von einer Logik II und in derselben Intention auf Grundlagenklärung eine Hermeneutik I<sup>26</sup> von einer Hermeneutik II<sup>27</sup>.

Daß beide Versionen sich nicht mehr als Universaltheorien, aber auch nicht als Aspekttheorien behandeln lassen, hat damit zu tun, daß komplexe Verhältnisse sich grundsätzlich nicht auf eindeutigere Verhältnisse reduzieren lassen. Auch in der Einschränkung auf bestimmte Züge ist stets das Ganze mit in den Blick zu nehmen. Bloße Aspektwissenschaften kann es im Grunde gar nicht geben, sowenig wie eine Einheitswissenschaft. Die Zunahme interdisziplinärer Forschung zieht daraus die Konsequenzen. Mit ihr ist der Methodenstreit eigentlich schon beigelegt: man kommt um ein Zusammendenken der verschiedensten Ansätze gar nicht herum. Das logische Moment kommt in allen Verhältnisbestimmungen zum Tragen und wird, was die durchgängige Anwendung identitätslogischer Prinzipien betrifft, gleichzeitig in Frage gestellt. Aber auch das Paradigma eines sich selbst bestimmenden und auslegenden Verhältnisses zwischen Subjekten muß sich ein-

---

<sup>26</sup> Vgl. den Abschnitt „Hermeneutik und Logik I“, S. 201 ff.

<sup>27</sup> Vgl. den Abschnitt „Hermeneutik und Logik II“, S. 205 ff.

schränken lassen und invariante Züge einbeziehen, um dem sozialen Kontext eines erwartbaren Verhaltens gerecht werden zu können. Die alte Streitfrage, ob die vorgegebenen Rahmenbedingungen für die Bedingtheit menschlichen Verhaltens sprechen, oder ob sie ein Beweis für dessen freie Selbstbestimmung sind, läßt sich nicht mehr entscheiden, wenn beides gleichzeitig der Fall ist.

Um die Verschränkung beider Seiten einsichtig zu machen, muß auf die Zeit und insbesondere auf den Gesichtspunkt der Aktualität hingewiesen werden. Ein aus dem jeweiligen Bezug heraus erbrachtes Verhalten kann gar nicht stereotyp sein und auch nicht von einem determinierenden Allgemeinen her verstanden werden. Dies verhindert schon die Situativität und der progressive Charakter der Zeit, die auch in der Wiederkehr des Gleichen durch Nicht-Wiederkehr bestimmt ist und, wie das Leben, einen fließenden Charakter bewahrt. Es sind immer dieselben Tage, und doch ist jeder Tag neu. Eine so beschaffene Zeitlage kann weder voraussetzungsbestimmt noch voraussetzungslos sein. Alles ist hier ein Gewordenes, und alles bleibt ein Werdendes.

In gleichem Sinne verlangt die Kommunikation eine laufende Abstimmung. Eine solche ist stets gegeben, so daß der Appell an die Selbstbestimmungsmöglichkeit ständig in Anspruch genommen wird. Watzlawicks kommunikationstheoretisches Grundaxiom lautet: „Man kann nicht nicht kommunizieren.“<sup>28</sup> Dem ließe sich hinzufügen: Man kann nicht nicht selbstbestimmt sein. Auch wo in bezug auf ein bestimmtes Verhalten Einigkeit besteht und die Erwartungserwartungen sich decken, muß diese Übereinkunft immer neu hergestellt und in bezug auf jedes einzelne Vorkommnis bekräftigt werden. Jede Situation ist eine neue Herausforderung an den Menschen, Stellung zu nehmen, und er kann dies gar nicht vermeiden, weil auch das Nichtstehnehmen noch eine Stellungnahme ist.

Das heißt, daß die Vorgaben an Gemeinsamkeit und Sinn, die in die Beziehung eingehen, unter einem prinzipiellen Vorbehalt und d. h. auf

---

<sup>28</sup> Vgl. Paul Watzlawick, Janet H. Beavin, Don D. Jackson, *Menschliche Kommunikation. Formen, Störungen, Paradoxien*. Verlag Hans Huber Bern Stuttgart Wien 1969, <sup>4</sup>1974, S. 50 ff.

Abruf gestellt sind. Man muß sie selber einlösen und trägt auch die Verantwortung dafür. Und doch wäre es töricht, die allen gemeinsame Basis menschlichen Daseins (als Lebensgrundlage, nicht nur im Sinne einer *condition humaine*) zu bestreiten. Auch in den geschichtlich-kulturellen Konkretionen menschlicher Lebenswelten nimmt der Mensch am allgemeinen Leben teil. Natürliche, soziale bzw. kulturelle und individuelle Lebensbedingungen gehen in die Bedürfnisse und das Selbstverständnis ein und müssen vereinbar gemacht werden. Man kann, wie Plessner mit seinem Theorem der „natürlichen Künstlichkeit“ und der „künstlichen Natürlichkeit“ gezeigt hat<sup>29</sup>, dieselbe Sache mit gleich gutem Recht von der einen oder anderen Seite her sehen und das am Menschen Natürliche ins Selbstgemachte einbeziehen, so wie umgekehrt das Selbstgemachte auch wieder ins Natürliche versenkt sein will. Auch von Seiten der Kulturanthropologie<sup>30</sup> wird betont, daß das Natürliche des Menschen von vornherein in kulturelle Sinnhorizonte einbezogen ist und von daher interpretiert werden muß, bis hin

---

<sup>29</sup> Plessner hat auf das gelebte Paradox einer nicht aufhebbaren Differenz im Selbst- und Fremderleben des Menschen hingewiesen und sein Prinzip der zentrisch-exzentrischen Positionalität daraus entwickelt. Menschliches Leben ist nur im Abstand zu sich möglich, der immer neu eingenommen und austariert werden muß, soll es zu einer zwischenmenschlichen Beziehung kommen können. Aus dem Prinzip der exzentrischen Positionalität leitet Plessner drei anthropologische Grundgesetze ab: 1. das Gesetz der *natürlichen Künstlichkeit*, 2. das Gesetz der *vermittelten Unmittelbarkeit* und 3. das Gesetz des *utopischen Standorts*. Vgl. Helmuth Plessner, *Die Stufen des Organischen und der Mensch. Einleitung in die philosophische Anthropologie*. Verlag Walter de Gruyter Berlin und Leipzig 1928 (besonders das abschließende Kapitel 7) sowie die spätere Schrift *Conditio humana*. Verlag Günther Neske Pfullingen 1964 (erstmal veröffentlicht als Einleitung zur *Propyläen-Weltgeschichte*, Berlin 1961).

<sup>30</sup> Vgl. dazu meinen Artikel „Kulturanthropologie“. In: *Wege zur pädagogischen Anthropologie. Versuch einer Zusammenarbeit der Wissenschaften vom Menschen*. Herausgegeben von Andreas Flitner u. a., Verlag Quelle & Meyer Heidelberg 1963, 2. Aufl. 1967, S.162-187. Der Artikel ist in die Homepage [www.friedrich-kuemmel.de](http://www.friedrich-kuemmel.de) eingestellt.

zur „Natürlichkeit“ als einem Kunstprodukt. Die Art und Weise des menschlichen Lebensvollzugs hängt in alledem von einer Stellungnahme dazu ab, und dies auch dann noch, wenn einer ganz unbekümmert seinen unmittelbaren Bedürfnissen folgt.

Dem entsprechend, ist die soziale Dimension menschlichen Verhaltens ebenso durch Disziplin und Verhaltenskontrolle wie durch freie Selbstbestimmung und Selbstdarstellung bestimmt. Und weil soziales Verhalten nur im direkten Bezug („Auge in Auge“) gelernt werden kann, nimmt es in seinen feineren Ausprägungen ein persönliches Gepräge an und kann letztlich nur individualbiographisch, also vom eigenen lebensgeschichtlichen Hintergrund her zureichend verstanden werden. Daß Personen biologische Lebenseinheiten sind und sich in geschichtliche und gesellschaftliche Lagen eingebettet finden, widerspricht dem nicht. Die biologische und soziokulturelle Bedingtheit menschlicher Lebensformen verträgt sich nicht nur mit dem Individuellen und Persönlichen, sie fordert dieses vielmehr auch dann noch heraus, wenn der Einzelne sich entfremdet hat. Die individuelle Brechung der allgemeinen Faktoren kann im persönlichen Lebensschicksal gar nicht in Frage gestellt werden.

#### 9. Die verschiedene Auffassung des Allgemeinen im Verhältnis zum Individuellen

Wie gezeigt wurde, wird Verstehen von logisch-empirischer Seite an zwei Stellen konzidiert: Einmal bei der Bildung von Gesetzhypothesen über gegebene Daten, also als interpolierendes Teilstück der experimentellen Situation, und zum anderen bei der Interpretation der Befunde und ihrer Übertragung auf einen weiteren, nicht selber wiederum standardisierbaren Anwendungsbereich. Die empirische Methode würde so gesehen das hermeneutische Verfahren einerseits ersetzen, andererseits aber in den unscharf belassenen Randzonen als notwendiges Komplement fordern.

Demgegenüber wird von hermeneutischer Seite auf den komplexen geschichtlich-gesellschaftlichen Bezugsrahmen jedweder wissenschaftlichen Theoriebildung abgehoben. Dabei stellt das streng methodisierte

Verfahren des kontrollierten Experiments und die darauf bezogenen hypothetisch-deduktive Theoriebildung nur eine Form möglicher Erfahrungsgewinnung und Realitätskontrolle dar, die entsprechend der Trias Logik – Hermeneutik – Ideologiekritik durch andere Zugriffsweisen flankiert werden muß.

Von daher gesehen, läßt sich die verschiedene Hinsicht von logischer und hermeneutischer Begriffsbildung unerachtet ihrer Zusammengehörigkeit so umschreiben: Die Hermeneutik geht, wie alles geschichtliche Denken, im Prinzip auf ein Individuelles, das sich verkörpert hat und darin selber zum Grund seiner realisierten Möglichkeit geworden ist. Eine sich als Körperwesen entwickelnde und darstellende Individualität kann deshalb letztlich nur aus sich selbst verstanden werden. Dies meint aber keineswegs, daß man das Individuum aus dem allgemeinen Verband herauslösen könnte; es steht nur disjunktiv zu diesem. Es geht vielmehr darum, die konkrete Person als Teilhaber und das heißt als mitbestimmenden (und nicht nur abhängig zu setzenden) Faktor beim Zustandekommen des sozialen, sprachlichen und begrifflichen Allgemeinbesitzes zu verstehen. Weil das geschichtlich-gesellschaftlich Allgemeine gar nicht unabhängig von einem individuellen Träger realisiert werden kann und ein solcher auch nicht einfach subsumierbar ist, muß das hermeneutische Verfahren die wechselseitige Bestimmung des Individuellen und des Allgemeinen zum Prinzip erheben und im Sinn des hermeneutischen Zirkels produktiv wenden.

In der subsumtionslogischen Form kommt dies nicht direkt, aber doch indirekt zum Ausdruck. Sie kann ein Allgemeines nur unter der Voraussetzung behandeln, daß es an sich selbst bestimmt ist und, was das Einzelne betrifft, ihm vorgeordnet werden kann. Und doch stellt sich die Frage, ob es ein solches determinierendes und subsumierendes Allgemeines in Wirklichkeit gibt. Wird das bzw. der Einzelne in dieser Weise subsumiert, so kann die konkrete Vermittlung und Bestimmung des Allgemeinen selbst nicht mehr gedacht werden, so wie sie sich in einem offenen Prozeß kommunikativer Beziehung und Verständigung vollzieht. Das Erfordernis logischer Allgemeinheit muß sich auf Gesetzmäßigkeiten bzw. Verhaltensinvarianten berufen, die nicht mehr situations- und personbezogen sind und den Anspruch erheben, jeder

Lage vorgreifen zu können. Über den Status einer Norm kommen diese Vorgaben aber gar nicht hinaus, so daß nach dem Normgeber weitergefragt werden muß.

Die Kehrseite der normativen Festlegung eines Allgemeinen ist der Selbsteinschluß, mit dem dann *nolens volens* auch das Erfordernis einer indirekten Öffnung verbunden ist. Sowohl das normative als auch das logisch Allgemeine setzt eine andere Seite seiner selbst notwendig voraus, die es von sich ausschließt und auf die es doch angewiesen ist. Die Logik selbst macht deutlich, daß die Autonomie des Allgemeinen und damit verbunden seine generelle Geltung und Anwendbarkeit ein Postulat bleibt. Das logisch Allgemeine könnte in der Anwendung auf die wirklichen Verhältnisse nur dann subsumierend sein, wenn in diesen selbst ein die Wirklichkeit determinierendes Allgemeines gegeben wäre. Dieser Schritt ins Ontologische ist logisch betrachtet jedoch eine unzulässige Hypostasierung, gleich auf welche Annahmen man sich dabei beruft. Ihm läßt sich mit gleichem Recht die These entgegenstellen, daß das *wirkende* Allgemeine gar nicht determinierend sein *kann*, bildet es sich doch im und vermöge des Einzelnen in seinen Lebens- und Bewußtseinszusammenhängen geschichtlich allererst heraus.

## 10. Metakritik des Logischen

Die verschiedene Auffassung des Verhältnisses von Allgemeinem und Einzelem verbindet sich mit einer unterschiedlichen Auffassung dessen, was der Mensch ist bzw. zu sein hat. Während für ein hermeneutisch-geschichtliches Verfahren der Mensch bei aller Bedingtheit ein freies Subjekt ist und als solches geachtet sein will, und zwar noch diesseits seiner ethischen Schutzrechte, wird unter dem Diktat eines bestimmenden Allgemeinen das Einzelwesen grundsätzlich unfrei gemacht und sein Verhalten äußeren Determinanten unterworfen. Nur wenn Unfreiheit zum Prinzip gemacht wird, kann am Ideal einer uneingeschränkten Allgemeinheit der über den Menschen gemachten Aussagen festgehalten werden. Dies hat die Empirie mit dem Vorurteil gemein: beides wird zu einer Norm, die keine Freiheit mehr anspricht, sondern eine solche unterbindet.

Nun ist das Logische als solches von universeller Gültigkeit. Auch wenn allgemeine Aussagen in ihrem Geltungsbereich empirisch eingeschränkt sind, ist ihr allgemeiner Anspruch davon nicht betroffen. Eine nur *faktische* Einschränkung des Geltungsbereichs von außen her führt nicht zur *Selbsteinschränkung* des Allgemeinen. Sie kann sich so lange nur auf die inhaltlichen Bestandteile beziehen und betrifft nicht deren logische Form als solche. Die logische Form der Ableitung aus allgemeinen Begriffen wird durch die Beschränkung ihrer empirischen Reichweite also gar nicht tangiert. Dies darf auch nicht der Fall sein, weil sonst eine deduktive Anordnung des Aussagenzusammenhangs nicht mehr möglich wäre. Wo allgemeine Begriffe zur Grundlage der Deduktion gemacht werden, muß zwar über ihre Signifikanz gehandelt werden; auf den Schlußvorgang als solchen hat das aber keine Auswirkung, er geschieht nach rein logischen Formmerkmalen. In diesem Sinne kann der Empiriker mit gutem Grund ein Logiker bleiben, und selbst das generalisierte Vorurteil beweist noch die Logik des Allgemeinen.

Die empirische Einschränkung des Wissensanspruchs ändert nichts an der logischen Wissensform, und umgekehrt erhalten die Gegebenheiten den Status bloßer Fakten, auf die man stößt, so wie der Blinde auf eine Mauer stößt und tastend hin und wieder einen Durchlaß findet. Und doch greift das Form und Inhalt trennende Verfahren in die Inhalte ein und schreibt ihnen eine ganz bestimmte Form vor. Zum Zwecke logischer Funktionalität wird bei empirischen Befunden auch deren Evidenzbasis unter der Hand logifiziert, so daß sie wenn nötig konventionell festgelegt werden kann. Dies läßt sich damit entschuldigen, daß empirische Annahmen ja auch wieder umgestoßen werden könnten. Die Kehrseite ist, daß der logisch-allgemeine Aussagenzusammenhang unerachtet seines normativen Anspruchs hypothetisch bleibt und seine empirische Bestätigung oder Widerlegung als ein gesondertes Moment hinzutreten muß.

Das Widersprüchliche in dieser Sachlage kann nicht verborgen bleiben. Derselbe Wissenszusammenhang muß sich einerseits hypothetisch setzen und auf der anderen Seite den Anspruch erheben, das tatsächliche Geschehen in einem vorweg bestimmten Realitätsausschnitt pro-

196

gnostizieren und kontrollieren zu können. Nun ist die logische Abbildung eines Realitätsausschnittes, auch wenn die Theorieform den Anspruch auf Allgemeingültigkeit erhebt, grundsätzlich selektiv. Es wird nur das erfaßt, was als semantisches Element bereits in den Aussagenzusammenhang eingegangen ist und nur unter dieser Voraussetzung auch unter ihn subsumiert werden kann. Ein Denken in und aus dem Bezug zur Wirklichkeit wird durch die vorgenommene Trennung von Form und Inhalt unmöglich gemacht. Die logische Form trennt selber das „Sein“ vom „Sollen“ und das „logische Bild der Welt“ (Wittgenstein) von der „Wirklichkeit“.

Damit steht die Engführung selber zur Debatte und führt zur Frage nach ihrem Grund und Recht. Die logisch normierte Theoriebildung muß sich den Vorwurf unzulässiger Vereinfachung und mangelnder Wirklichkeitsgerechtigkeit gefallen lassen. Wie es zur Erkenntnis kommt, bleibt hier ebenso im Dunkel wie der Zusammenhang der Daten untereinander. Was Sache ist, folgt weder aus der Theorie, noch kann es der Datenerhebung entnommen werden. Im Blindflug des Denkens muß der erhellende Einfall wie ein Blitz vom Himmel fallen.<sup>31</sup> Hypothesenbildung, Theorieformation und empirische Untersuchung können sich nicht gegenseitig befördern, solange nicht auch ihr Verhältnis zueinander artikuliert und der eigentliche, produktiv zu machende Wissensgrund aufgeschlossen wird. Vorher läßt, was wirklich vor sich geht, sich irrational besetzen, und auch die Rationalität kann noch im Sine des „blinden Verstandes“ verdeckend sein. Und wo das Logische schließlich in der Form eines Beweisverfahrens angewendet wird, wie in den Prozeßakten, wird damit die Frage ausgeklammert, ob das hier vertretene Recht der Gerechtigkeit noch entspricht. Entwicklungsgeschichtlich betrachtet, ist ein so ins Werk gesetztes Logisches

---

<sup>31</sup> Vgl. Fritz Copei: Der fruchtbare Moment im Bildungsprozeß, 2. Aufl. Heidelberg 1950. An einer solchen empirisch gut bestätigten Beschreibung des Evidenzerlebnisses ist nichts falsch, nur muß auch die andere Seite der Verdunkelung mit in Betracht gezogen werden.

ein formalisiertes Instinktprinzip<sup>32</sup> und weit entfernt von einem Erkenntnisprinzip. Nun kann man das nicht einer Urschuld zuschreiben, wohl aber der menschlichen Herkunft anlasten. Die Frage, in welchem Sinne der Mensch „Tier“ ist und instinktgebunden in dessen Lebensform verharret, läßt sich gar nicht vermeiden.

Und doch ist mit der Unterscheidung verschiedener Nenner und Formvorgaben auch ein Gewinn verbunden. Festgelegte Weltgegebenheit und freigegebene „Wirklichkeit dahinter“ lassen sich nun behandeln, als ob sie unabhängig voneinander wären. Was in verschiedenen Kanälen läuft und auf getrennten Konten verrechnet wird, kann sich nicht mehr das Recht streitig machen.

## 11. Metakritik des Hermeneutischen

Demgegenüber beruft sich das hermeneutische Verfahren auf den vorgängigen Bezug zur Wirklichkeit, in die der Mensch eingelassen ist und in der er, sich selbst artikulierend, seine Welt beschreibt und menschlich-unmenschlich gestaltet. Der Mensch ist in seinem Verstehen auf ein Vorverständnis (ein Schon-verstanden-haben) angewiesen, das es nicht nur aufzuklären, sondern auch zu überschreiten gilt.<sup>33</sup> Auch wenn die Möglichkeit zu beidem von vornherein gegeben ist, gibt das Schon-verstanden-haben zunächst einmal der Vergangenheit eine Dominanz.

Es bedarf also einer ausdrücklichen Wendung, um einzusehen, daß der Bezug des Menschen auf Wirkliches nicht nur ein gewordenes, sondern auch ein werdendes Verhältnis darstellt. Was der Menschen ist und was aus ihm werden kann, ist noch offen.<sup>34</sup> Kein anthropologischer

---

<sup>32</sup> Zur Formalisierung von Instinktprinzipien vgl. Dieter Claessens, *Instinkt, Psyche, Geltung*. Westdeutscher Verlag Köln und Opladen 1968.

<sup>33</sup> Vgl. Friedrich Kümmel, *Verständnis und Vorverständnis*. Subjektive Voraussetzungen und objektiver Anspruch des Verstehens. Neue deutsche Schule Verlagsgesellschaft mbH., Essen 1965 (neue pädagogische bemühungen 22).

<sup>34</sup> Plessner bestimmt in „Macht und menschliche Natur“ den Menschen als „offene Frage“ und nimmt die alte Formel des homo absconditus dazu auf.

Aussagenzusammenhang ist so konsolidiert, daß der Mensch einfach unter ihn subsumiert werden könnte.

Dem entsprechend, lassen sich Aussagen im hermeneutischen Kontext nicht im Rahmen eines geschlossenen Bezugssystems verhandeln, um dann erst mit einer neuen und fremd anmutenden Erfahrung konfrontiert zu werden. Der erkenntnistheoretische Vorteil eines verstehenden, ineins einlassenden und öffnenden Verfahrens liegt auf der Hand. Der Bezug auf eine sowohl vorgeprägte als auch unmittelbare Erfahrung wird in das Selbstverständnis aufgenommen und durch das Nachdenken über sich fortschreitend modifiziert. Begriff und Wirklichkeit lassen sich bezüglich der Selbstgegebenheit des Menschen grundsätzlich nicht mehr getrennt behandeln. Beides fällt aber auch nicht einfach zusammen und wahrt vielmehr eine ineins kritische und produktiv zu machende Differenz. Das Dasein des Menschen selbst ist eine „hermeneutische Differenz“ und die Hermeneutik entsprechend eine Selbst-Hermeneutik.<sup>35</sup>

---

<sup>35</sup> Auf diesen Gesichtspunkt hat vor allem Kierkegaard aufmerksam gemacht. Sein Stufenmodell der ästhetischen, ethischen und religiösen Existenz wird üblicherweise im Sinne einer Existenz-Dialektik interpretiert. Ich ziehe es vor, stattdessen von einer Existenz-Hermeneutik zu reden. Bei der Dialektik ist ein Automatismus unterstellt, sei es des Umschlags oder der Vermittlung, den es in Wirklichkeit so gar nicht gibt. Bei jedem wirklichen Übergang ist ein Verstehen gefragt und ein Wille herausgefordert, und nur beides verbunden kann zur Selbstwerdung beitragen. Dem wird der Begriff einer Existenz-Hermeneutik eher gerecht. In diesem Sinne schreibt Kierkegaard: „Verstehen und Verstehen ist zweierlei, heißt ein altes Wort, und so ist es auch. Die Innerlichkeit ist ein Verstehen, aber in concreto geht es darum wie dieses Verstehen zu verstehen ist. Eine Rede zu verstehen ist eines, das Deiktikose darin zu verstehen ist ein anderes; zu verstehen, was man selbst sagt, ist eines, sich selbst in dem Gesagten zu verstehen ist ein anderes. Je konkreter der Bewußtseinsinhalt ist, desto konkreter wird das Verständnis, und sobald dieses im Verhältnis zum Bewußtseinsinhalt ausbleibt, haben wir ein Phänomen der Unfreiheit, die sich gegen die Freiheit verschließen will.“ (Der Begriff der Angst, ed. Diem/Restle S. 616 Anm.) Es macht einen Unterschied, wie weit man „mitgeht“ oder sich „bloß wissend verhalten will“ (a. a. O.) Sich bloß wissend verhalten heißt für Kierke-

Distanz und Nähe, Übereinkommen und Differenzwahrung halten sich im hermeneutischen Verfahren die Balance, so daß auch Fremdes eingeholt und schon Angeeignetes wieder preisgegeben werden kann. Das sorgsame Abwägen von Bedeutungsnuancen und das in der Schwebelage gehaltene Verhältnis von Stimmigkeit und Unstimmigkeit der Aussagen bildet die eigentlich produktive Mitte des ganzen Verfahrens, die in der logischen Alternative von Subsumtion oder Ausschluß nicht mehr getroffen werden kann. Zwar kennt auch die logische Theoriebil-

---

gaard, nicht verstehen wollen in einem tieferen Sinn (vgl. a. a. O., S. 615). Es wird dann nicht mehr gefragt, in welchem Verhältnis man zu dem steht, was man denkt, sagt und tut und was darin Tat ist und nicht einfach die Fortsetzung eines Zustands.

Man kann die mit einer solchen Unterscheidung der Ebenen gestellte Frage so angehen, daß man Kierkegaards Werk als eine Explikation und Selbstinterpretation seines eigenen Lebens versteht, so wie er es in der Tat selber verstanden hat. Kierkegaard versteht die Ereignisse seines Lebens *sub specie aeternitatis* und interpretiert sie gleichzeitig im Horizont einer weltgeschichtlichen Perspektive. Kraft der inneren Verschränkung von individueller und universeller Perspektive ist es dem Einzelnen aufgetragen, sich nicht nur am allgemeinen Gang der Dinge, sondern vornehmlich an seiner eigenen Lebens- und Herzengeschichte zu orientieren. Individuelle Lebensgeschichte und Universalgeschichte sind die beiden äußersten Pole des Zirkelverhältnisses, was heißt: Die Weltgeschichte für sich allein genommen zeigt nicht ihren inneren Zusammenhang und Sinn, und die Lebensgeschichte des Einzelnen kann sich nicht allein aus sich selbst heraus verstehbar machen. Der sich aus beidem verstehende Einzelne findet sich in sein eigenes Zentrum gestellt und ist zugleich, was seinen Wirkungsradius betrifft, aus der raumzeitlich beschränkten Mittelpunktstellung herausgenommen. Eins mit dem Ganzen, weiß er sich verbunden mit allen Dingen. Andere Bezugsrahmen und Spiegelungen seines Selbstverständnisses sind dadurch nicht ausgeschlossen, aber an die zweite Stelle gerückt.

Das hermeneutische Prinzip des zirkelhaften Zusammenhangs von Teil und Ganzem, von Einzelnem und Allgemeinem läßt sich letztlich nur in einer solchen existenz-hermeneutischen Struktur einlösen. Der „hermeneutische Zirkel“ ist nur dann gewahrt, wenn das bzw. der Einzelne weder dem Allgemeinen subsumiert wird noch sich bezugslos behauptet.

dung ein korrigierendes und sich selbst revidierendes Verhältnis zur Wirklichkeit, doch bleibt diese Kritik den Gegebenheiten äußerlich, solange die Theoriebildung unabhängig gesetzt und erst nachträglich mit der Wirklichkeit konfrontiert wird.

Was für das hermeneutische Verfahren eine Verbindlichkeit hat, bleibt für die logische Theoriebildung ein metawissenschaftliches Postulat, dem die logisch-methodologischen Verfahren auch noch zuwiderlaufen. Solange der umfassende Bezugsrahmen nicht in die Methodenreflexion selbst mit einbezogen wird, ja aus methodischen Gründen ausgeblendet wird, ist der Verdacht nicht von der Hand zu weisen, daß mit der Methode andere Interessen als das der Erkenntnis verbunden sind. Damit ist die Problematik von „Erkenntnis und Interesse“<sup>36</sup> in den weiteren Zusammenhang von „Theorie und Praxis“ hineingestellt, an dessen Behandlung die beiden Methodenkonzeptionen sich messen lassen müssen.

Der Gesichtspunkt der Selbstrückbezüglichkeit kann in allgemeiner Wendung aber auch auf Seiendes überhaupt angewendet werden. Wo es sich um selbstzentrierte Eigenwesen handelt, ist – wie in der zwischenmenschlichen Beziehung – Takt und Achtung des Gegenüber verlangt. Die Anerkennung der Gemeinsamkeit der Situation und die Aufrechterhaltung der kommunikativen Beziehung ist für jede wissenschaftliche Beschäftigung aus ontologischen und nicht nur aus ethischen Gründen verpflichtend.

## 12. Hermeneutik und Logik I:

Der Aufbruch, dem zunächst kein Durchbruch folgt

Das sich mit der Aufklärung stellende Verstehensproblem, antithetisch repräsentiert durch die Aufklärung des 18. Jahrhunderts und die Romantik zum Beginn des 19. Jahrhunderts, zeigt ein „Doppelgesicht“ und muß im Sinne dieser prinzipiellen Zweiseitigkeit weiterbehandelt werden. Bollnow geht mit der Lebensphilosophie und seinem von da-

---

<sup>36</sup> Vgl. Jürgen Habermas, Erkenntnis und Interesse. Suhrkamp Verlag Frankfurt a. M. 1968 (Reihe Theorie 2).

her gewonnenen Hinweis auf das „Doppelgesicht der Wahrheit“<sup>37</sup> davon aus, daß die rationale Wahrheit der Aufklärung in sich selber tief zweideutig ist und durch eine existentielle, tragende wie bedrohliche Wahrheit ergänzt werden muß, die im Gespräch ihren Ort hat und für die es keinen allgemein verbindlichen Bezugsrahmen mehr gibt. Was auf diese Weise gewonnen wird, ist zunächst das wache Bewußtsein für die Brüche und das Bedürfnis nach einem Darüberhinaus, das angesichts des Ungenügens alter Glaubensvorstellungen einer neuen Fundierung bedarf. Ein Ort ist verlassen und ein anderer noch nicht erreicht. Die zunächst zentrifugale Aufklärungsbewegung führt zu immer neuen Aufbrüchen, die sich überbieten und nirgendwo ankommen. In immer neuen Schüben gerät die Aufklärung sich selber aus der Hand und riskiert den Exzeß ebenso wie den Ausblick auf ein neues Heil im Zeichen der großen Gesundheit.

Das „Doppelgesicht der Wahrheit“ rührt daher, daß die neue Problematik der Selbstfindung sich nicht mehr mit den herkömmlichen logischen Grundannahmen verträgt, aber noch keinen tragfähigen Boden unter den Füßen hat. Solange das Logische und das Selbst-Hermeneutische sich in dieser Weise antithetisch zueinander verhalten, verfehlen beide ihren gemeinsamen Ursprungsort. Damit ist verbunden, daß das in der Sophistik anvisierte<sup>38</sup>, zweipolig angesetzte Methodenverständnis in der Hermeneutik zwar Fuß fassen konnte, sich aber noch nicht als eine andersartige Ausprägung des Logischen selbst erkannt hat. Nach wie vor kann man nicht umhin, Logik und Hermeneutik zunächst einmal im Sinne eines kontrastierenden Verhältnisses auszuarbeiten. Was so erreicht wird, ist aber nur die deutlichere Abgrenzung der Hermeneutik von einem in der aristotelischen Logik begründeten, alles auf einen Bezugspol reduzierenden Methodenver-

---

<sup>37</sup> Otto Friedrich Bollnow, *Das Doppelgesicht der Wahrheit. Philosophie der Erkenntnis. Zweiter Teil.* Verlag W. Kohlhammer Stuttgart 1975 (Urban-Taschenbücher 184).

<sup>38</sup> Vgl. zur sophistischen Logik die Arbeit meines Schülers Georgios Gogos, *Aspekte einer Logik des Widerspruchs. Studien zur griechischen Sophistik und ihrer Aktualität.* Verlag Königshausen & Neumann Würzburg 2001.

ständnis. Nicht aber ist damit auch schon eine erweiterte Logik in den Blick gefaßt, die der irreduziblen Mehrpoligkeit Rechnung zu tragen vermöchte. Das im freien Spiel der Pole ansichtig werdende Eigentlich-Hermeneutische kann aber nur Bestand gewinnen, wenn es wiederum von einer Logik, genauer gesagt von einem dem hermeneutischen Sachverhalt angemessenen Gebrauch der Logik unterstützt wird.

Mit dem Abgrenzen von Logik und Hermeneutik kann es nicht sein Bewenden haben, auch wenn dieser erste Schritt unerläßlich ist. Die Konstellation 'Hermeneutik versus Logik' beleuchtet somit nur die eine Seite eines wesentlich komplexeren logischen Sachverhalts, dessen andere Seite mit hinzugenommen werden muß. Die weiter zu entwickelnde Thematik muß davon ausgehen, daß keine Methode – und auch nicht die hermeneutische Methode – ohne eine Logik auskommen kann. Alle wesentlichen hermeneutischen Differenzen wurzeln in einer logischen, formalen Differenz und müssen dementsprechend behandelt werden.

Ein erster Schritt war die in der lebensphilosophischen Unterströmung der Aufklärungsbewegung aufgekommene, polemische Abgrenzung vom starren Begriff, die dann auch die Selbstaufklärung des geschichtlichen Bewußtseins und das Verständnis der hermeneutisch-geisteswissenschaftlichen Methode inspirierte und die Theoretiker des Verstehens bis heute nicht losgelassen hat.<sup>39</sup> Mit Dilthey, seinem Schüler Georg Misch und nicht zuletzt im Blick auf meinen eigenen Lehrer Otto Friedrich Bollnow läßt sich diese Kontroverse in wenigen Punkten zusammenfassen:<sup>40</sup>

---

<sup>39</sup> Herman Nohl hat diese unter dem Titel der „Deutschen Bewegung“ zusammengefaßte Bewegung wiederholt dargestellt: Das historische Bewußtsein. Hrsg. v. Erika Hoffmann und Rudolf Jordan, Muster-Schmidt Verlag Göttingen / Frankfurt a. m. / Zürich 1979, Kap. 7 und Die pädagogische Bewegung in Deutschland und ihre Theorie. 2. Aufl. 1935; 3. Aufl. 1948; 6. Aufl. Verlag G. Schulte-Bulmke Frankfurt a. M. 1963.

<sup>40</sup> Auf Einzelbelege wird an dieser Stelle verzichtet. Vgl. zum Gesamtduktus der Argumentation O. F. Bollnow, Philosophie der Erkenntnis. Das Vorver-

- Kein „archimedischer Punkt“ und d. h. keine Begründungsmöglichkeit der Erkenntnis auf gesicherten Grundlagen. Dies macht den Zirkel im Begründungsverhältnis unhintergebar, gleich ob dieser als logisch fehlerhaft (*circulus vitiosus, petitio principii*) oder als hermeneutisch produktiv (sog. „hermeneutischer Zirkel“) gewertet wird.
- Keine Konstruktion des Ganzen und Einzelnen aus definierbaren Begriffen und kein Systemdenken, wobei Bollnow den deutschen Idealismus (insbesondere Hegel) im Auge hat.
- Keine Reduktion von Phänomenen auf bereits bekannte Sachlagen im Sinne des „nichts anderes als ...“, was nicht heißt, auf rekursive Verfahren überhaupt zu verzichten.
- Kein Anspruch auf Vollständigkeit des Ausdrucks, der Beschreibung und Erklärung und das Hinnehmen einer bleibenden Restproblematik, aus der auch der Erkennende sein Ethos schöpft.
- Und als Konsequenz aus allem Gesagten: Keine vollständige Methodisierbarkeit des hermeneutischen Verfahrens und vielmehr das Aufmerksamwerden auf die unterschwellig treibenden Bedingungen nicht nur des Lebens selbst, sondern auch des Erkennens.

In philosophisch-anthropologischer Hinsicht ergibt sich daraus ein produktiv zu machendes Verhältnis von „offener Frage“ (Plessner<sup>41</sup>) und in den Einzelwissenschaften notwendigem Reduktionismus. Die bezugsrahmenabhängige *cognitio circa rem* verlangt ein Pendant in direkter *cognitio rei*, und umgekehrt.<sup>42</sup> Mit diesen Erkenntnismaximen sind die klassischen logischen Postulate der Definitheit und Explizitheit, der vollen Transparenz und Analytizität und der daran gebundenen wechselseitigen Substituierbarkeit aller Faktoren in sämtlichen Kontexten *salva veritate* preisgegeben und wird ineins damit das Ein-

---

ständnis und die Erfahrung des Neuen. Verlag W. Kohlhammer Stuttgart 1970, <sup>2</sup>1981 (Urban-Taschenbücher 126).

<sup>41</sup> Vgl. Helmuth Plessner, *Macht und menschliche Natur. Ein Versuch zur Anthropologie der geschichtlichen Weltansicht* (1931). In: Ders., *Zwischen Philosophie und Gesellschaft. Ausgew. Abhandlungen und Vorträge*. Francke Verlag Bern 1953, S. 270 ff.

<sup>42</sup> Vgl. dazu oben S. 225, Fußnote 89.

zelne bzw. Individuelle in seine Ursprungsrechte eingesetzt. Anders ausgedrückt, orientiert sich eine so verstandene Hermeneutik an Goethes Maxime: „Das Phänomen selbst ist die Lehre“<sup>43</sup>, es ist ein „Letztes“<sup>44</sup> und braucht kein „Dahinter“ als Erklärungsgrund. An die Stelle der vorschreibenden Erklärung aus Begriffen tritt die nachgehende Beschreibung unter der Leitung der Anschauung. Anschauendhermeneutische Beweglichkeit geht den Dingen behutsam nach und richtet die Aufmerksamkeit auf das, was am Wege liegt und nicht bereits in die Denk- und Verhaltensgewohnheiten eingegangen ist, so daß es leicht übersehen werden kann. Gegenüber einem bezugsrahmengebundenen Denken in Begriffen und Schematismen dient die Hermeneutik einer „Erkenntnis, die befreit“ (Misch<sup>45</sup>) und das heißt einem Verstehen, das über die Schranken des mitgebrachten Vorverständnisses hinausführt und von Vorurteilen befreit.

### 13. Hermeneutik und Logik II: Der Durchbruch in den eigenen Ort

Das von Schleiermacher festgestellte ‘Ein Zusammen’ von „Hermeneutik und Kritik“<sup>46</sup> betrifft keineswegs nur die philologische Textarbeit bzw. Textkritik und wendet sich vielmehr gegen jede Form konventionellen Denkens und der damit verbundenen Orthodoxie. Die ‚Leittitel „Hermeneutik und Kritik“ haben mit dem Anbruch einer neuen Zeit zu tun und nicht mehr in erster Linie eine das Überlieferte bewahrende und weitergebende Funktion.

In allen Dingen ein Ursprüngliches, von sich selbst her Gegebenes aufzuspüren und das Neue nicht mehr auf Altes, bereits Bekanntes zurückzuführen verlangt die Fähigkeit, einen neuen Blickpunkt einzu-

---

<sup>43</sup> J. W. v. Goethe, Maximen und Reflexionen, Nr. 575.

<sup>44</sup> Vgl. J. W. v. Goethe, Zur Farbenlehre. Didaktischer Teil, § 720.

<sup>45</sup> Georg Misch, Der Weg in die Philosophie. Eine philosophische Fibel (1926), 2., stark erweiterte Auflage Leo Lehnen Verlag München 1950, S. 30 u. ö..

<sup>46</sup> Vgl. die unter diesem Titel von Manfred Frank nach dem Text von Lücke neu herausgegebene Hermeneutik Schleiermachers, Suhrkamp Verlag Frankfurt a. M. 1977 u. ö. (suhrkamp taschenbuch wissenschaft 211).

nehmen und sich durch seine Perspektive leiten zu lassen. Dies verlangt die Freiheit von einengenden Blickbeschränkungen. Es bedarf eines Ingeniums, um Wege im unwegsamen Gelände zu finden, in dem es noch keine Orientierungsmarken und Vermessungen gibt. Vielmehr sind neue Wendungen zu wagen, in denen bisher Ungesehenes und Ungedachtes zutage tritt. Mit Goethe ist das Flüchtige der Anschauung „im Vorübergehen“ zu fassen und darf nicht dem „tötenden“ Allgemeinen<sup>47</sup> des Begriffs unterworfen werden, der lebendig Seiendes ebenso wenig wie sein Verstehen verträgt.

Nicht ohne Grund ist Goethe hier an erster Stelle genannt, denn keiner hat wie er ein Neues im Geist der Zeit empfunden und, über den Sturm und Drang wie über das rationale Aufklärungsdenken hinausgehend, zum klaren Bewußtsein seiner selbst gebracht. Mit der veränderten Bewußtseinsstellung verbindet sich ein Erwachen aus alter Bewußtseinsbefangenheit, ein neuer und frischer Blick auf die Dinge und ein wachsender Sinn für die geistige Tiefe der Welt. Verlangt ist nun die Bereitschaft, sich dem Lebendigsein des Seienden zu öffnen und die Anfeindung durch die bloß Verständigen zu ertragen. Goethe spricht bezüglich des Wirklichen doppelsinnig von einem „offenbaren Geheimnis“<sup>48</sup>, das vor aller Augen liegt, bei wenigen jedoch ins Bewußtsein tritt und für den, der es sieht und verehrt, ein wissendes Geheimnis bleibt. Vordergründig betrachtet ist das „offenbare Geheimnis“ kein Geheimnis mehr, in anderem Sinne aber wird es nun erst recht zu einem solchen, gerade dadurch, daß es klar vor Augen liegt. Die so verstandene, ineins erkennende und anerkennende Haltung löst sich ab vom Bedürfnis nach rationaler Erklärung und mit ihr verbundener Selbstbestätigung und Selbstrechtfertigung. Je mehr einer sein Auge schult und wirklich sehen lernt, um so tiefer wird ihm das in der An-

---

<sup>47</sup> J. W. v. Goethe, *Bildung und Umbildung organischer Naturen* (1807), 1. Abschnitt: Das Unternehmen wird entschuldigt.

<sup>48</sup> Goethe schreibt an Ch. I. F. Schultz am 28. 11. 1821: „Es gibt so viele offenbare Geheimnisse, weil das Gefühl derselben bei wenigen ins Bewußtsein tritt, und diese denn, weil sie sich und andere zu beschädigen fürchten, eine innere Aufklärung nicht zum Worte kommen lassen.“

schauung liegende Geheimnis und die Einsicht, daß es eine andere, nicht von uns gemachte Ordnung der Dinge gibt. Die selbst aufgerichtete Ordnung ruht auf einer anderen Ordnung der Dinge auf und wird von ihr auch dann noch getragen, wenn sie diese zu verstellen geneigt ist.

Heraklits Rede vom Logos, dem alle auch dann noch folgen, wenn sie ihn nicht kennen und wissen wollen, klingt hier an. Den allen Menschen gemeinsamen Ursprungsort freizulegen verlangt eine Denkweise, die sich ihrer eigenen Logik erst noch vergewissern muß. Der Logos des Ganzen verlangt eine nicht-reduktive Logik. Dem entsprechend geht es beim hermeneutischen Geschäft um ein Durchbrechen der Verfangenheit in sich selber. Damit ist eine Kritik an der Logik rationalen Denkens verbunden, die sich in unfruchtbaren Alternativen bewegt und in selbstgezogenen Kreisen der Identifikation erschöpft. Demgegenüber stellt die in Goethes Sicht ineins anschauende, denkende und dichtende Weise den Grenzgänger in die Mitte und verbindet ihn mit allem was um ihn ist, ihn berührt und sich von ihm berühren läßt. Individualität und Universalität können sich nur so in der Tat auch entsprechen und gegenseitig interpretieren.

Bei alledem geht es um die Wiederaufhebung selbsterzeugter Blickbeschränkungen am Leitfaden des Leibes. Es ist derselbe geistig-sinnliche Organismus, der die Beschränkung in sich aufgenommen hat und sich nun durch die Übung seiner Organe wieder frei von ihr macht. Freiwerden von der Blickbeschränkung meint keineswegs, den eigenen, in der sinnlichen Erfahrungswelt gelegenen Ort zu verlassen und sich reinem Denken hinzugeben. Das Freisein ist vielmehr daran gebunden, diesen konkreten Ort allererst recht einzunehmen. Die entscheidende, von Goethe vorgelebte Wendung besteht darin, daß man beginnt, mit sich selber zu experimentieren. Dabei macht man die Erfahrung, daß der eigene Organismus als Instrument dieser Übung sich allen anderen Instrumenten als überlegen erweist.

Die erste Aufklärung komplettierend entsteht hier eine zweite Aufklärung, wobei die Fronten nicht mehr eindeutig auszumachen sind. Der Widerstand kommt nun von der Seite einer Logik, deren sich auch das aufgeklärte Denken noch bedient hat, sei es im Sinne eines Macht-

instruments oder im Sinne der Emanzipation aus dem Konnex dieser nun selbst rational gewordenen Macht. Schlegel bemerkt dazu, daß der „Unverstand der Verständigen“ schlimmer ist als der „Unverstand der Unverständigen“. <sup>49</sup> Diese wissen noch um ihr Nichtverstehen, während jene durch ihr Wissen und einen darauf bezogenen Gebrauch der Logik als Beweismethode in einem viel bedenklicheren Maße befangen sind. Auch der frühe Schleiermacher polemisiert gegen das rationale Aufklärungsdenken und wirft ihm in den „Reden über die Religion“ eine „Wut des Verstehens“ vor <sup>50</sup>, die den Menschen an das Endliche kettet, das Unendliche aus den Augen rückt und den Sinn nicht aufkommen läßt.

Schleiermacher verbindet seine Kritik mit einer Neufassung der Hermeneutik als einer „allgemeinen Theorie des Verstehens“, die gerade nicht am „mitgebrachten Vorverständnis“ ansetzt, sondern vom Mißverstehen und Nichtverstehen ihren Ausgang nimmt. Es ist nicht so leicht, den Ort zu bestimmen, in dem dieses Nicht- und Mißverstehen überwunden werden kann. Für Schleiermacher ist der ineins engste und weiteste, verbindlichste und freieste Ort für die Aufhebung des Mißverstehens das Gespräch, das sich mit keiner monologischen Hal-

---

<sup>49</sup> Vgl. dazu Friedrich Schlegels Essay „Über die Unverständlichkeit“, Kritische Ausgabe (ed. E. Behler) Bd. II., S. 368-372.

<sup>50</sup> Vgl. zu der sich an dieses Diktum anschließenden Diskussion Jochen Hörisch, Die Wut des Verstehens. Zur Kritik der Hermeneutik. Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 1988 (edition suhrkamp 1485). Schleiermacher als Hermeneutiker *und* Antihermeneutiker zugleich – diesen scheinbaren Widerspruch kann man so nicht stehen lassen, weshalb ich „Verstehen“ und „Verstandenhaben“ in deutlichere Opposition zueinander gesetzt habe, als dies bei Hörisch und auch sonst der Fall ist. Ich rede genauer von einem „mitgebrachten Vorverständnis“ und hebe Schleiermachers „divinatorisches“, von mir so genanntes „antizipierendes Vorverständnis“ deutlich davon ab. Vgl. mein Büchlein über „Verständnis und Vorverständnis. Subjektive Voraussetzungen und objektiver Anspruch des Verstehens“, Neue Deutsche Schule Verlagsgesellschaft mbH Essen 1965 (neue pädagogische bemühungen 22), S. 36 ff. Ich habe das lange vergriffene Buch in meiner Homepage [www.friedrich-kuemmel.de](http://www.friedrich-kuemmel.de) wieder zugänglich gemacht.

tung mehr verträgt. Insbesondere beim Verstehen des Individuellen kann man nicht von vorgefaßten Ansichten und Begriffen ausgehen und muß auf die Einstellung des Schon-verstanden-habens verzichten.

Ein solches Sichfreimachen von Befangenheiten geht nicht ohne Härten. Das selbstgewobene Gewebe vorgefaßter Urteile wird bei Schlegel mit den Mitteln ironischer Zuspitzung und Übertreibung zerrissen, bei Schleiermacher in den Friktionen des Gesprächs durchkreuzt. Frustrationen sind nötig, damit Verstehen seinen Anfang nehmen kann. Ein besonders schmerzlicher Prozeß liegt in der Ablösung aus einer sozialen Welt, die Privilegien vergibt, Einzelschicksale zu tragischen Existenzen werden läßt und auch noch den auf sozialen Rückhalt angewiesenen Heroismus bekämpft.

Die damit verbundene, ein Novum darstellende Denkbewegung setzt im Übergang zur Frühromantik ein und vertieft den Begriff des Wissens hin zum Verstehen. Bezüglich des Gebrauchs der Logik werden Momente einer Differenz geltend gemacht, die in ihrer Auswirkung einem Paradigmenwechsel gleichkommen, aber erst in der Gegenwart zum vollen Bewußtsein ihrer Tragweite gelangen können.



## DRITTER EXKURS

### ZUM PROGRAMM EINER „HERMENEUTISCHEN LOGIK“ IM ANSCHLUß AN GEORG MISCH

#### 1. Der lebensphilosophische Hintergrund

Zunächst ein paar Stichworte zur allgemeinen Charakteristik der lebensphilosophischen Position: Der Lebensphilosophie ging es ganz allgemein um die Öffnung des Lebens in seiner inneren Tiefe und Transzendenz. Damit verbindet sich eine Theoriekritik, insoweit rationale Denkformen sich aus dem Kontext des praktischen Lebensverhaltens und Lebensverstehens ablösen und beschneidend bzw. beraubend auf dieses zurückwirken. Die Öffnung und Bewußtmachung des Lebens verlangt aber auch eine Kritik der „natürlichen Einstellung“ (Husserl, Misch), in der die alltägliche Lebenspraxis befangen bleibt und ihre strukturelle Bedingtheit und Verblendung nicht durchschaut, so daß sie den Durchbruch durch die natürlichen Bedingtheiten und sozialen Befangtheiten nicht zu leisten vermag.

Die Rückgewinnung der geistigen Dimension des Lebens läßt sich somit weder an rationaler Theorie noch an einer unreflektierten Lebenspraxis festmachen, vor allem wenn sich zeigen läßt, daß beides unterschwellig miteinander verbunden ist. Wie Misch ausführt, bleibt auch das rationale Denken in den biologischen und sozialen Rahmen der alltäglichen Lebenspraxis und ihrer Bedürfnisstruktur zurückgebunden. Es kann diesen Kreis nicht sprengen und ist unfähig zur Realisierung echt mehrseitiger Wirklichkeitsbezüge. Somit muß Philosophie bzw. Wissenschaft und Leben in noch anderer Weise füreinander geöffnet und in Beziehung gesetzt werden. Ein Nebeneinander und eine lediglich technisch bewerkstelligte Verbindung reicht dazu nicht aus.<sup>51</sup>

---

<sup>51</sup> Vgl. dazu Georg Misch, *Der Weg in die Philosophie. Eine philosophische Fibel* (1926); 2., stark erweiterte Auflage im Leo Lehen Verlag München 1950. Die beiden einleitenden Kapitel „Die Welt der natürlichen Einstellung und die Sicherheit des Daseins in der Beschränkung“ (S. 16-34) und „Der

Und doch kann auch die Lebensphilosophie nicht vom wesentlichen Grundzug abendländischer Geistesentwicklung absehen, für die Vernunft und rationale Tätigkeit zum Maßstab und Mittel werden, um eine Aufklärung des Lebens über sich selbst zu erreichen.

## 2. Die Frage nach dem Verhältnis von logischen und hermeneutischen Beziehungsformen und Verfahren

Das Programm einer „hermeneutischen Logik“, wie es in der Göttinger Diltheyschule insbesondere von Georg Misch (1878 - 1965) ausgearbeitet worden ist, hat in der allgemeinen wissenschaftstheoretischen Diskussion zunächst ein Kopfschütteln ausgelöst: Kann die Logik ‘hermeneutisch’ funktionieren und die Hermeneutik ‘logisch’ sein? In der Rede von einer „hermeneutischen Logik“ wird zusammengekommen, was nicht zusammenzupassen scheint. Dies zeigt sich insbesondere in der unterschiedlichen Bewertung des Zirkels in der Begründung. Für den Begründungs- und Beweistheoretiker ist er ein *circulus vitiosus*, der allen weiteren Fortgang vereitelt. Für den Hermeneutiker dagegen wird er zu einem produktiven Zirkel der Auslegung gemacht.

In diesem Sinne schreibt Heidegger in „Sein und Zeit“: „Wenn aber Auslegung sich je schon im Verstandenen bewegen und aus ihm her sich nähren muß, wie soll sie dann wissenschaftliche Resultate zeitigen, ohne sich in einem Zirkel zu bewegen, zumal wenn das vorausgesetzte Verständnis überdies noch in der gemeinen Menschen- und Weltkenntnis sich bewegt? Der Zirkel aber ist nach den elementarsten Regeln der Logik ein *circulus vitiosus*. Damit aber bleibt das Geschäft der historischen Auslegung a priori aus dem Bezirk strenger Erkenntnis verbannt. Sofern man dieses Faktum des Zirkels im Verstehen nicht wegbringt, muß sich die Historie mit weniger strengen Erkenntnismöglichkeiten abfinden. Man erlaubt ihr, diesen Mangel durch die »geistige Bedeutung« ihrer »Gegenstände« einigermaßen zu ersetzen. Idealer wäre es freilich auch nach der Meinung der Historiker selbst, wenn der

---

Durchbruch durch die natürliche Einstellung“ (S. 32-64) sind für die hier angestellte Überlegung höchst aufschlußreich.

Zirkel vermieden werden könnte und Hoffnung bestünde, einmal eine Historie zu schaffen, die vom Standort des Betrachters so unabhängig wäre wie vermeintlich die Naturerkenntnis.“<sup>52</sup>

Im vollen Bewußtsein der unterschiedlichen Ausgangslage nimmt Heidegger entschieden für die hermeneutische Position Stellung und weist ihr einen Vorrang vor allen anderen Erkenntnisarten zu: „Das Entscheidende ist nicht, aus dem Zirkel heraus-, sondern in ihn nach rechter Weise hineinzukommen. Dieser Zirkel des Verstehens ist nicht ein Kreis, in dem sich eine beliebige Erkenntnisart bewegt, sondern er ist der Ausdruck der existenzialen Vorstruktur des Daseins selbst. Der Zirkel darf nicht zu einem vitiosum und sei es auch zu einem geduldeten herabgezogen werden. In ihm verbirgt sich eine positive Möglichkeit ursprünglichsten Erkennens ...“<sup>53</sup>

Nun kann man nicht davon ausgehen, daß die damit eingeleitete wissenschaftstheoretische Kontroverse sich aus der Welt schaffen läßt. Die unterschiedlichen Positionen lassen sich nicht ohne weiteres miteinander verbinden, weil der Nenner des Ganzen in beiden Fällen verschieden ist, ja bei näherem Hinsehen unvereinbar zu sein scheint. Man muß also zunächst einmal davon ausgehen, daß die Hermeneutik nicht ‘logisch’ und die Logik nicht ‘hermeneutisch’ verfährt. Logische „Deduktion“ und „Begründung“ ist nicht dasselbe wie hermeneutische „Explikation“ bzw. „Interpretation“ usw. usf.

Von daher ergeben sich Anfragen an das Programm einer „hermeneutischen Logik“:

1. Geht es hier um verschiedene Logiken oder um den verschiedenen Gebrauch von ein und derselben Logik?
2. Wenn letzteres der Fall ist: Handelt es sich dann um die Frage nach dem Stellenwert und der Funktion der einen Logik in verschiedenen Feldern: in Philosophie, Wissenschaft, Sprache, Lebenspraxis usw.?

---

<sup>52</sup> Martin Heidegger, *Sein und Zeit*. 7. unveränderte Auflage Max Niemeyer Verlag Tübingen 1953, § 32: Verstehen und Auslegung, S. 152.

<sup>53</sup> A. a. O., S. 153.

3. Kann zwischen der Frage nach der „Lebensfunktion“ der Logik und der Frage nach ihrer „Erkenntnisfunktion“ eine Beziehung hergestellt werden, so daß ein Brückenschlag möglich ist?

Um bei der letzten Frage einzusetzen: In der Tat ergibt sich die Fragestellung einer „hermeneutischen Logik“ für die Göttinger Dilthey-Schule im Zusammenhang mit der lebensphilosophischen Frage nach dem Verhältnis von Leben und Begriff, von Lebens- und Erkenntnisfunktion. Sie führt hier zu dem Versuch, die Leistung der logischen Funktionen aus dem Lebens- und Sprachzusammenhang selbst abzuleiten, in den sie genetisch und praktisch eingelassen sind, und in den sie auch dann noch eingebettet sind, wenn die logischen Standards für Erkenntnis die Tendenz haben, sich von diesem Grund abzulösen.

Aber auch der Lebenszusammenhang ist nicht im strengen Sinne ‚logisch‘ strukturiert und gibt den hermeneutischen Zugangsweisen das Recht, sich von logischen Standards wegzubewegen. Er ist geschichtlich geworden und institutionell verfaßt, situativ gegeben und sprachlich artikuliert und entwickelt sich in der Rückwendung auf sich selbst produktiv weiter. Bei alledem wird von Zirkelverhältnissen Gebrauch gemacht. Und doch lassen sich auch hier verschiedene Beziehungsweisen unterscheiden. Die lebensphilosophische Hauptunterscheidung betrifft den Unterschied zu einem vorthoretischen und vorgegenständlichen, primär praktisch ausgelegten Lebensbezug einer rein theoretischen, vergegenständlichenden Einstellung. Die formale Logik ist in der Ebene der Theorie und für diese ausgearbeitet worden, während sich die praktischen Lebensverhältnisse durch andere Hinsichten und Beziehungsmodalitäten leiten lassen. Hier greift das hermeneutische Paradigma.

Um beides ins Verhältnis setzen zu können, ist die erste Aufgabe, die für das logische und das hermeneutische Verfahren charakteristischen Unterschiede zu benennen. Dabei wird zur Charakteristik logischer Verfahren die herkömmliche zweiwertige Logik zugrundegelegt, die von Aristoteles im Sinne einer Beweistheorie ausgearbeitet worden ist. Von den daran bemessenen Unterscheidungen einer logischen und einer hermeneutischen Begriffsbildung und Funktionalität gehen Georg Misch, Josef König und Hans Lipps in gleicher Weise aus. Im Sinne

der Abgrenzung könnte man es bei der kontrastierenden Charakteristik der beiden Struktur- und Beziehungsformen bewenden lassen. Deutlich empfunden wird von den „Göttingern“ jedoch die Notwendigkeit, die beiden Strukturtypen nicht einfach nebeneinander stehen zu lassen. Wenn man in philosophischen und wissenschaftlichen Untersuchungen die Logik nicht verabschieden kann, stellt sich die Frage nach der Verbindlichkeit des „Logischen“ auch im hermeneutischen Kontext und Verfahren selbst. Umgekehrt stellt sich die Frage nach der Verbindlichkeit des „Hermeneutischen“ im Rahmen einer logisch begründeten Wissenschaftstheorie.

Kriterien für andere logische Ausgangsbedingungen, wie sie in diesem Buch angesprochen werden, sind dabei noch nicht in den Blick gefaßt. Zur Erweiterung des logischen Feldes gehört die Zulassung von Widersprüchen und damit herstellbaren symmetrischen Sachlagen (Paradoxien, Dilemmata, Aporien usw.), die Preisgabe der mit Zweierwertigkeit arbeitenden Entscheidungsregeln zugunsten mehrwertiger und ambivalent bleibender Sachlagen und schließlich die Ersetzung entscheidbarer Alternativen durch eine ‘stehende’ Disjunktion und ihr entsprechende ‘Konstellationen’ und ‘paradoxe Koinzidenzen’.

### 3. Mischs Auseinandersetzung mit der Phänomenologie

Edmund Husserls<sup>54</sup>

Georg Misch formuliert das lebensphilosophische Programm als die Aufgabe einer Überwindung des Gegensatzes zwischen den Formen eines vorthoretischen, auf eine Praxis bezogenen Wissens und der theoretischen Sphäre des philosophischen Denkens und wissenschaftlichen Begriffs. Es geht ihm um die Freilegung des Ursprungs und der Genese der logisch-begrifflichen Formen im praktischen Lebensverhal-

---

<sup>54</sup> Grundlage für die folgende Erörterung ist Georg Mischs zum Buch ausgewachsene Sammelbesprechung: *Lebensphilosophie und Phänomenologie. Eine Auseinandersetzung der Diltheyschen Richtung mit Heidegger und Husserl*. In Folgen erstmals erschienen 1929/30, Nachdruck bei der Wissenschaftlichen Buchgesellschaft Darmstadt 1967.

ten selbst. Hinter den Gegensatz von Leben und Begriff, von lebensweltlicher Alltagspraxis und Wissenschaft kann zurückgegangen werden auf dem Wege einer „Besinnung“ (Misch nimmt hier Herders zentralen Begriff auf), die im Lebensverhalten selbst ursprünglich angelegt ist und nicht nur eine Tendenz auf rationale Aufklärung, sondern darüber hinaus auch einen „metaphysischen Zug“ an sich hat. In diesem Sinne geht es Misch darum, eine nur intuitiv aufzufassende, unergründliche „Lebendigkeit“ mit diskursiv-rationaler „Gedankenmäßigkeit“ zu verbinden und das „Lebensband“ (*vinculum fidei et amoris*) mit dem „Gedankenband“ (*vinculum rationis*) zu verflechten.<sup>55</sup>

Die von Misch aufgeworfene Fragestellung ist noch kaum ins allgemeine Bewußtsein gedungen und auch für die gegenwärtige Lage wichtig, um die nach wie vor bestehenden Brüche zwischen den verschiedenen Feldern zu überwinden. Theorie und Praxis, Logik der Wissenschaft und Ethik des Handelns laufen weithin getrennt und müssen doch in ein und dieselbe Verantwortung genommen werden, so daß, was in der Sphäre des vorthoretischen Wissens und Handelns praktisch geschieht, in der theoretischen Sphäre seine vernünftige Bestimmung erhält und gerechtfertigt werden kann. Ansonsten droht die Gefahr einer unheiligen Allianz von wissenschaftlich-technischer Rationalität und kulturellem Tiefstand, verbunden mit moralischer Schwäche.

Misch geht davon aus, daß die hier gegebenen Brüche und Diskrepanzen sich nicht begrifflich auflösen lassen, wiewohl ohne Anstrengung des Denkens keine Lösung zu erwarten ist. Er weiß um das Doppelte, daß das Leben ursprünglich „frei von Begriffen“ ist und sich gleichzeitig „in Begriffen sich artikulierend und erfüllend“ darstellt.<sup>56</sup> Das Ziel liegt für ihn somit in einer „umfassenden Theorie des Wissens“, die theoretisches und praktisches Wissen, Wissenschaft und Leben auf der Ebene der philosophischen Besinnung zusammenbringt,

---

<sup>55</sup> Die genannte Fragestellung durchzieht das ganze Buch „Lebensphilosophie und Phänomenologie“; vgl. insbesondere die Seiten 87 ff., 115, 139 ff., 167 f., 187, 192 f., 216 u. ö.

<sup>56</sup> Vgl. a. a. O., S. 48 ff., 103 ff., 158 ff.

ohne die Brüche zu verschleiern. „Wissen“ wird hier als rückwendigproduktiver Vollzug der Selbstaufklärung des Lebens verstanden – ein Wissen allerdings, das „die Unergündlichkeit des Lebens als verbindlich für die Theorie des Wissens selber“ in sich aufnimmt.<sup>57</sup>

Eine gleichgerichtete Intention hat Edmund Husserl in seiner Spätphilosophie verfolgt.<sup>58</sup> Seine Wissenschaftskritik läuft wie die von Georg Misch darauf hinaus, daß die Wissenschaft in ihrer naturalisierenden und objektivierenden Tendenz in der „naiv-natürlichen Geradehineinstellung“ befangen bleibt, wie sie das praktische Lebensverhalten kennzeichnet. Eine Befreiung aus dieser Befangenheit ist Husserls Meinung nach nur möglich auf dem Wege eines radikalisierten Rückgangs auf die vorwissenschaftlichen Sinnkonstitutionen, wobei für ihn das „leistende Leben“ der „universale Boden“ aller Sinngebungen und Gegenstandskonstitutionen ist. Husserl klammert alle „Geltungen“ in transzendentaler „ἐπινοή“ methodisch ein, um das „Polysystem“ der Konstitutionen in seinen verschiedenen Schichtungen freilegen zu können.

Die damit geforderte, phänomenologische Lebensweltanalyse kann von Seiten der Wissenschaft nicht geleistet werden, solange sie lediglich begrifflich verfährt und in den Rahmen einer unreflektiert hingenommenen Lebensweltpraxis eingebunden bleibt. Husserls eigener Ansatz ist eine im tieferen Sinne „egologische“ Reflexion, die die letzten Begründungen im Subjektiven sieht und nicht in einem gesellschaftlichen Allgemeinen findet. Dazu bedarf es für ihn einer ausdrücklichen Umwendung der ganzen Lebenseinstellung, vergleichbar einer religiösen bzw. existentiellen Umkehr und Wandlung. Der Durchbruch des Lebens geschieht nach Husserl in der personalen und geistigen Dimension, in der der Mensch aus seiner Außenwendung auf sich selbst zurückkommt und seiner schöpferischen Macht inne wird.

---

<sup>57</sup> A. a. O., S. 233.

<sup>58</sup> Vgl. dazu die „Pariser Vorträge“ und die „Cartesianischen Meditationen“ sowie „Die Krisis der europäischen Wissenschaften und die transzendente Phänomenologie“, Husserliana Band I und VI.

Bei Misch geht es, wie bei Husserl, um die Rückgewinnung und Vertiefung der geistigen Dimension des Lebens, verbunden mit einer Kritik an seiner natürlichen und sozialen Eingebundenheit, die gleichzeitig zur Wissenschaftskritik wird. Das Leben und sein Geistiges, so wie es hier verstanden wird, läßt sich nicht reduzieren auf die Formen eines begrifflich-diskursiven rationalen Denkens, auf kulturelle Güter und auf die Werte einer sozialen Konvention. Dem entgegen, geschieht die Öffnung der geistigen Dimension des Lebens in Formen der „Besinnung“ bzw. der „Erinnerung“ im Sinne Platons.<sup>59</sup> Beide gehen davon aus, daß „das Band zwischen Wirklichkeit und Wert zerschnitten werden“<sup>60</sup> kann.

Die damit verbundene, auch im Logischen Positivismus noch festgehaltene Intention auf Befreiung kann nicht mittels eines logischen Schnittes zwischen „Sein“ und „Sollen“ vollzogen werden. Sie greift auch dann noch zu kurz, wenn sie sich in der „Aufklärungsrichtung“ des Denkens als rationale Kritik am „Bestehenden“ versteht (auch eine solche wäre noch im logischen Rahmen denkbar). Der von Misch wie von Husserl verlangte „Durchbruch durch die natürliche Einstellung“<sup>61</sup> und ihre Lebensweltbindung ist weit radikaler. Er folgt dem „metaphysischen Zug“ des Lebens, der die Erkenntnis erst von dem mit dem Leben verbundenen Interesse zu entbinden vermag.<sup>62</sup>

Von Misch wird das Aufklärungsmotiv gutgeheißen, nicht aber die hier vorgeschlagene Lösungsstrategie. Die Weiterverfolgung der „Aufklärungsrichtung“ des Denkens stellt keine wirkliche Befreiung in Aussicht, solange nicht auch ihre logischen Rahmenbedingungen überwunden sind. Mischs Kritik daran impliziert einen anderen Begriff von Philosophie: „Der moderne, von den exakten Naturwissenschaften getragene Positivismus hat in seiner Auffassung der Entstehung der Philosophie die idealistische Überzeugung vom Selbstzweck der Erkennt-

---

<sup>59</sup> Vgl. dazu vor allem die einleitenden Kapitel seiner „Philosophischen Fibel“, a. a. O. (Fußnote 30, S. 144.)

<sup>60</sup> Fibel, S. 31.

<sup>61</sup> Fibel, S. 34 ff.

<sup>62</sup> Vgl. Habermas' Antrittsvorlesung über „Erkenntnis und Interesse“.

nis, an der Aristoteles festhielt, über Bord geworfen, aber den rein »theoretischen« Standpunkt nicht aufgegeben, dem gemäß die Philosophie primär von der Ebene der Wissenschaft aus anvisiert wird, und so blieb auch die Vorstellung von dem geradlinigen Gang der Entwicklung, die zur Philosophie hinführt, unerschüttert“.<sup>63</sup>

Das im Positivismus leitende Streben nach Einheit des Wissens via Anordnung und Reflexion und das Postulat der Widerspruchsfreiheit der rationalen wie der gesellschaftlichen Welt folgt einseitig der Aufklärungsrichtung des Denkens. Sie hat die Tendenz, die „polare“ und „heterogene“ Struktur der Lebensverhältnisse und ihren „metaphysischen Zug“ überhaupt aufzulösen, in dem sich jede tiefere Lebendigkeit und Geistigkeit faßt. Hinzu kommen die Einsichten der ‚zweiten‘, marxistischen bzw. naturalistischen Aufklärung am Ende der idealistischen Epoche. Wie Husserl, sieht Misch die einseitig rationale Richtung des Denkens in noch ungebrochener Kontinuität mit dem tierisch-intelligenten Lebensverhalten und einem lebenspraktischen „werk tätigen Wissen“, das der „natürlichen Richtung“ des Bedürfnisses bzw. Interesses unterworfen ist. Für beide ist der Positivismus eine Variante der „natürlichen Einstellung“ und führt nicht aus dieser heraus. Beide wagen deshalb die Wende zu einem radikaleren Bewußtwerden, das dem „metaphysischen Zug“ des Lebens folgt. Mit Goethe ist es der Gang zu den „Müttern“: ein Gang ins Unbetretene, nicht zu Betretende, bei dem auch noch die eigene Spur: der Ariadnefaden im Labyrinth der Welt, sich verwischt hat.

Um hier noch einmal zu betonen: Die von Misch vorgetragene Kontroverse zwischen Lebensphilosophie und Phänomenologie darf das Bewußtsein eines gemeinsamen Nenners für beide Bewegungen nicht verdunkeln:

– Beiden geht es um eine „umfassende Theorie des Wissens“<sup>64</sup>, und beide halten dazu (wie zuvor schon Dilthey) am transzendentalen Begründungsproblem fest, um nun allerdings – im Unterschied zu Kant – dessen Zweiteilung einer „theoretischen“ und einer „praktischen“ Ver-

---

<sup>63</sup> Fibel, S. 58.

<sup>64</sup> Georg Misch, Lebensphilosophie und Phänomenologie, a.a.O., S. 226.

nunft entschieden in Frage zu stellen und beider Verbindlichkeit auf eine neue Grundlage zu stellen.

– Die „immanente Synthesis“ transzendentaler Konstitutionen und Einheitsbildungen ist für beide gleichermaßen real wie ideal, theoretisch wie praktisch und sinnhaft wie logisch-funktional.

– Für beide liegt dem Lebensvollzug wie der Gedankenbewegung ein „bestimmt-unbestimmtes Gefüge“, eine „bewegliche Grundstruktur“<sup>65</sup> zugrunde, die es zu erhellen gilt.

– Verstehen und Begreifen meint für beide eine Selbstausslegung des Lebens und nicht ein distanzierendes, rein gegenständliches Bestimmen.

– Beide fassen das Wissen als Vollzug und nicht als Besitz, sie verfolgen es auf dem Weg des Lebens bzw. Bewußtseins und gehen nicht von Setzungen (Prinzipien, Axiomen, Postulaten, Normen etc.) aus.

– Beide folgen dem Duktus einer schleifenhaft-zirkulären und „rückwendig-produktiven“ Bestimmung, in der das Wissen sich in seiner geschichtlichen Genese und Bestimmtheit vorfindet, aufnimmt und weiterbestimmt.

– Für beide erscheint der erkenntnistheoretisch motivierte Dualismus Kants und die mit ihm verbundenen Aporien nur überwindbar im Rückgang auf eine Ursprungsbewegung, in der Schaffen und Offenbarmachen, Produktivität und Reflexivität noch nicht geschieden sind.

– „Kraft“ und „Bedeutung“ verbinden sich hier, mit Dilthey gesprochen, in einer „Explication, die zugleich ein Schaffen ist“<sup>66</sup> und dem Leben die Selbst-Macht über seinen Aufbau, seine Gliederung und seine Gestaltung gibt.<sup>67</sup> Das Leben hat darin eine immanente Selbstvermittlungsstruktur und erwirkt seinen Zusammenhang durch Zentrierung und Mittebildung, durch Objektivationen und den Aufbau einer gegenständlichen Welt.

---

<sup>65</sup> A. a. O., S. 257.

<sup>66</sup> A. a. O., S. 164 u. ö. und dazu Otto Friedrich Bollnow, Dilthey. Eine Einführung in seine Philosophie, Leipzig 1936, 4. Aufl. Schaffhausen 1980.

<sup>67</sup> Vgl. a. a. O., S. 45, 86.

An dieser Stelle zeigt sich aber auch bereits die Differenz zu Husserl, an der Mischs Kritik einsetzt. Für Misch sind sich artikulierende Bedeutungs ganze Mitte-Bildungen<sup>68</sup> und als solche eine „Vereinigung des Heterogenen“<sup>69</sup> in Platons Sinn, während Husserl sich von der Vorstellung ideell-zeitloser Gegenständlichkeiten bzw. Geltungen nicht völlig frei machen kann und der geschichtlichen Welt nicht gerecht wird. Misch weist den subjektiven Idealismus der Logik wie den objektiven Idealismus einer reinen Bedeutungslehre entschieden zurück, von deren Verbindbarkeit Husserl in seinen frühen Werken ausgegangen war. In seinen „Logischen Untersuchungen“ (1901) betont Husserl die Eigenständigkeit und ideale Geltung der logischen Sachverhalte gegenüber einem Subjektivismus und Psychologismus und begreift die Logik im Sinne einer formalen Ontologie als apriorische Wissenschaftslehre und Gegenstandstheorie. Gleichwohl bahnt sich auch hier bereits das phänomenologische Motiv des Rückgangs auf die Quellen in der Subjektivität an, aus denen die logischen Gebilde entspringen. Aber noch die den logischen Ansatz weiterführenden „Ideen zu einer reinen Phänomenologie und phänomenologischen Forschung“ (1913) gehen davon aus, „daß alles in der immanenten Sphäre aufweisbare Sein und Geschehen von Wesensgesetzlichkeiten geregelt ist“<sup>70</sup>, deren Aufdeckung die Phänomenologie zur *prima philosophia* macht. Dem entsprechend zielt Husserls „phänomenologische Reduktion“ auf ein rein Gegebenes und rein Geltendes, vor aller geschichtlichen Realisation und Relativierung. Der Unterschied zwischen einer rein logischen Konstitution von Bedeutung und der Bildung von geschichtlich verankerten Erlebnis- und Bedeutungseinheiten<sup>71</sup> läßt sich dann für Misch zumindest nicht mehr hinreichend deutlich machen und das logische Vorurteil einer idealen Bedeutungskonstitution nicht entkräften. In beiden Fällen „führt die Logik“<sup>72</sup>, aber doch in entgegengesetzter Richtung und ver-

---

<sup>68</sup> Vgl. a. a. O., S. 171, 173 ff.

<sup>69</sup> A. a. O., S. 185, vgl. S. 84, 179.

<sup>70</sup> Zitiert aus Husserls Selbstdarstellung im Philosophenlexikon.

<sup>71</sup> Georg Misch, a. a. O., S. 213 f.

<sup>72</sup> Husserl, bei Misch zit. a. a. O. S. 195.

schiedenem Sinn. Husserl bringt die Logik in Verbindung mit einer aprioristischen Gegenstandstheorie im Sinne eines objektiven Idealismus, während Misch ihr in der geschichtlichen Selbstexplikation des Lebens und seiner Bedeutung eine Funktion zuweist.

Die „logische Sphäre“ gewinnt damit für Misch zwei „Pole“, wobei Husserl den einen Pol des „rein Logischen“ hervorkehrt, während Misch sich den „Lebensaussagen“<sup>73</sup> zuwendet und ihre logische Struktur analysiert. Husserl geht, wie Misch es sieht, „von dem subjektiv-idealistischen Einsatz der reinen formalen Logik aus nachträglich zurück zu einem objektiven Idealismus“<sup>74</sup>, wobei die Logik wie bei Kant zum Geltungsgrund der Erfahrung und ihrer Einheit wird, so daß die fundierende „transzendente Subjektivität“ mit dem Anspruch „absoluter Erkenntnis“<sup>75</sup> auftreten kann. Misch kritisiert dieses „Verbleiben in der rein theoretischen Einstellung“<sup>76</sup>, wie Descartes sie zur Behebung des Zweifels mittels einer Verbindung von denkendem Ich, Gott und Welt gebraucht hatte. Auch wenn Misch (wie Husserl) mit der Tradition am „ursprünglichen Band zwischen Metaphysik und Logik“<sup>77</sup> festhält, vermeidet er doch jede ontologische Hypostasierung eines rein logisch definierten Seins- oder Bedeutungsbegriffs. Er geht vielmehr davon aus, daß in der „ursprünglichen metaphysischen Bewegung“<sup>78</sup> sich der Lebensvollzug selbst mit der in der Wissenschaft verkörperten „Macht der Theorie“ verbindet, ohne doch in ihr aufzugehen.

Bei Misch verbindet sich die geforderte Verbindung von Lebensverstehen und Wissenschaftlichkeit mit einer Kritik der formalen Logik und der mit ihr verbundenen rein theoretischen Einstellung. Es geht ihm um die Aufhellung einer „Logik des Lebens“<sup>79</sup>, die die lebensphilo-

---

<sup>73</sup> A. a. O., S. 195.

<sup>74</sup> A. a. O., S. 204.

<sup>75</sup> A. a. O., S. 208.

<sup>76</sup> Ebd.

<sup>77</sup> A. a. O., S. 285.

<sup>78</sup> Ebd.

<sup>79</sup> A. a. O., S. 167.

sophischen und hermeneutischen Intentionen aufzunehmen vermag und die „vortheoretische Schicht der Lebensbegriffe und Aussprüche“<sup>80</sup> nicht einfach abschneidet, die letztlich ein unanalysierbares Grundverhältnis bilden. Dazu müssen die mit der Logik verbundenen Forderungen nach voller begrifflicher Transparenz, vollständiger Rekonstruktion und durchgehender Begründbarkeit preisgegeben werden.

Und doch ist es entscheidend wichtig, wie das Leben hier verstanden und mit dem Wissen in Verbindung gebracht wird. Dazu knüpft Misch an den obersten Punkt an. „Wissen“ und „Theorie“ ist bei Misch wie in der Antike – und im Unterschied zur Neuzeit – von der Philosophie, der Kontemplation und nicht lediglich von einem rationalen „Aufklärungszug im Lebensverhalten“<sup>81</sup> selbst her gedacht. Dabei geht Misch von einer ursprünglich metaphysischen und nicht von einer primär praktischen Wurzel des Lebensverhaltens aus. Es geht ihm nicht um eine „metaphysikfreie Herleitung der Wissenschaft als dem Aufklärungszuge des Lebens“<sup>82</sup> und auch nicht um „wissenschaftliche Sachwahrheiten“, sondern vielmehr um „den kontemplativen Zug in der Mitte der Struktur, jene rückwendige Besinnlichkeit im Verstehen von Sinn und Bedeutung“<sup>83</sup>, in dem die religiösen und weltanschaulichen „Lebenswahrheiten“ gründen. Auch hier gibt es eine „in die Wurzel der Dinge eindringende logische Energie“ und „die ursprüngliche Verbindung des metaphysischen Ethos mit der Kraft des begrifflichen Denkens“, an der selbst Dilthey seiner Meinung nach nicht festzuhalten vermochte.<sup>84</sup>

Der Rückgang auf die „fundierende Ursprungsbewegung“, die Misch als eine „immanente Synthesis“ von „Heterogenem“ begreift, verlangt für ihn die deutlichere Abgrenzung zweier formal unterschiedlicher Wissensformen: einer begrifflich-diskursiven bzw. logisch-rationalen Denk- und Wissensform, wie sie in der Neuzeit bestimmend geworden

---

<sup>80</sup> A. a. O., S. 144.

<sup>81</sup> Ebd.

<sup>82</sup> Ebd.

<sup>83</sup> A. a. O., S. 286.

<sup>84</sup> A. a. O., S. 287 f.

ist, und einer evokativen und explikativen Sprach- und Wissensform, wie sie in der hermeneutischen Tradition der Schriftauslegung herausgebildet worden ist.<sup>85</sup> Diese Unterscheidung soll für Misch aber keine Trennung sein; er will zur logisch definierten Wissensform lediglich eine notwendige Ergänzung hinzubringen.

---

<sup>85</sup> Die Ausführung dieses Gedankens erfolgt in der zwischen 1927 und 1934 viermal gehaltenen Logik-Vorlesung, deren systematischer Teil inzwischen publiziert worden ist: Georg Misch, *Der Aufbau der Logik auf dem Boden der Philosophie des Lebens. Göttinger Vorlesungen über Logik und Einleitung in die Theorie des Wissens.* Hrsg. v. Gudrun Kühne-Bertram und Frithjof Rodi, Verlag Karl Alber Freiburg / München 1994. Die Unterscheidung „rein diskursiver“ Feststellungen und „evozierender“ Aussagen wird im abschließenden Kapitel 8, S. 499-578 durchgeführt. Unter dem Titel „diskursive Rede“ geht es um die „volle Darstellbarkeit und Aufhebung des Gemeinten im Aussagesatz“ unter „Konzentration auf den erkenntnismäßigen Bedeutungsgehalt (Tatsachen, Sachbeschaffenheiten und Sachverhalte, Geltungen“ (vgl. S. 505 ff.), während der „evozierende Ausdruck und seine hermeneutischen Gestaltungen“ „die Aussprache des lebendigen Wesens der Dinge in ihrer Selbstmacht und Bedeutsamkeit“ (S. 512 ff.) *ist*. Das „Evozieren an den Grenzen des gegenständlichen Wissens“ reicht hin zum „Aussprechen des Unaussagbaren“ (S. 525 ff.) und gewinnt darin selber eine metaphysische bzw. reale Dignität. Nur bezüglich des ins Äußerste gesteigerten, „evozierenden Sagens“ und seines „getreuen Ausdrucks“ kann man von einem in das Wirkliche selbst hineinreichenden „Vollzugscharakter des Wissens“ (S. 533 ff.) reden. Misch verdeutlicht dies mit Blick auf Fichtes „Tathandlung“: „Die Evokation ist zwar auch wie das diskursiv formulierte Denken an die Form des Satzes gebunden und kann das, was sie ausdrücken will, zusammenfassen in einem Begriff, wie z. B. Fichte das von ihm an der Wurzel gepackte Urphänomen des Selbstbewußtseins. Es wird mit dem Begriff ‚Tathandlung‘ fixiert. Aber solch ein Begriff der Tathandlung ist, obwohl er etwas in sich fest Bestimmtes bedeutet, ein ‚Organon‘ und keine Definition im Sinne der logischen Schriften des Aristoteles. Im Begriff ‚Tathandlung‘ liegt die Grundidee der Fichteschen Philosophie wie der Baum im Samen und kann sich wieder entfalten, aber auch nur entfalten, wo sie auf fruchtbaren Boden fällt – da, wo Aneignung der gemeinten Sache selbst ist.“ (S. 537)

Der Problemtitel „Logik“ bleibt somit auch für Misch die Klammer zwischen der praktischen und der theoretischen Einstellung<sup>86</sup>, wie sein Entwurf einer „hermeneutischen Logik“ zeigt. Mit Husserl wendet sich Misch lediglich gegen die Ablösung und Verselbständigung der formalen Logik aus allen traditionell mit ihr verbundenen philosophischen Problemperspektiven: dem Bezug auf eine Welt; der Idee der Wahrheit und der Theorie als eines Wissens über das Reale. Entgegen Husserl hält Misch jedoch nicht mehr fest an idealen Voraussetzungen und Bedeutungseinheiten, einer Stufenordnung der Evidenzen und dem Anspruch auf definitive Wahrheit, in denen er eine falsche Ontologisierung der Logik sieht.<sup>87</sup> Misch versteht seine „Kritik der Logik“ vielmehr im Sinne von Kant als Frage nach deren konstituierenden Bedingungen, um im Rückgang auf die Sprache ein weiterreichendes logisches Feld zu erschließen.

Die Frage: „Wie ist Logik möglich?“<sup>88</sup> wird von Husserl und Misch verschieden beantwortet. Husserl geht aus von einer logischen Konstitution des Sinnes auch der inhaltlichen Gegenständlichkeiten (von einer in den objektiven Gegebenheiten selbst begründeten „Sachlogik“), während Mischs „hermeneutische Logik“ „Linien im Fließenden zieht“ und eine *cognitio rei* anstatt einer bloßen *cognitio circa rem*<sup>89</sup> anvisiert.

---

<sup>86</sup> Vgl. a. a. O., S. 167, 226.

<sup>87</sup> Vgl. a. a. O., S. 199 ff.

<sup>88</sup> A. a. O., S. 203.

<sup>89</sup> Die *cognitio rei* schließt ein unmittelbares Erfassen der Sache ein, indem man gleichsam geistig in sie hineingeht, während eine *cognitio circa rem* sich von außen her auf die Sache bezieht und sie im Sinne eines mit eigenen Mitteln zu beschreibenden Sachverhalts nach einem an sie herangetragenen Schematismus rekonstruiert. Eine gute Umschreibung der mit diesen beiden Erkenntnishaltungen verbundenen Differenzen gibt Gottfried Bräuer: „Plessner exponiert das Problem mit Hilfe der von Lotze und Misch aufgenommenen Unterscheidung von *cognitio circa rem* und *cognitio rei*. Grob gesagt geht es dabei um die Differenz naturwissenschaftlicher und geisteswissenschaftlicher Erkenntnisbildung; es muß aber sofort hinzugefügt werden, daß die mit der Differenz angezeigten, typischen Unterschiede auch innerhalb der Geistes-, Kultur-, Gesellschafts- und Handlungswissenschaften ihre unbestreitbare

Deren „bewegliche Grundstruktur“ ist in der „reinen Ebene der Begrifflichkeit“ nicht rekonstruierbar, und insofern kann ihr auch nicht theoretisch vorgegriffen werden. Wissen wird hier vielmehr im „Vollzug“ einer „realisierenden Vergegenwärtigung“ ergriffen und dadurch erst „rechtskräftig“ gemacht. Dem entspricht auf der interpretativen Ebene das genaue „Sehen und Treffen“ im „getreuen Ausdruck“, der nicht logisch-theoretisch konstruiert werden kann, aber gleichwohl auf Genauigkeit und wissenschaftliche Treue verpflichtet.<sup>90</sup> Auf der erkenntnistheoretischen Ebene kommt man zur „Notwendigkeit einer

---

Funktion haben. *Cognitio circa rem* bezeichnet die von außen ansetzende, distanzierte und technikförmige Sachforschung, mit anderen Wendungen: die hypothetisch-deduktive, d. h. hypothesengeleitete empirische und experimentelle Forschung. *Cognitio rei* steht dagegen für jene Art der Erkenntnisbildung, bei der man notwendigerweise am geistigen Lebensprozeß teilhaben muß, um zu Einsichten und Folgerungen zu gelangen; in Stichworten sei sie als kontextuell, Bedeutungen explizierend, artikulierend und weiterbestimmend, auf Verstehensprozessen aufbauend (hermeneutisch) benannt. *Cognitio rei* ist grammatisch sowohl vom *genitivus obiectivus* als auch vom *genitivus subiectivus* her aufzufassen und kennzeichnet darin ein Erkennen, das auf im weitesten Sinne geistige Sachverhalte gerichtet ist. Als erkennendes Zusichselbstkommen einer bewußtseinsfähigen, sich wirkungsgeschichtlich vermittelnden Wirklichkeit und in gesteigerter Form als sich explizierende Selbsterkenntnis erinnert eine solche Betrachtungsweise – mit allen auch problematisch werdenden Implikationen – an Hegel. Jedenfalls gibt es wichtige Bereiche der Erkenntnisbildung, in denen der forschende Mensch sich zum Organ (um nicht zu sagen: zum Medium) der Lagen, Strömungen, Motivkonstellationen, Bedeutungsnetzentwicklungen usw. machen muß, um zu wahren Ergebnissen zu gelangen. Solche Forschungsprozesse erweisen sich im strengen Sinne als anfangs- und abschlußlos; man kann in ihnen immer nur durch das geschichtlich angesammelte Vorwissen vermittelt einsetzen und muß sich für modifizierende oder umstürzende Nachfolgearbeiten offenhalten.“ (Gottfried Bräuer, Überlegungen zum „Prinzip der offenen Frage“; in: Otto Friedrich Bollnow: Hermeneutische Philosophie und Pädagogik. Hrsg. von Friedrich Kümmel, Verlag Karl Alber Freiburg / München 1997, S. 124 f.

<sup>90</sup> Die Zitatbrocken sind entnommen aus Georg Misch, Lebensphilosophie und Phänomenologie, a. a. O., S. 256-259.

dialektischen Formulierung der Lösung – Mitbringen und Abziehen, Entwickeln und Entnehmen“<sup>91</sup> –, mit anderen Worten zu einer Auseinandersetzung zwischen den mitgebrachten Vorstellungen und den realen geschichtlichen Verhältnissen und Gegebenheiten.

In einer derartigen „anthropologischen Reduktion“ vergegenständlichter geistiger Gehalte wird nach Meinung von Misch der metaphysische Grundzug der Lebensbewegung erhalten, ja er kann so erst eigentlich freigesetzt werden.<sup>92</sup> Es handelt sich nicht um eine relativierende Auflösung, sondern um die geschichtlich-produktive Freisetzung und Interpretation dieser metaphysisch verstandenen Lebensbewegung.

Noch einmal kann diese Intention von der Husserls abgegrenzt werden. Bei Husserl bleibt die „Begründung“ der Logik zirkelhaft an deren „Form“ gebunden, und diese selbst bestimmt die Art und Weise der Reduktion. Der metaphysische bzw. absolute Begründungsanspruch ist somit bei Husserl durch eine rein logische Argumentationsfigur getragen, für die der logische Schnitt zwischen Sein und Sollen zentral ist: „Aus Tatsachen, Ideen, sei es begründen oder widerlegen zu wollen, ist Widersinn.“<sup>93</sup> Eine objektiv-idealistische Interpretation erscheint Husserl notwendig, um reine, allgemeingültige Wissenschaft von allen geschichtlich relativen „Lebensformen“ und „Weltanschauungen“ abgrenzen zu können.<sup>94</sup>

Husserls Position unterscheidet sich darin grundlegend von Mischs Versuch einer geschichtlichen Einlösung des Anspruchs, eine Verbindung der „logischen“ Grundlegung mit der „geschichtlich-hermeneutischen“ Begründung im Leben selbst zu suchen. Es geht Misch um eine nicht-technische „Verbindung des Heterogenen“: von „Wissenschaft“ und „Geschichte“ bzw. „Lebensführung“<sup>95</sup>, wobei am traditionellen Anspruch der Wissenschaft auf Allgemeingültigkeit durchaus festgehalten wird. Unter Verzicht auf „absolute Vorausset-

---

<sup>91</sup> A. a. O., S. 266, vgl. S. 281.

<sup>92</sup> Vgl. a. a. O., S. 284.

<sup>93</sup> Husserl, bei Misch a. a. O. zit. S. 186 ; vgl. S. 180 f.

<sup>94</sup> Vgl. a. a. O., S. 186.

<sup>95</sup> A. a. O., S. 188.

zungen“ beschränkt sich Misch jedoch auch in der Frage nach der „Macht der Theorie“<sup>96</sup> konsequent auf eine „immanente Vermittlung“, die das Theorie-Praxis-Verhältnis noch stärker ausspannt und nicht nach der einen oder anderen Seite hin auflösen will. Gegenüber Husserls Festhalten an einer rein theoretischen Einstellung geht es Misch also nicht um eine Verteidigung der Praxis als eines konstitutiven Elements der Theorie, sondern vielmehr um eine Neubestimmung der Theorieform selbst als solcher im ausdrücklichen Rückgriff auf deren alte, metaphysische Aufgabe.

#### 4. Die Abgrenzung von Heidegger

Damit ist auch Mischs Abgrenzung von Heidegger schon vorgezeichnet, wie er sie auf das Erscheinen von „Sein und Zeit“ (1927) hin in der hier referierten „Großbesprechung“ vorgenommen hat. Heidegger steht gegenüber Husserl in vielem näher auf der Seite Diltheys, so in seinem Insistieren auf dem praktischen Weltverhältnis und in seiner positiven Aufnahme der hermeneutischen Fragestellung. Doch geht Heidegger hier Mischs Meinung nach zu weit, wenn er die mit der transzendentalen Logik verbundene Problemstellung überhaupt aufgibt und auch die formale Logik links liegenläßt. Zwar hat die Lebensphilosophie mit dem aus der Antike übernommenen Primat der Logik im Sinne einer absoluten Begründungsforderung gebrochen, aber nicht um die Logik hinter sich zu lassen, sondern um sie zu erweitern und zu erneuern. Misch redet geradezu von einer „Konzentration auf das Logische und einem „*logischen Zentrum*“ der „Kategorien des Lebens“.<sup>97</sup> In dieser Wertschätzung des Logischen ist er sich mit Dilthey und Husserl gegen Heidegger einig.<sup>98</sup> Heidegger hat Diltheys Intentionen durchaus angenommen, aber nur unvollständig und an entscheidender Stelle verkürzt. Beide verneinen einen absoluten Standpunkt und die Möglichkeit einer „reinen Theorie“, Heidegger aber dazuhin auch noch den

---

<sup>96</sup> A. a. O., S. 285.

<sup>97</sup> A. a. O., S. 219.

<sup>98</sup> Vgl. a. a. O., S. 220.

Anspruch der Logik und den damit verbundenen Erkenntnisanspruch der Wissenschaft in ihrer neuzeitlichen Form. Aber auch der Theorie im Sinne der Kontemplation nimmt Heidegger ihren Anspruch.<sup>99</sup> Beides zusammen wird ihm, so meint Misch, zum Fallstrick, und zwar ironischerweise zum „logischen Fallstrick“.<sup>100</sup> Heidegger verschiebt Husserls Konzept so zwar „ins Existentielle“<sup>101</sup>, läßt es aber mit denselben Vorgriffen befrachtet und belastet.

Um die damit gegebene Differenz kurz zu rekapitulieren:

– Misch umschreibt die Ursprungssphäre nach wie vor mit „Logik“, während Heidegger sie als „Fundamentalontologie“ bestimmt.<sup>102</sup>

– Bei Misch ist wie bei Dilthey „die reale, die Vollzugsgeschichte“ fundierend und für jede Art von Begründung zureichend, während Heidegger ein „metaphysisches Urgeschehen“<sup>103</sup> einsetzen muß. Dies bedeutet aber für Misch eine Abstraktion, die zum begrifflichen Paradox einer „Ontologie der Geschichtlichkeit“<sup>104</sup> führt und bei Heidegger wider Willen eine logisch geschlossene Form annimmt<sup>105</sup>, ebenso leer wie der parmenideische „Sphairos“. So ergibt sich die paradoxe Sachlage, daß Heideggers Fundamentalontologie die Logik verdrängen will und gerade dadurch ihrer formalen Struktur nach von ihr abhängig bleibt.<sup>106</sup>

– Mischs Auseinandersetzung mit der neueren Metaphysik dagegen geschieht umgekehrt im ausdrücklichen Rückgriff auf die Logik als „Organon der Kritik“, an einem selber logisch verfaßten, für die Formulierung der Lebensbegriffe jedoch unzureichenden Seinsbegriff, wie ihn bereits Platon mit seinem Hinweis auf den grundsätzlich prädikativen Charakter von „sein“ formuliert hatte.<sup>107</sup> Misch recurriert in gleicher

---

<sup>99</sup> Vgl. a. a. O., S. 225.

<sup>100</sup> Ebd.

<sup>101</sup> Ebd.

<sup>102</sup> Vgl. a. a. O., S. 237.

<sup>103</sup> A. a. O., S. 238.

<sup>104</sup> Ebd.

<sup>105</sup> Vgl. S. 239.

<sup>106</sup> Vgl. S. 248.

<sup>107</sup> Vgl. a. a. O., S. 37 ff., 54, 70, 240 ff.

Weise auf das „Wie“ des Gewußtwerdens, auf die Wissensform als solche, die einer „logischen“ Präzisierung durchaus zugänglich ist.

– Demgegenüber vollzieht Misch seine Abgrenzung von der formalen Logik in einem positiven Bezug auf sie.<sup>108</sup> „Sein“ und „Nichts“ haben für ihn – wie für Parmenides – eine logische Bedeutung<sup>109</sup>, die auch Heidegger in seinen Wendungen wider Willen nachvollziehen muß. So geschieht die Setzung des Seins durch eine doppelte Negation („vor das Nichts gehalten“), und auch daß Sein „nicht Nichts“ ist, hat eine rein logische Evidenz.<sup>110</sup> Nur wird von Heidegger die logische Satzfunktion zu einer *Geschehensform* uminterpretiert und eine *nachträgliche* logische Reflexionsform zu einer *vorgängigen* Lebens- bzw. Seinsform gemacht.<sup>111</sup> Man muß jedoch sehen, daß eben dies eine unterlegte, in die Geschichtlichkeit hineinprojizierte logische Denkform ist, die Heidegger zwar vollzieht, aber nicht als solche reflektiert. Die Folge ist, daß auch der ursprünglich theoretische, metaphysische Gehalt dabei verloren geht.

– Heideggers Verfahren der Vermittlung von Sein und Nichts ist formal-diskursiv und bleibt leer im bloß negativen Sinn des Worts, im Unterschied etwa zur ‘leeren’ und zugleich erfüllenden Bewegung in der Mystik.<sup>112</sup> Stimmungen und Affekte sollen dann den fehlenden Realitätsgehalt ersetzen, während die Ursprungssphäre rein begrifflich vermittelt ist, ohne daß die „großen Grunderfahrungen“<sup>113</sup> der Kontemplation und die Erfahrungswerte und Erfüllungen der geschichtlichen Gehalte in sie eingehen würden. Die „geschehende Grundverfassung“ saugt gleichsam alles konkrete „geschichtliche Geschehen“ in sich auf und läßt es in sich untergehen.<sup>114</sup> Der „Kern“ wird so zwar in die „me-

---

<sup>108</sup> Vgl. a. a. O., S. 115.

<sup>109</sup> Vgl. S. 245.

<sup>110</sup> Vgl. S. 240, 245, 248.

<sup>111</sup> Vgl. S. 240.

<sup>112</sup> Vgl. S. 246.

<sup>113</sup> S. 247.

<sup>114</sup> Ebd.

taphysische Ebene“ verlagert<sup>115</sup>, in Wirklichkeit aber doch wieder auf die rein theoretische, formal-logische Ebene zurücktransportiert. Demgegenüber könnte selbst Husserls Phänomenologie als eine „Entwirklichung“<sup>116</sup> – entsprechend der Mystik – eine reale Bedeutung erhalten! Heidegger hingegen verfährt der Form nach „theoretisch“ in „*antitheoretischer* Absicht“.<sup>117</sup>

– Dahinter steht, wie Misch glaubt, immer noch der *intuitus originarius* des „Seins wie Gott“, dessen Sehen auch schaffen kann, in reiner Theorie gleichsam.<sup>118</sup> Die Versuchung rein subjektiver Selbst- und Weltmächtigkeit, die Heidegger zwar bekämpft, aber eben doch nur durch ein leeres Sein als Bezugspunkt ablöst, wird darin indirekt doch wieder affirmiert. Dem entspricht, daß Heidegger den Lebensbegriff „Macht“ terminologisch wiederum mit logischer „Möglichkeit“ gleicht und entsprechend das „Können“ in einer vorgängigen „Möglichkeit“ begründet sein läßt, während es sich in Wirklichkeit doch umgekehrt verhält.

– Mit der terminologischen Neufassung und Systematisierung einer Begrifflichkeit entgeht man aber nicht deren geschichtlicher Verflechtung und Implikation. Einseitige Konstruktionen verdecken lediglich die heterogenen Wurzeln und Elemente der Bedeutungseinheiten, um deren Explikation und geschichtlich-produktive Weiterbestimmung es gehen muß.

## 5. Zusammenfassung

Misch bemüht sich um den Nachweis einer Kontinuität zwischen den Formen elementaren Verstehens, dem vortheoretischen Wissen des Lebens und den rein diskursiven, logisch strukturierten Aussagen der Wissenschaft. Das sich aus dem Lebenszusammenhang zunehmend ablösende Wissen wird damit erneut dem Reflexionsprozeß des Lebens ausgesetzt und auf dessen elementare Leistungen zurückbezogen, um von

---

<sup>115</sup> S. 248.

<sup>116</sup> S. 249.

<sup>117</sup> S. 25.

<sup>118</sup> Vgl. S. 269.

ihnen her wiederum seinen sachlichen Bezug vertieft zurückzuerhalten.

Die Bemühung um eine Hermeneutik des Lebens geht somit in zwei Richtungen zugleich: die aufsteigende Linie des Lebens kann mit „Leisten“ bzw. „Schaffen“, die rückgewandte Bewegung mit „Besinnung“ und „Explikation“ umschrieben werden. Beide Richtungen verschlingen sich in der geschichtlichen Bewegung. Die untrennbare Einheit von Aktivität und Reflexivität kennzeichnet insbesondere die menschliche Rede, die Ausdrucksbewegung und Tat mit besonnenem Innehalten und Distanzierenkönnen geschichtlich-schöpferisch vereinigt. Die Sprache verselbständigt sich darin gegenüber dem unmittelbaren Erlebnisausdruck und bleibt zugleich auf diesen rückbezogen.

Man kann diesen rückwendig-produktiven Prozeß als eine offene Dialektik ohne Vollständigkeitsforderung und Abschließungstendenz charakterisieren. Misch zielt in ihr auf die Konfinien von „Verstandesmäßigkeit“ und „Unergründlichkeit“, von „Grenzenlosigkeit“ und „bildender Gewalt“. Er legt dem ein bestimmt-unbestimmtes Verhältnis im Sinne einer beweglichen Grundstruktur zugrunde, wie sie in der platonischen Dialektik vorgebildet worden war. Misch mißtraut der terminologischen Abschließung der Begriffe, die ohne einen unbestimmteren Hof von Bedeutung ihre Ausdruckskraft verlieren. Bedeutung ist für ihn primär eine Lebenskategorie, eine geschichtlich gewordene Sinn- und Erlebniseinheit, die aber nicht nur im unmittelbaren Erlebnisausdruck liegt, sondern darüberhinaus auf ein Allgemeines und seine begrifflich-diskursive Auslegung verweist.

Sprachliche Bedeutungseinheiten sind so für Misch weder rein subjektiv ableitbar noch in einem objektiven Weltbestand fertig hinterlegt. Subjekt und Objekt sind in ihrer geschichtlichen Verschränkung grundsätzlich gleichberechtigt, so daß in der einen Hinsicht die andere von vornherein mitberücksichtigt werden muß. Es wird nicht die Objektseite zugunsten des Selbstvollzugs menschlicher Existenz abgewertet und vielmehr der sinnlich-geistigen Konstitution von Eindruck, Sprache und Denken Raum gegeben. Auch ist in diesem Ansatz der ursprünglichen Gemeinschaftlichkeit und Gesellschaftlichkeit des Menschen und seiner Sprache von vornherein Rechnung getragen.





## FÜNFTES KAPITEL

### DIE NOTWENDIGKEIT EINER ERWEITERUNG DES LOGISCHEN FELDES

#### 1. Die Revision der Erkenntnisgrundlagen im neuzeitlichen Denken

Die Grundannahmen einer ungebrochenen Wissenstradition werden in der beginnenden Neuzeit zunehmend aporetisch, weil der alte *ordo universalis* (die theozentrische Weltordnung) durch die aufkommenden Naturwissenschaften in Frage gestellt wird und für das zerfallende Ganze eine neue Grundlage der Einigung gefunden werden muß. Entgegen der Tradition und ihrem vermeintlich kohärenten Wissensbestand muß Wissenschaft sich nun jenseits des Überlieferungszusammenhangs definieren und, weil die Weltordnung brüchig geworden ist, ihre Gegenstandsbereiche auf *formaler*, d. h. logischer und mathematischer Grundlage konstituieren. Zur Konstitution des Erkenntnisgegenstandes werden nun drei Fragen wichtig: (1) die Frage nach seiner empirischen Grundlage, (2) die Frage nach seiner logischen Konsistenz und mathematischen Behandelbarkeit und (3) die Frage nach dem Zusammenhang aller Gegenstandsbereiche in der Einheit der logisch-mathematisch begründeten Wissenschaft. Die so in Anspruch genommene Logik kann nicht mehr, wie im Mittelalter, in erster Linie eine Dialektik zur Einigung von Standpunkten und erst in zweiter Instanz eine Beweistheorie sein – das Ganze war ja ohnehin theologisch verbürgt. Stattdessen wird nun die logische Verträglichkeit (Konsistenz, Widerspruchsfreiheit, Kohärenz etc.) des Wissenszusammenhangs zur leitenden Voraussetzung gemacht.

Die damit eingeleitete Revision der Erkenntnisgrundlagen führte aber nicht sogleich zu einer Revision der überlieferten aristotelischen Logik, die auch das neuzeitliche Methodenverständnis noch bestimmt. Das ganze Projekt blieb gewissermaßen auf halbem Wege stehen. Unerachtet des Antiaristotelismus (was die Lehre von den Substanzen betrifft) wird die aristotelische Logik als Begründungs- und Beweistheorie zur Grundlagenwissenschaft und zum „Organon“ des Wissens gemacht.

Sie wird lediglich erweitert um neue Zweige der Mathematik, die für die Behandlung von Funktionen neue Wege eröffnen. Während das theozentrisch begründete und aristotelisch abgesicherte Weltgebäude alles an einem höchsten Punkt verankerte, wird das Wissen nun an einem unteren Pol festgemacht. Und doch bleibt das alte Wissensideal erhalten, was die logische Formbestimmtheit des Wissens betrifft, und auch die Dialektik behält ihren Rang. Was an einem in sich widerspruchsfreien Punkt verankert werden kann, verwaltet die Logik, während die Dialektik die mit dem Gegensatz bzw. Widerspruch behafteten Wissensbestände zu ihrem Gegenstand macht.

Aus der Aufrechterhaltung der alten logischen Wissensform resultiert für das neuzeitliche Denken eine zwiespältige Lage: Zwar sind die Inhalte bzw. Gegenstände des Wissens andere geworden; nicht aber hat sich der Wissensbegriff selbst gewandelt, der sich nach wie vor an der Forderung logischer Konsistenz und Begründbarkeit bemißt. Konkretisiert wird die Wissensebene und spezifiziert der Wissensgegenstand; nicht aber wird der mit dem Begriff des Wissens verbundene Wahrheitsanspruch und seine logisch verbürgte Geltung einer Kritik ausgesetzt. Und doch ist im Ganzen eine klimatisch wirksam werdende Veränderung spürbar, die der *via moderna* ihren Auftrieb gab und für die Renaissance bestimmend geworden ist. Der Streit geht nun schärfer als zuvor über das nicht mehr auf einen Nenner zu bringende Verhältnis von „Ordnung“ und „Freiheit“, wobei für die Sache der Freiheit, soll sie sich ausformulieren können, als Philosophie der Subjektivität eine neue logische Grundfigur durchdekliniert. Der Ausgang von der Subjektstellung betont die Selbstrückbezüglichkeit des Denkens und Wissens auf den Erkennenden. Er ist nicht nur der Adressat, sondern auch der Schöpfer seiner Welt und seines Wissens. Damit bahnt sich ein Paradigmenwechsel an, der sich im Zeichen des geschichtlichen Bewußtseins in den Geisteswissenschaften auch methodisch seinen Ausdruck verschafft.

## 2. Veränderungen in den logischen Grundlagen des Methodendenkens

Die sich in der Folge dieser Entwicklung ausarbeitende Differenz in den Formen des Wissens ist nicht zu allen Zeiten bewußtseinsbestimmend gewesen und wird im Alltagsdenken in der Regel auch überspielt. Dabei handelt es sich im Prinzip um eine durch Disjunktion bestimmte, durchgängige Differenz, an der sich die Geister scheiden. Sie wird im Rahmen einer Logik der Alternativen einnivelliert, von derselben Logik zufolge ihrer allzu restriktiven Bedingungen aber auch allererst zum deutlichen Bewußtsein gebracht.

Wie immer in Anschlag gebracht, spielt die Logik nach wie vor die entscheidende Schlüsselrolle für die Art und Weise des Umgangs mit Wissen und Wahrnehmung, mit Begreifen und Verstehen. Auch zuvor schon hatte der Erwerb und die Anwendung von Wissen sich einer Logik vergewissert, die je nach der Art ihrer Abzweckung eine 'identische', eine 'analogische' oder eine 'metaphorische' Übertragung zu leisten hatte. Die darin geltend gemachten Differenzen in den Formen des Wissens wurden jedoch auf gesonderte Gebiete verteilt und haben das Weltbild nicht im ganzen bestimmt. Dabei zeigt sich im historischen Rückblick, daß das logische Substrat auch bezüglich der Unterscheidung von 'höherem' und 'niederen' Wissen sich nicht wesentlich unterschieden hat. Ob ein Wissen in esoterischen Gemeinschaften gehütet wurde, im Sinne exoterischer Lesung nach außen gerichtet war oder im Sinne allgemeiner Geltung an eine hierarchische Ordnungsvorstellung gebunden wurde – immer bot das räumliche Schubladendenken eine Gelegenheit, streitende Vorstellungen zu neutralisieren und Unterschiedliches wenn schon nicht zu versöhnen, so doch nebeneinander bestehen zu lassen. Solange man die Methodenfragen an den räumlicher Vorstellung entsprechenden Standards der Ein- und Ausgrenzung bemaß, befand man sich – so glaubte man wenigstens – auf festem Boden und konnte sich auf ein gesichert erscheinendes, wenngleich nur im Sinne des „Teile und Herrsche“ verbürgtes Fundament stützen. Im praktisch-alltäglichen Wissen wie im Begriff der Wahrheit galt die Suche einem beständigen, objektiven und zweifelsfrei zu machenden Seins- bzw. Wissensbestand.

Auch wenn diese Voraussetzung nach wie vor das wissenschaftliche Denken leitet, muß hier eine Einschränkung geltend gemacht werden. Eine logisch so oder anders normierte Methode<sup>1</sup> erweist sich als geeignetes Werkzeug für einen ganz bestimmten Zweck und ist darin auf einen abgrenzbaren Anwendungsbereich beschränkt. Keine Methode kann beanspruchen, Universalmethode zu sein, und noch weniger kann es ihr gelingen, die Grundlagen des Ganzen erschöpfend zu klären. Damit ist zwangsläufig eine Selbstbeschränkung verbunden. So wie das sehende Auge eine Tendenz zur Identifikation mit dem gesehenen Gegenstand hat und darin aufhört sich selber wahrzunehmen, wird auch eine Methode und ihre Logik oft blind für die Bedingungen ihrer eigenen Funktionalität.

Bei alledem bildet ein Unendliches die Voraussetzung, den Wurzelgrund und die Grenze des Wissen- und Verstehenkönnens. Dies läßt weiter fragen nach dem Verhältnis des Bestimmten zum Unbestimmten. Wenn Wissen mit Unterscheidung zu tun hat, muß es sich auf beide Seiten beziehen und kann doch nur die eine davon bestimmt fassen. Mit dem Nicht-zur-Deckung-bringen-können der bestimmten und der unbestimmten Seite des Wissens beginnt die Frage nach der Methode und bemißt sich ihre Reichweite und Macht. Zugleich aber zeigt sich darin auch ihr notwendiges Beschränktsein. Methoden fassen ein Bestimmtes, indem sie dessen andere Seite unbestimmt lassen.

In der Disjunktion inkommensurabler Seiten bahnt sich ein Wandel im Verständnis des Logischen selbst an. Das sich gleichzeitig nach zwei Seiten hin auslegende logische Feld kann nicht mehr im Sinne einer Logik verstanden werden, die mit Ein- und Ausgrenzung arbeitet und nur am Binnenbereich interessiert ist. In zu entscheidenden, mit einer Wertung verbundenen Alternativen kann immer nur die eine Seite recht haben, so daß die andere verworfen werden muß. Bei konstitutiv zwei-seitigen logischen Bezügen aber kann es sich nicht mehr um entscheidbare Alternativen handeln, wie die zweiwertige Logik sie fest schreibt. Das Logische als solches spielt grundsätzlich nach beiden Sei-

---

<sup>1</sup> Zum Logischen zähle ich an dieser Stelle auch das Analoge, das Dialektische und das Hermeneutische.

ten und gibt nicht nur der einen recht. Einseitig geltend gemachte Ansprüche können zwar immer noch durchgesetzt, aber nicht mehr begründet werden.

Weiter trennend zu verfahren, mißachtet den Strukturzusammenhang des Ganzen und stellt einen Mißbrauch des Logischen selbst dar. Die mit einseitigen Lösungen verbundenen Formen der Gewalt sind bekannt. Wenn es mit einer solchen monozentrischen Engführung nicht mehr sein Bewenden haben kann, kommt nun alles darauf an, das logische Feld so zu erweitern, daß auch das Moment der freischwebenden, an nichts gebundenen Selbstbestimmbarkeit als legitime Form logischer Bewegungsmöglichkeit zugelassen werden kann. Verlangt ist mit anderen Worten, der logischen Geltung eine weniger apodiktische, ins Zwanghafte ausartende Form zu geben. An die Stelle der zu entscheidenden Alternative tritt die 'stehende' Disjunktion, die verhindert, daß etwas aus dem Felde geschlagen werden kann. Auf einer grundlegenden Ebene der Unterscheidung kann nichts verworfen und nichts ausrangiert werden. Anders gesagt, gibt es für die grundlegenden Beziehungen keine Möglichkeit zu radikal trennenden und ausschließenden Lösungen. Solche müssen darauf hinauslaufen, das Ganze zu widerrufen.

Um dies am Beispiel der Negation zu verdeutlichen. Eine Negation kann nie das Ganze betreffen, dessen Teil sie ist. Sie ist also nur gerechtfertigt, wenn sie sich im gleichen Akt auch wieder zurücknimmt und den Bezug auf das Negierte wahr. In diesem Sinne gehen die früh einsetzenden dialektischen Methoden von der Koexistenz des Gegensätzlichen und der Unauflösbarkeit der ihm zugrunde liegenden Einheit aus. Wie immer man die Grenzen zieht, ist das umgreifende Ganze stets mit von der Partie. Im Umkehrschluß heißt das, daß es gar nicht nötig ist, die Gegensatzstruktur der Welthabe zu bereinigen und alles wie aus einem Guß zu machen. Widerspruchsfreiheit bleibt hier ein nicht einzulösendes Postulat, und, wenn es gleichwohl durchgesetzt wird, das Verdikt einer Herrschaft. Eine solche hat keinen realen Grund und muß sich fiktiver Mittel bedienen, um in Geltung zu bleiben. Das wirkliche, multizentrierte und mehrdimensionale Ganze ist anarchisch und nicht monokratisch gegeben. Dies verändert den Cha-

rakter der Logik, mit der die Probleme nun angegangen werden müssen. An die Stelle einpoliger Machtansprüche treten mehrpolige Beziehungslagen, und diese verlangen einen anderen Umgang mit den Dingen. Alles ist von mehreren Seiten aus zu betrachten.

### 3. Die logische Abschließung der Welt: Skeptizismus, dogmatische Metaphysik und antimetaphysischer Nominalismus

Habermas hat recht mit der Behauptung, daß zwischen dem positivistischen Selbstverständnis der Wissenschaften und der alten Ontologie ein Zusammenhang besteht.<sup>2</sup> So setzte der aristotelische Begriff der 'theoria' die ontologische Unterscheidung zwischen dem beständigen Sein und der vergänglichen Zeitwelt voraus und führte zu einem an immerwährenden Konstanzen orientierten Gegenstandsbegriff.<sup>3</sup> Damit war eine logische Vorentscheidung für widerspruchsfreie Verhältnisse getroffen, die dem was ist gerecht werden können. Auch wenn daran im Prinzip nichts auszusetzen ist, weil die Wahrheit sich nicht selber widerspricht, kann dieselbe Forderung der Widerspruchsfreiheit, auf Weltverhältnisse und konkrete Beziehungslagen angewendet, leicht fehlleiten und in die Irre führen. In der Tat schließt das rein positive, allem Wechsel enthobene Sein Negativität und mit ihr auch die Möglichkeit des Gegebenseins von *Alternativen zum Ganzen* aus. Was ist, läßt sich in seinem Sein und Wahrheitsanspruch nicht bestreiten. Und doch bleibt die Frage offen, wie eine solche 'rein theoretische' Einstellung ins Werk gesetzt und mit Erkenntnis bzw. Wissen gefüllt werden kann. Dies hängt davon ab, wie das Sein im ganzen verstanden wird. Eine sich dem reinen Denken verdankende Erkenntnis läßt sich nur verbinden mit einer theoretischen Einstellung, die, wie Habermas sagt, vom dogmatischen Zusammenhang und dem irritierenden Einfluß der natürlichen Lebensinteressen befreit ist. Mit demselben Theoriebegriff kann dann auch, wie schon die parmenideische Unterscheidung zweier

---

<sup>2</sup> Vgl. J. Habermas, Erkenntnis und Interesse.

<sup>3</sup> Ob Parmenides hieran als Weichensteller mitschuldig ist, wie allgemein angenommen wird, wäre erst noch zu prüfen.

bzw. dreier „Wege“ zeigt, ein soteriologisches bzw. emanzipatorisches Interesse verbunden werden.

Für das auf gegenständliche Welterkenntnis bezogene wissenschaftliche Verfahren ergibt sich daraus zunächst jedoch eine schwer aufzulösende Aporie, an deren Aufdeckung Platon in seiner Auseinandersetzung mit Parmenides und Heraklit gelegen war.<sup>4</sup> Platon macht geltend, daß das aller Entgegensetzung enthobene, vom Widerspruch und aller Negativität gänzlich befreite Sein bestimmungslos bleibt und damit auch unerkennbar wird. Aber auch auf der anderen Seite ergibt sich eine Aporie: Auch das aller Seinsgeltung beraubte Zeitwesen wird unabweisbar und unterliegt in seiner Widersprüchlichkeit einer skeptischen Destruktion seiner Bestimmungen. Gleich ob alles „im Sein ist“ oder alles „im Fluß“, können die damit verbundenen Evidenzen Erkenntnis nicht mehr sichern.

Die streng logische Fassung dieses beiderseitigen, mit einer Alternativenbildung verbundenen Aporetik verfängt sich im Paradox der Suche und wird durch den späteren Skeptizismus unhintergebar gemacht. Es gibt keine Begründung in sich und keine Begründung in einem anderen. Die Begründung in sich wird zur Setzung und die Begründung in einem anderen führt in den Regreß. Wenn es keine Begründung in sich gibt, wird auch das reine Sein, erkenntnistheoretisch betrachtet, noch zu einer Setzung. Und wenn es keine Begründung in einem anderen gibt, führt dies zum Zirkel wechselseitiger Abhängigkeit und/oder zum endlosen Regreß. Die Trennung von „Sein“ und „Werden“ führt, was die Erkenntnis betrifft, in eine ausweglose Lage, aus der es, wenn sie logisch durchgebildet wird, kein Entrinnen mehr gibt. Die Aporie öffnet für den Dogmatismus, aber auch für die in ihm sich äußernden Freiheit die Tür. Weil das Logische nur formal rechtfertigt, nicht aber auch inhaltlich trägt, kann es sich mit allen möglichen Annahmen, gleich gut aber auch mit deren Gegenteil verbinden. Dieselbe Logik dient der Behauptung wie deren Bestreitung und gibt selber kein Kriterium her, um entscheiden zu können, wer denn nun recht hat. Die ‘richtige’ und die ‘falsche’ bzw. ‘verkehrte’ Ansicht bedient sich ein und

---

<sup>4</sup> Vgl. insbesondere den *Theaitetos* und den *Sophistes*.

derselben Logik, so daß Zuschreibungen wie „gerecht“ und „ungerecht“, „normal“ oder „pathologisch“ austauschbar werden. Damit sind die alten Ordnungsvorstellungen aufgehoben, und das logische Feld der Freiheit ist eröffnet.

Um dieser die Neuzeit bestimmenden Entwicklung gerecht zu werden, muß der Anteil der formalen Logik an ihrem Zustandekommen ins Auge gefaßt werden. Der ganze Vorgang erweist sich als doppelsinnig, wenn etwas affirmiert und gleichzeitig negiert wird. Das „logische Messer“ nimmt nun kraft der Symmetrieeigenschaften des Logischen eine zweiseitige Rolle ein. Zunächst hat das ein negatives Resultat zur Folge und führt in die Verzweiflung hinein. Die Logik sollte vor dem Skeptizismus retten, und nun führt sie umso tiefer in ihn hinein. Eine logische Position einnehmen und offen oder verdeckt Skeptiker sein ist nun ein und dasselbe. Mit dem Zirkel und/oder Regreß hat sie ihrem alles begründenden Argument eine alles aufhebende, zumindest aber einklammernde und außer Geltung setzende Form gegeben. Das logische Unternehmen, ein widerspruchsfreies Sein und Begriffsallgemeines zu wahren und zu bekräftigen, wird nun konterkariert durch dieselbe Logik, die einen solchen Anspruch gleichzeitig destruiert. Was in der Tat der Fall ist, muß bezüglich seiner Wirklichkeit und Wahrheit hypothetisch gesetzt werden. Man kann nicht mehr sagen, ob man weiß oder nur zu wissen glaubt.

Die psychologischen und erkenntnistheoretischen Folgen eines solchen Spagats lasten auf der Seele und behindern das Denken. Einerseits unwidersprechbar und von zwingendem Charakter, haben die logischen Argumente es schwer, eine Überzeugungskraft zu gewinnen. Es braucht deshalb nicht zu wundern, wenn aus der Wahrheitsfrage zunächst ein Machtkampf wird. Wie die Sophisten mit ihrer Anti-Logik zeigen, können symmetrisch gestellte Positionen und kontradiktorische Aussagen mit genau denselben logischen Mitteln verteidigt, aber auch widerlegt werden, so daß das Für und Wider schon aus rein logischen Gründen nicht mehr ausschlaggebend ist. Was der Fall ist bzw. sein soll, wird zur Sache einer mit außerlogischen Mitteln geführten Machtprobe.

Und doch kann das nur die eine Seite der Münze sein. Engführungen dieser Art haben eine verschließende, indirekt aber auch eine öffnende Eigenschaft. Die Logik als Mittel des wahrheitsübertragenden Schlusses hat den Dogmatismus befördert und gleichzeitig in die Aporie geführt. Die sophistische Anti-Logik einer nach beiden Seiten hin gleich überzeugenden Rede befördert ja nicht nur den Machtanspruch, sondern führt – wenn auch zeitverschoben – zu seiner Destruktion. So wie die Wasser steigen, fallen sie auch. Doch erst in der nachkantischen Wende, wie sie die Frühromantik vollzog, wurde das in die Symmetrien von 'Logik' und 'Antilogik' verstrickte Argument jenseits des Entscheidungszwanges auf andere Weise produktiv zu machen versucht.<sup>5</sup> Die nicht mehr verborgen bleibende Ambivalenz der ganzen Entwicklung bestimmt nun auch in den Wissenschaften die Stimmung. Die mit der alten Metaphysik verbundene Absicht, das Weltall in seiner gesetzmäßigen Ordnung zu bestimmen und das Soziale entsprechend zu konsolidieren, wird durch den Aufstieg der Wissenschaften bestätigt und im Bewußtsein festgeschrieben. Andererseits aber verbindet sich mit derselben Entwicklung auch ein gegenläufiges Interesse an der Emanzipation aus den Zwängen der Lebenswelt. In bezug auf dieselben Vorgänge sind die Sichtweisen und Interessen gespalten und werden in eine nicht mehr aus der Welt zu schaffende Kontroverse hineingezogen. Während dem einen an der Verfügbarkeit der Abläufe im Funktionskreis instrumentellen Handelns gelegen ist, macht der andere geltend, daß damit nun keine metaphysische Rückbindung mehr verbunden sein kann und wachsende Freiheitsmöglichkeiten sich eröffnen. Die Scheren laufen auseinander und konfrontieren die Freiheit mit sich selbst.

Die im Bild auseinanderlaufender Scheren nicht mehr durchschaubare ontologische und erkenntnistheoretische Gemengelage führt zu den unterschiedlichsten Strategien, um der unaufhebbaren Mehrseitigkeit und Mehrdeutigkeit der Sachlage entweder zu entgehen – oder

---

<sup>5</sup> Auf die entwickelten Formen dieses Streites hat Lyotard aufmerksam gemacht; vgl. Françoise Lyotard, *Der Widerstreit*. Wilhelm Fink Verlag München 1987.

aber ihr gerecht werden zu können. Um dem in der Logik selbst angelegten und durch sie erst herausgetriebenen Skeptizismus zu begegnen, hat dieselbe Logik sich bezüglich ihrer Funktionalitätsbedingungen (Definitheit, Konstanz bzw. Regelmäßigkeit, entschiedene Wahrheitswerte, strikte Allgemeingültigkeit) mit einer dogmatischen Metaphysik verschwistert und das Bild einer durchgängig determinierten, restlos in allgemeine Strukturen auflösbaren Wirklichkeit an die Wand gemalt. Und doch blieb der so zugeschüttete Graben aufgerissen, weil dieselbe Logik in bezug auf die Einlösbarkeit ihrer Forderungen einem antimetaphysischen Nominalismus verpflichtet war. Skeptizismus, dogmatische Metaphysik und antimetaphysischer Nominalismus sind nur die verschiedenen Seiten von ein und demselben logischen Sachverhalt.

Die Unbedenklichkeit, mit der hier in der Luft hängende Möglichkeiten ergriffen werden, bestätigt die Mehrseitigkeit und unterschiedliche Auslegbarkeit der dem ganzen Vorgang zugrunde liegenden logischen Prinzipien. In allen Lagern wird zunächst die Konsequenz bestärkt, man möge doch um des Fortkommen willens den Anspruch auf Repräsentation und Rechtfertigung des Wirklichen preisgeben. Gleichzeitig aber werden neue Konzeptionen erprobt, um einen tragfähigen Wirklichkeitsboden allererst freizulegen und zugänglich zu machen. Die in sich gedoppelte scherenbildende Tendenz führt schließlich zu der Einsicht, daß letztendlich nur die Wahl zwischen einer negativen Totalität und einem positiven Ganzen bleibt – und daß eine zeitlang beides hintangestellt werden muß, um zunächst einmal bei sich selber ankommen zu können. Damit sind Gefahren verbunden, denn einerseits läßt sich auch das auf keine Geltungsmacht mehr verpflichtete Denken mit noch weitergehendem Raffinement zu einem Instrument der Herrschaft machen, die nun nicht nur die Körper versklavt, sondern auch die Köpfe besetzt. Andererseits aber fordert dieselbe Situation dazu auf, sich auf sich selber zu besinnen und die Freiheit wahrzunehmen, die dem Menschen immer schon eigen war und die er nun, mit erwachtem Selbstbewußtsein, auch realisieren kann. Das die neue Zeit heraufführende Leitwort heißt „Freiheit“ und nicht mehr „Unterworfenheit“ unter ein wie immer geartetes, wie immer mit Geltung versehenes „Ge-

setz“. So wie vorher definiert wurde: Freiheit verlangt Gesetz, muß nun definiert werden: Gesetz verlangt Freiheit.

#### 4. Kritik an der Engführung des Logischen im Sinne eindeutiger Abbildungsverhältnisse und Anbahnung eines Wandels im Verständnis des Logischen selbst

Um aus der gekennzeichneten Sachlage die erkenntnistheoretischen Konsequenzen zu ziehen, läßt sich an bereits Gesagtes anknüpfen. Zu den grundlegenden Bedingungen aussagenlogischer Verfahren gehört die Entschiedenheit der Wahrheitswerte aller in den Aussagenzusammenhang eingehenden, logisch einfachen Sätze. Für einen logisch-eindimensionalen Zeichenzusammenhang macht das im Sinne der Voraussetzungsmethode noch keine Schwierigkeiten, weil man so lange die Festlegungen treffen kann wie man will. Bei der Einführung von Relationen, Ebenen und Mengen muß die formale Stimmigkeit jedoch einer Prüfung unterzogen werden, weil nun komplexe Faktoren nicht mehr in einfache Determinanten zerlegbar sind. Damit verbindet sich der Zweifel, ob empirische Gegebenheiten und semantische Bedeutungsfelder sich der Forderung beliebiger Substituierbarkeit anbequemen lassen. Deutlich ist von vornherein, daß sich die Bedingungen logischer Funktionalität in semantisch-empirischen Feldern nur mit Abstrichen und mehr oder weniger zufriedenstellend einlösen lassen. Und weil nun komplexe Strukturverhältnisse zum Gegenstand werden, ist auch die Widerspruchsfreiheit nicht mehr gewährleistet. Analytizität als Bedingung logischer Funktionalität läßt sich in semantischen und empirischen Feldern nicht einlösen. Aus der Logik der Identität wird eine Logik der Differenz.

Hinzu kommt der Hinweis auf die Mehrbödigkeit, der gemäß Vorder- und Hinterbühne sich unterscheiden. Auch ein logisch durchstrukturierter Theoriezusammenhang hat noch verborgene Prämissen und überzeugt letztlich auch nur durch nicht voll explizit zu machende Argumente. Formale Stimmigkeit kann unter dieser Voraussetzung nicht mehr das einzige Prinzip der Theoriebildung sein. Nicht einmal die reine Mathematik erfüllt die Bedingung durchgängiger logischer

Transparenz und Analytizität. Mit anderen Worten lassen sich die mit logischer Funktionalität verbundenen Definitheits- und Invarianzbedingungen auch in Formaltheorien nicht strikt einlösen, sollen deren Formeln anwendbar sein und auf das Gegebene passen. Weil dabei nichts glatt aufgeht, sind für die notwendigen Übersetzungen Abschwächungen des Exaktheitsideals unvermeidlich. Verdeutlichen läßt sich das an den Systemtheorien. An einer durchgängigen Bestimmbarkeit aller Faktoren und Verläufe kann hier schon aus ontologischen Gründen nicht festgehalten werden. Systeme haben ja nicht nur einen internen Regelungsmechanismus, sondern auch eine Außenbeziehung, auf die sie angewiesen sind. Damit kommt ein unabsehbares Moment der Kontingenz in das zwei-seitige Ganze hinein. Insbesondere die sozialen Systeme können nicht abgeschlossen sein. Ihr Regelwerk ist nicht selbsttragend und bleibt auf Zufuhr aus anderen Quellgründen angewiesen. Von diesem Nährgrund können sich soziale Systeme nicht abschneiden, wollen sie nicht ihren eigenen Boden verlieren.

Aus der im ganzen offenen Lage lassen sich erkenntnistheoretische Konsequenzen ziehen. Die Linien logischer Geltung und inhaltlicher Fruchtbarkeit lassen sich nicht zur Deckung bringen und verzweigen sich auch dann noch, wenn sie konvergent sind. Dem entsprechend, ist zwischen logischer und sprachlicher Konstitution von Bedeutung auch dann noch zu unterscheiden, wenn beides gar nicht voneinander getrennt werden kann. Auch im wissenschaftlichen Bereich lassen sich die sprachlich bzw. begrifflich gefaßten Bedeutungen nicht voll explizieren und werden bei aller verbleibenden Unschärfe doch verstanden. Hinzu kommt die mit fließenden sprachlichen und empirischen Feldern einhergehende Abschwächung von Geltungsansprüchen, der man zunächst durch Setzung zuvorkommen konnte und die nun selber produktiv gemacht werden will. Durchgängige Bestimmtheit und Bestimmbarkeit ist nicht zu erreichen, ja nicht einmal zu wünschen. Das Stimmige und Genaue muß an einer anderen Stelle gesucht werden.

So kann die zweifellos mögliche und für die Forschung fruchtbare Induktion für logisch unzulässig erklärt werden, weil das Verhältnis von Deduktion und Induktion mit Diskrepanzen verbunden ist und in einen Zirkel hineinführt. Und doch kann man auf die hier geleistete

Verbindung von Denken und Empirie nicht verzichten. Und um noch ein weiteres Beispiel anzuführen. Wie die sogenannte Fuzzy-Logik zeigt<sup>6</sup>, lassen sich auch bei unbestimmten Grundlagen und unscharfen Randzonen logisch gültige Schlüsse ziehen. Drösser stellt für seine Darstellung der „Fuzzy Logic“ Einsteins provozierende Feststellung als Motto voran: „Insofern sich die Sätze der Mathematik auf die Wirklichkeit beziehen, sind sie nicht sicher, und insofern sie sicher sind, beziehen sie sich nicht auf die Wirklichkeit.“<sup>7</sup> Eine kraft ihrer Unschärferelation allererst funktional werdende Beziehungsform stellen die kybernetischen Regelkreise dar, die in vielen technischen Einrichtungen Verwendung finden, aber auch für nichttechnische Abläufe kennzeichnend sind. Oft genügt, wie beim Thermostaten, die Angabe eines Minimums und eines Maximums als Grenzwert. Was dazwischen im Sinne von kybernetischen Regelkreisen erlaubt ist, ist nicht nach Exaktheitskriterien zu beurteilen; es gibt hier kein definitiv auszumachendes Form- und Sinnkriterium für gültige Lösungen. Noch eindringlicher zeigt das Beispiel der zwischenmenschlichen Kommunikation, daß Unschärfe und Genauigkeit keine Gegensätze sind: „Wir können unsere Gedanken und Gefühle sehr genau mitteilen, obwohl wir unpräzise Begriffe benutzen – «genau» nicht im Sinne eines mathematischen Formalismus, sondern im Sinne von «überbringen, was man meint» (andererseits dauert es oft Jahre, bis zwei Menschen feststellen, daß sie die ganze Zeit aneinander vorbeigeredet haben).“<sup>8</sup>

In allen genannten Beispielen verbinden sich logische und nichtlogische Faktoren. Auch der logisch konsistent gemachte Theoriezusammenhang enthält noch ihm fremde Elemente, er läßt sich von verschwiegenen Motiven leiten und verweist auf nicht explizit gemachte Prämissen. Und doch kann die Logik immer nur sich selber anbieten,

---

<sup>6</sup> Vgl. Bart Kosko, *Fuzzy Logisch. Eine neue Art des Denkens*. Econ Taschenbuch Verlag Düsseldorf 1995 (Econ TB 26161). Christoph Drösser, *Fuzzy Logic. Methodische Einführung in krauses Denken*. Rowohlt Taschenbuch Verlag Reinbek bei Hamburg 1994 (rororo science 9619).

<sup>7</sup> Bei Drösser zit. S. 14.

<sup>8</sup> Drösser, a. a. O., S. 18.

um nicht voll abgeklärte Sachlagen zu analysieren und behandelbar zu machen. Man muß hier schon „Linien im Fließenden ziehen“, um noch einmal Georg Mischs glückliche Wendung zu zitieren.<sup>9</sup> Das heißt, daß die Anwendung logischer Verfahren von einer verzweigten und verfranzten Grundsituation betroffen ist und das Inexakte akzeptiert werden muß, sollen diese verwendbar sein und Geltung erlangen können.

Verallgemeinert gilt das für alle in Zeit und Raum eingerichteten Lebensformen und darauf bezogene Strukturen. Paradox ausgedrückt: Wer alles in der Hand haben und kontrollieren will, wird irgendwann vor die Situation gestellt, nichts mehr in der Hand zu haben. Die Mittel zur methodischen Lösung komplexer Aufgaben sind begrenzt, und die simple Logik tut's hier nicht mehr. Es braucht deshalb auch hier nicht zu verwundern, wenn auf altbewährte Handstreich-Mittel zurückgegriffen wird, die zum Einfallstor für Willkür werden und mit denen sich wiederum die Errichtung von Herrschaft legitimiert. Viel kann dabei nicht herauskommen, weil allzugroße Vereinfachungen der gegebenen Lage damit verbunden sind. Die Folge ist ein nicht zu beendender Streit um nicht bewältigte Herausforderungen, der weder durch das Recht noch mit Gewalt aus der Welt geschafft werden kann.

Zwar fatal, aber nicht hoffnungslos sind die zunächst daraus gezogenen skeptischen Konsequenzen. Allein aus logischen Gründen läßt sich die wesentliche Differenz zwischen Wahrheit, Erkenntnis, Wissen einerseits und Meinung, Annahme, Glaube andererseits gar nicht ausmachen. Und doch kann man auf das Logische nicht verzichten, um diese grundlegenden Unterscheidungen treffen zu können. Alle anderen empirisch beigebrachten Gründe sind dafür nicht hinreichend. In einer Welt der Meinungen zu unterscheiden, *was ist* und *was nicht ist*, erscheint unmöglich, und doch liegt, wie Protagoras betont, genau darin die zunächst mit logischen Mitteln freizulegende Aufgabe des Men-

---

<sup>9</sup> Georg Misch, *Lebensphilosophie und Phänomenologie. Eine Auseinandersetzung der Dilthey'schen Richtung mit Heidegger und Husserl*. Erstmals erschienen 1929/30. Nachdruck der Wissenschaftlichen Buchgesellschaft Darmstadt 1967, S. 257.

schen.<sup>10</sup> Protagoras' Homo-mensura-Satz, von Platon in polemischer Absicht relativistisch ausgelegt, ist genauer besehen eine nicht-relativistische These, wenn man die universalistische Wendung: der Mensch sei das „Maß *aller* Dinge“ ernst nimmt und die zweite Satzhälfte mit in Betracht zieht, daß es um die Unterscheidung von Sein und Nichtsein dabei gehe: „der seienden, *daß sie sind*, der nichtseienden, *daß sie nicht sind*.“ Von der Fähigkeit zu einer solchen Unterscheidung hängt es ab, ob der Mensch Zeuge der Wahrheit sein kann oder nach wie vor Wahrheit mit Meinung vermenget und beides korrumpiert. Protagoras ist ein Logiker, und zur Unterscheidung von Meinung und Wissen braucht es, wie bei Parmenides, *reines Denken* und *logische Gründe*. Auch wenn sich *allein* aus logischen Gründen die wesentliche Differenz zwischen Wahrheit, Erkenntnis, Wissen einerseits und Meinung, Annahme, Glaube nicht ausmachen läßt, ist es doch wiederum die Logik, die über die in der Formbestimmtheit des Wissens liegende Differenz aufklären muß und die unterschwellig mitlaufenden Prozesse und Zusammenhänge freizulegen unternimmt.

## 5. Der Übergang zum geschichtlichen Denken

Das logische Feld im ganzen kann vor dem gekennzeichneten Hintergrund nicht mehr im Sinne einer Logik der Eingrenzung und Ausgrenzung verstanden werden.<sup>11</sup> Auch kann es sich in ihm nicht um entscheidbare Alternativen handeln, wie die zweiwertige Logik sie zu bilden suggeriert. Der darin liegende Herrschaftsanspruch muß gesehen werden. In entscheidbaren Alternativen kann immer nur die eine Seite recht haben, und die andere muß ins Unrecht gesetzt und verworfen werden. Gegenüber dieser einpolig zentrierten, monokratischen Engführung kommt es darauf an, das logische Feld so zu erweitern, daß das

---

<sup>10</sup> Vgl. das zu Protagoras in der Einleitung S. 17 ff. Ausgeführte.

<sup>11</sup> So wurde sie von Spencer-Brown in seiner Analyse der „Laws of Form“ bestimmt (vgl. die Fußnote 23, S. 37). Demgegenüber ist das logische Feld im ganzen nicht mehr durch Formeigenschaften bestimmt und für alle Beziehungsverläufe unerachtet ihrer Einschränkung eine „offene Weite“.

plurale Moment der freischwebend oszillierenden, setzend-aufhebenden und an nichts gebundenen Selbstbestimmbarkeit in die logische Bewegung aufgenommen werden kann. Dies verlangt, der logischen Geltung eine weniger apodiktische Form zu geben. An die Stelle der Zentralisierung von Verfügungsmacht tritt eine multizentrische Verflechtung von vielfach geschichteten Faktoren.

Es ist hier nicht der Ort, die in dieser Richtung weisenden Signale im einzelnen nachzuzichnen. Durch das im 19. Jahrhundert aufkommende geschichtliche Bewußtsein wird die von Kant noch festgehaltene Forderung nach einem widerspruchsfreien Systemzusammenhang in Frage gestellt und die eigene Stellung zu den bestehenden Systemen und ihrem Geltungsanspruch zum Thema gemacht. Ein epochaler Bruch vollzieht sich im Übergang zur Frühromantik, für die sich, entgegen dem Anspruch des herrschenden Allgemeinen, Universalität mit Individualität verbindet. In derselben Zeit vollzieht sich die für die Genese des Wissens entscheidende Wendung zur Sprache. Damit kommt die Zeit allererst in ihr Eigenes. Mit der Verankerung der schöpferischen Einbildungskraft im Ursprungsort der Sprache ist ein Bewußtseinswandel eingeleitet, durch den ein neuer Zugang zur Geschichte und Gegenwart eröffnet wird. Die Gleichzeitigkeit von Vergangenheit und Gegenwart wird nun nicht mehr im Raum dargestellt und durch Tradition verbürgt, sie will vielmehr durch eine Renaissance („Wiedergeburt“) im wörtlichen Sinne hergestellt werden. Vorrangiges Thema des geschichtlichen Bewußtseins ist nun nicht mehr die Rückwendung zu Gott und auch nicht mehr das Experiment mit der Natur, sondern – nach versuchter und gescheiterter gesellschaftlicher Revolution – das Experiment des Menschen mit sich selbst, das sich zunächst und vor allem im Einzelnen vollziehen muß. Was im sokratischen Denken seinen Anfang genommen hatte: Geburtshelfer seiner selbst zu sein, führt nun erst zur eigentlichen Geburtsstunde der Hermeneutik. Damit ist in der Konsequenz eine, wenngleich zögerlich begonnene Revision der überlieferten Logik verbunden.

Der mit der Hermeneutik verbundene Anspruch zu verstehen, steht und fällt mit dem Individuum.<sup>12</sup> Einer im Individuellen zentrierten, hermeneutisch verstandenen Geschichtswissenschaft geht es nicht mehr in erster Linie um die Frage, wie man maßgebende Quellen am besten erschließt und historische Zusammenhänge objektiv rekonstruiert. Auch geht es nicht mehr um eine Wirkungsgeschichte, die sich wie von selbst fortschreibt. Gefragt wird nun vielmehr nach dem Verhältnis der Gegenwart zur Geschichte, mit Nietzsche gesprochen nach dem Nutzen und Nachteil der Historie für das Leben, so wie sie sich als „meine Geschichte, mein Geschick“ im Einzelnen bilanziert. Die Frage nach der Funktion geschichtlichen Wissens für den einzelnen Menschen vollzieht im Rückgang hinter die Subjekt-Objekt-Trennung einen Bruch mit der Vergangenheit, deren Distanzierung („Es war ...“) den Einzelnen mit sich selber konfrontiert und in der Konsequenz auch für die Geschichtswissenschaft zum methodischen Prinzip erhoben wird. Daß damit eine neue, so vorher nicht wahrgenommene Vergangenheitsproblematik zutage tritt, haben insbesondere Nietzsche und Freud zum allgemeinen Bewußtsein gebracht. Freiheit kann für Nietzsche nur wirklich werden, wenn die *Bindung* an das „Es war“ aufgehoben ist und dessen Unwiderruflichkeit keine Schranke für das Über-sich-hinaus-wollen-können mehr bildet. Dazu ist ein Wille nötig, der „zurückwollen“ kann und darin auf das Gedächtnis des Leibes angewiesen ist – der Rückgriff auf Artefakte reicht dazu nicht aus. Auf die Geschichte verpflichtet nur die Subjektstellung. In diesem Sinne heißt es im Kapitel „Von der Erlösung“ (Zarathustra 2): „Die Vergangenen zu erlösen und alles »Es war« umzuschaffen in ein »So wollte ich es!« – das hieße mir erst Erlösung!“

Die Logik kann also nicht mehr nur, wie im Mittelalter, eine das Bewußtsein bindende Beweistheorie und eine Dialektik zur Einigung der Standpunkte sein. So zu verfahren war nur möglich, solange das Ganze im Sinne einer Weltordnung verbürgt erschien und autoritativ gesichert werden konnte. Wo der Rückhalt in einer solchen an hierarchische In-

---

<sup>12</sup> Hier hat Gadamer in seiner Polemik gegen Schleiermacher einen deutlichen Rückschritt gemacht.

stanzen gebundenen Ordnungsvorstellung fehlt, muß die Verträglichkeit (Konsistenz, Widerspruchsfreiheit, Kohärenz etc.) des Lebens- und Wissenszusammenhanges zur logischen Voraussetzung gemacht werden. Die damit eingeleitete Revision der Erkenntnisgrundlagen führte aber nicht sogleich zu einer Revision der überlieferten Logik, die vorderhand auch das neuzeitliche Methodenverständnis noch bestimmte. Unerachtet des in der Neuzeit einsetzenden Antiaristotelismus, was die Lehre von den Substanzen betrifft, wird auch im wissenschaftlichen Interesse an der aristotelischen Logik als Begründungs- und Beweistheorie festgehalten. Die Logik bleibt Grundlagenwissenschaft und „Organon“ des Wissens und wird lediglich erweitert um neue Zweige der Mathematik, die für die Behandlung von Funktionen neue Wege eröffnen.<sup>13</sup>

Man kann im Blick auf die historische Entwicklung von einem fließenden Übergang reden, in dem heterogene Elemente sich verbinden und erst allmählich trennscharf gemacht werden können. Während das theozentrisch begründete und aristotelisch abgesicherte Weltgebäude alles an einem höchsten Bezugspunkt verankerte, verankert die neuzeitliche Wissenschaft das Wissen an seinem unteren Pol, ohne das alte Wissensideal dadurch in Frage zu stellen. Was an einem in sich widerspruchsfreien Pol verankert werden kann, verwaltet die Logik, wohingegen sich die Dialektik die konträr ausgelegten und mit dem Gegensatz bzw. Widerspruch behafteten Wissensbereiche zu ihrem Gegenstand macht. In beiden Fällen führt das Unternehmen zunächst in Aporien, in deren Auflösung erst sich die neuen Wege öffnen.

Eine Schlüsselrolle spielt in alledem das Verhältnis von Kontinuität und Diskontinuität. Die Differenz zur überlieferten, an bruchloser Kontinuität orientierten Logik macht sich für das geschichtliche Denken in verschärftem Maße geltend und verlangt eine ausdrückliche Reflexion auf die historischen Brüche bzw. Diskontinuitäten, deren logi-

---

<sup>13</sup> Den Übergang von „Substanzen“ zu „Relationen“ hat Ernst Cassirer in historischen Analysen minutiös nachgezeichnet; vgl. sein Buch über „Substanzbegriff und Funktionsbegriff. Untersuchungen über die Grundfragen der Erkenntniskritik“ (1910).

sche Struktur es zu erforschen gilt. Dies führt über mathematische Zwischenglieder von der Dialektik zur Hermeneutik. Beide kommen in der Dialogik überein, während sie sich im Systemgedanken grundlegend voneinander unterscheiden. Ein rein rationaler Wissensbegriff läßt sich widerspruchsfrei normieren und als Wissenszusammenhang bruchlos rekonstruieren. Davon unterscheiden sich nun die dialektischen und hermeneutischen Methoden, die beide das Ganze durchaus im Auge behalten, nun aber – wenn man von Hegel absieht – doch nie so weit kommen können, es auch im ganzen fassen und kohärent darstellen zu können. Wo die Logik bereichstrennend verfahren konnte und die Dialektik die Bereiche wiederum vermittelte, ging es der Hermeneutik nun um ein anderes Verbinden, dessen Band – mit Platon gesprochen – so beschaffen sein mußte, daß es Rationales und Irrationales in ein und derselben kunstvollen Verhältnisbestimmung zu verflechten in der Lage war.<sup>14</sup> Auf der einen Seite ist dadurch der vollständigen begrifflichen Ausschöpfung eine Grenze gesetzt, auf der anderen Seite aber auch dem bloßen Affirmieren eines Unmittelbaren eine Absage erteilt. Philosophie und Dichtung treten nun als die beiden absoluten Bewußtseinsmächte auf und können sich an dieser Stelle der Brüche und Verschränkungen gegenseitig weitertreiben.

Was die Hermeneutik betrifft, müssen Struktur- und Verstehensformeln, wie die von Georg Misch häufig gebrauchte Formel einer „Bestimmung des Unbestimmten“, nun im Sinne einer unaufhebbaren Zweipoligkeit und Zweiseitigkeit nach beiden Seiten hin gelesen werden und nehmen so die Form einer Doppelschleife oder Lemniskate (einer „liegenden Acht“) an, die (auch als mathematisches Zeichen ‘∞’) das Unendliche symbolisiert. Weder kann es sich hier noch um eine erschöpfende Bestimmbarkeit im Sinne der Tilgung jeglicher Unbestimmtheit handeln, noch kann auf Bestimmung überhaupt verzichtet werden. An die Stelle der *Ratio* tritt die *Relatio*. Genaueste relationale

---

<sup>14</sup> Dazu hat die Mathematik Vorbereitungsdienste geleistet. Vgl. Platons *Philebos* und *Timaios* und dazu meine Habilitationsschrift über „Platon und Hegel zur ontologischen Begründung des Zirkels in der Erkenntnis“, Max Niemeyer Verlag Tübingen, 1968, S. 115 ff. und 129 ff.

Bestimmung ist nötig, wenn es darum geht, im Bestimmten ein Unbestimmt-Bleibendes freizusetzen und seinen Resonanzraum zu eröffnen. Die zweiseitigen, eine prekäre Balance herstellenden Beziehungsformeln arbeiten einen Sachverhalt nach seinen beiden Seiten hin aus und nehmen, wenn man das darin liegende Bild der Doppelschleife strukturell beleuchtet, die Form eines Oszillierens an, das sich selbst immer von neuem setzt und wieder aufhebt. Was durch genaue Unterscheidung begrenzt und eben dadurch in seiner Resonanzfähigkeit geöffnet worden ist, hat nichts zu tun mit einem Belassen im Ungefähren. Die „Bestimmung des Unbestimmten“ erzeugt vielmehr ein Über-sich-hinaus eben dadurch, daß eine genau treffende Bestimmung getroffen wird. In ein und demselben, sich nach zwei Seiten hin auslegenden Vorgang erzeugt Unbestimmbares und Bestimmtes zusammen ein Unmittelbares, das als solches ein in sich kreisendes Freigesetztes ist. Bestimmung allein wäre tötend, und Unbestimmtheit allein bliebe nichtssagend, wenn nicht der eine Vorgang den anderen erschließt und beide zusammen das zu seiner Bestimmung Gekommene öffnen.

Mit der Doppelschleife bzw. dem nach zwei Seiten hin ausgreifenden Zirkel ist ein formales Schema an die Hand gegeben, in dem die Hermeneutik sich als Theorie und Praxis des Verstehens und der Interpretation besser verorten kann, als dies in dem linearen Schematismus herkömmlicher Logik möglich wäre. Wie ein solches sich gleichzeitig nach den verschiedensten Seiten hin auslegendes Verfahren in concreto ausgestaltet und methodisch fruchtbar gemacht werden kann, muß eine weitere Überlegung zeigen.

## 6. Zum Verhältnis von Logik, Sprache (Logos) und Wirklichkeit

Auch hier können bereits gemachte Überlegungen weitergeführt werden. Zwischen logischer und sprachlicher Konstitution von Bedeutung ist auch dann noch kategorial zu unterscheiden, wenn beides ineinander läuft und gar nicht säuberlich voneinander getrennt werden kann. Logik und Sprache berühren sich an den Konfinen und tauchen unerachtet gemeinsamer Struktureigenschaften das Ganze in ein doppeltes Licht. Aus ihrem Zusammenwirken geht hervor, daß der auf beiden

Seiten empfundene Mangel in Wirklichkeit kein Mangel ist. Trotz der Unschärfe, Vagheit und Gegensatzstruktur der Sprache und ihrer Bedeutungsfelder sind sinnvolle Gespräche möglich und können einleuchtende Schlüsse gezogen werden. Auch wenn die in der Sprache gefaßten Bedeutungen sich nicht voll explizieren lassen, werden sie bei aller Unschärfe doch verstanden und kommuniziert.

Aus einer solchen Verhältnisbestimmung lassen sich wiederum erkenntnistheoretische Folgerungen ziehen. In den Erkenntnisanspruch gehen immer auch nicht-formale Elemente: außerlogische Normierungen und faktische Geltungen mit ein und verbinden sich mit Praktiken und Sinnbedingungen, die aus rein logischen Gründen weder affirmiert noch zurückgewiesen werden könnten. Wie die symbolischen Formen zeigen, folgt daraus aber kein Ausschluß des Logischen und des Sinnhaften, des bloß Vermeinten und des Erkannten. Formale Elemente und semantische bzw. empirische Inhalte *berühren* einander vielmehr und müssen sich gegenseitig unterstützen, soll am Anspruch der Erkenntnis festgehalten werden können. Wie immer speziell kodiert, bleibt das Meinen und Wissen ein generalisiertes Datum. Die Erkenntnisbereiche lassen sich nur künstlich voneinander unterscheiden, wenn das Logische, das Semantische und das Empirische komplex ist, nach allen möglichen Seiten hin spielt und der Sache nach konstitutiv mehrsinnig ist.

Ein unterstützendes Argument für eine offene, sich verfranzende und dadurch anschlussfähig machende Feldstruktur des Logischen ist ontologischer Natur. *Wesentliche* Unterschiede betreffen ein *Ganzes* und den *Nenner*, auf dem dieses aufgebaut ist. Die *grundlegenden* Nenner, auf denen sich etwas abspielt, sind Positivität und Negativität. Man kann sie zum Ausgangspunkt einer Überlegung machen, die nicht mehr davon ausgeht, beides sei austauschbar und laufe im Endeffekt letztlich auf dasselbe hinaus. An diesem formalen Beispiel eines *disjunktiven* Verhältnisses läßt sich zeigen, daß es ein *formal* Unterscheidendes gibt. Es handelt sich hier um *wesentliche* Unterschiede, die nicht in die Augen fallen und auch nicht mittels der Sprache ausgemacht werden kön-

nen.<sup>15</sup> Erst im Blick auf Unterschiede dieser Art kann ausgemacht werden, ob etwas wirklich oder nicht wirklich ist und in welchem Sinne das jeweils ins Auge gefaßte Ganze durch Widersprüchlichkeit oder Nichtwidersprüchlichkeit definiert ist.

Man kann von logischer Formbestimmtheit also auch dann nicht absehen, wenn es gilt, inhaltliche Zusammenhänge zu untersuchen und in ihrer Struktur theoretisch zu durchdringen. Dazu genügt es aber nicht, den logischen Formalismus rein in sich selbst darzustellen und von allen inhaltlichen Bezügen abzusehen. Im Blick auf formale Unterschiede kann von einer Analyse der begrifflichen, semantischen und empirischen Beziehungen gar nicht abgesehen werden. Die inhaltlichen Beziehungen und Zusammenhänge sind für den formalen Aussagezusammenhang selbst relevant. Das heißt, daß die Kriterien logischer Begriffs- und Aussagenverbindung auf die inhaltlichen Bezüge passen müssen, unerachtet dessen, daß eine eindeutige Abbildung des Formalen auf das Inhaltliche nicht möglich ist.

An dieser Stelle legt sich eine grundsätzliche Folgerung nahe: *Der Logos ist Sprache und Logik zugleich*. Wenn es nun aber nicht nur *eine* Sprache, *eine* Satzform und *einen* logischen Raum für alle möglichen Erscheinungen, Gruppierungen und Brechungen des Wirklichen und seines Sinnes gibt, vielmehr inkommensurable Wirklichkeitsaspekte, Bedeutungsfelder und Sinnebenen sich überlagern und sowohl ein- als auch ausschließen, läßt sich das von logischer Seite geforderte Bild der Welt nur durch eine Differenzierung des Logischen selbst erreichen. Verhindert muß werden, daß das Meiste an Gegebenheit und möglichem Sinn bei logischer Analyse auf der Strecke bleibt und durch die Maschen fällt. So unumgänglich es ist, einen formal-logischen Denkan-

---

<sup>15</sup> Auf die eigentliche Aufgabe der Logik, formale Unterschiede aufzuzeigen, hat Josef König aufmerksam gemacht und dessetwegen die Logik der Hermeneutik vorgezogen. Vgl. meine Einleitung zu seinen von mir herausgegebenen Vorlesungen über den logischen Unterschied theoretischer und praktischer Sätze und seine philosophische Bedeutung, Verlag Karl Alber Freiburg/ München 1994, S. 21-72. Nachdem das Buch vergriffen war, habe ich die Einleitung in meine Homepage [www.friedrich-kuemmel.de](http://www.friedrich-kuemmel.de) eingestellt.

satz konsistent durchzuhalten, darf der Wirklichkeit nicht eine einzige Antwortebene aufgezwungen werden, in der sie nicht mehr zur Sprache kommen oder nur noch verschlüsselt ausgesagt werden kann. Der „logische Schnitt“ zwischen Sein und Sollen, Rationalem und Erfahrbarem, Allgemeinem und Einzelnem, Notwendigem und Zufälligem, bestätigt und relativiert sich zugleich in der Beziehungsrelativität der wirklichen Verhältnisse, deren Ratio und Tendenz aber erst noch auszumachen ist. Verlangt ist ein ständiges Hinüber- und Herüberspielen der einen Modalität in die andere, so daß auch die Brüche zwischen ihnen fruchtbar gemacht werden können. Bezüglich der Syntax läßt Gleiches sich für den Fortgang von einem Satz zum anderen sagen. Der Übergang geschieht hier nicht durch identische Substitution äquivalenter Ausdrücke und stellt vielmehr eine auf sich selber reflektierende Übersetzung in eine andere Modalität auf neuer Ebene dar. Formale und beschreibende Sprachbestandteile sind dabei gar nicht zu trennen, so wie auch zwischen semantischem Gehalt und syntaktischer Struktur fließende Grenzen sind. Mehrsinnig verwendbar werden dabei auch die logischen Operatoren „nicht“, „und“, „oder“, „impliziert“, die verschiedene syntaktische, semantische und kommunikative Funktionen erfüllen und keineswegs auf eine einzige Bedeutung festlegbar sind.

Eine solche das Feld öffnende Sicht der Dinge hat Rückwirkungen auf das Verständnis des Logischen selbst und kann dem Logiker nicht gleichgültig sein. Zuerst muß hier von einer grundlegenden Unterscheidung Notiz genommen werden. Die Logik dient dem reinen Denken als Leitfaden; es werden mit ihr aber auch in der Praxis die Pflöcke eingeschlagen und die Weichen gestellt. Mit Hilfe der Logik wurden seit alters ja nicht nur ontologische Sachverhalte diskutiert und erkenntnistheoretische Rahmenbedingungen ausgehandelt; mit ihr wurde immer auch Macht ausgeübt und Gewalt legitimiert. Zur entscheidenden Frage wird dann, wie man den wirklich gegebenen Sachverhalten gerecht werden kann, und was der Grund dafür ist, daß man sie verfehlt.

Ein in diesem Zusammenhang vieldiskutiertes Beispiel ist der im Begriff des Marktes enthaltene Äquivalententausch, der den wirklichen Wertigkeiten der verhandelten Güter gerecht werden muß und diese

doch oft genug gründlich verfehlt. Bei so komplexen Sachlagen wie dem Verhältnis von Marktwert und wirklichem Wert ist es mit einer Aufteilung in Stimmiges und Unstimmiges, Gerechtes und Ungerechtes nicht getan, solange nicht nach dem Nenner gefragt wird, auf dem der Markt jeweils aufgebaut ist. Es kann nicht dabei bleiben, daß die Gerechten und die Ungerechten sich hier derselben Logik bedienen müssen und der ungerechte Markt den gerechten Markt verdrängt. Man muß hier lernen zu unterscheiden, und dies verlangt nach einer Logik, die auf einer Metaebene beides sowohl zu trennen als auch aufeinander zu beziehen weiß. Nur zu sagen der Markt sei korrupt und mafiös, reicht nicht aus, sowenig der Logik dadurch gedient ist, daß man sie dem Gewaltmenschen überläßt.

Und um noch ein weiteres Beispiel hinzuzunehmen: Die logisch-analytische Beziehung folgt einer semiotischen Charakteristik repetitiver Zeichenfolgen. Man kann diese zur Propaganda benützen, aber auch zur Aufklärung. Im negativen Gebrauch setzen die Repetitionen sich über die Diversifizierung und eine entsprechende Perspektivierung nicht absehbarer Reihen hinweg. Mit dem positiven Gebrauch ist verbunden, daß die im Zeichen gegebene Bedeutung immer auch von der anderen Seite her erfüllt sein will. Der weiterdenkende Logiker fragt hier also nicht nur nach Methode, Strategie und Taktik, sondern auch nach Atmosphäre, Empathie und Takt.

Formal gesprochen, ist im Gebrauch des Logischen somit davon auszugehen, daß es für die Gewinnung und Verbindung von Aussagen und ebenso für die Aufstellung und den Zusammenhang der Begriffe kein Kriterium identischer Substituierbarkeit geben kann, das die Inhalte außer acht läßt. Das repetitive Muster erhält im Blick auf beides vielmehr einen mehrfachen Sinn. Jedermann weiß: Wenn dasselbe zweimal gesagt wird, ist es nicht mehr dasselbe. Auch wenn in der logischen Formel  $A = A$  eine identische Substitution verlangt wird, erweist sich die Wiederholung von  $A, A, A$  etc. als ein Differential, das erst noch zu entfalten ist, bevor ein Integral daraus werden kann. Redewendungen wie „Krieg ist Krieg“ und „Geschäft ist Geschäft“ haben auch noch einen anderen Sinn als den der bloßen Feststellung und Bekräftigung. Oft werden sie dazu benutzt, auch das noch zu legitimieren, was

näher besehen gar nicht gerechtfertigt werden kann. Von daher gesehen wäre es ein Irrtum anzunehmen, als wollte die tautologisch-iterative Zeichenfolge alle Bedeutungsdifferenzen einnivellieren und nur noch das ewige Einerlei des verordneten Gleichschritts gelten lassen. Das Gegenteil ist der Fall.

Wo die Logik in diesem Sinne heuristisch verwendet wird, wird aus der Grenzziehung ein Problem der angemessenen Teilung, die fortsetzbar ist und, indem sie sich über ihre einzelnen Schritte Rechenschaft gibt, selbstrekursiv und schöpferisch wird. Aber auch ein anderer Gesichtspunkt wird hier wichtig. Wo es ein Geteiltes und zu Teilendes gibt, gibt es immer auch ein Ganzes, das die Teilungshinsicht leitet und das Aufgeteilte wieder zurückholt in die Einheit. Die Logik blieb hierbei auf halbem Wege stehen. Das formallogische Prozedere bestimmt das Begrifflich-Allgemeine auf der Basis der Teilbarkeit als partielle Identität, ohne doch den weiteren, im Gedanken der Teilung liegenden Schritt zur Ganzheit mitzuvollziehen. Wenn man nicht das Ganze im Auge behält, landet man hier bei einem Paradox. Was geteilt wird, ist – wie das partiell Identische – in einer Hinsicht „dasselbe“ und in anderer Hinsicht „nicht dasselbe“ – sonst bräuchte es nicht geteilt zu werden. Im Unterschied zur bloßen Abgrenzung hat der iterativ vollzogene Teilungsschritt jedoch eine doppelwendige Struktur und macht den ganzen Vorgang zu einer sich nach *zwei* Seiten hin auslegenden Reflektionsbestimmung. Damit wird auch für die Bedeutung (meaning) und die Bedeutung von Bedeutung (the meaning of meaning) eine doppelte Ausrichtung konstitutiv, die nicht ohne Gefahrenmomente bleibt. Teilungen führen nicht nur zu Verzweigungen wie im Baumdiagramm, sondern auch zu Scherenbildungen, die auseinanderlaufen und denen mit dialektischen Vermittlungsversuchen nicht mehr beizukommen ist. Es kann also keineswegs gleichgültig sein, wie und zu welchem Zweck eine Teilung vorgenommen wird. Das Problem und die Art und Weise des Teilens wird zu einer Frage auf Leben und Tod. Dem muß die Logik gerecht werden, soll sie einlösen können was einzulösen in ihrer Macht liegt.



## SECHSTES KAPITEL

### GRUNDLAGEN UND PRINZIPIEN EINER ERWEITERTEN LOGIK

#### 1. Beispiele

##### 1.1. Prinzipien der Heilkunst

Rein formal betrachtet, geht es in den alten Heilweisen um die Versper-  
rung von Alternativen durch paradox schematisierte Handlungsanwei-  
sungen. Das Paradox verspricht als „verschlossenes Tor“ kein Weiter-  
kommen, es sei denn, man betrachtet es von der anderen Seite her als  
kritischen Durchgangspunkt und „offene Tür“. Die damit verbundenen,  
im östlichen Kulturkreis gepflegten Denkfiguren berühren oberste  
Prinzipien des Seins und der Logik. Indem der Konflikt aufgenommen  
und die vom Therapeuten symmetrisch gestellten und dadurch unaus-  
weichlich gemachten Tendenzen zum Ausgangspunkt weiterer Überle-  
gung gemacht werden, wird etwas anerkannt als das, was es ist, und  
nichts mehr wird getan, um gegebene Konflikte zu vermeiden oder zu  
unterdrücken. Erst in der durch ausdrückliche Entgegensetzung herge-  
stellten symmetrischen Entsprechung gegenläufiger Tendenzen kün-  
digt sich im Blick auf das Ganze eine tragfähige Lösung an. Zugrunde  
liegt dem die Einsicht, daß, was ist, sich auf keine andere Weise als  
durch Anerkennung verändern läßt.<sup>16</sup> Nichts läßt sich durch Vernei-  
nung aus der Welt schaffen. Nur auf bejahende Weise kann dem  
Ganzheitsgesichtspunkt Rechnung getragen werden. Nur im Ganzen  
und durch Wiederherstellung eines solchen läßt sich in der Tat etwas  
verändern. Im Teil bzw. Teilbereich ist eine bleibende Veränderung  
nicht möglich, und wo eine solche versucht wird, pendelt die Lage sich  
nach kurzer Zeit wieder auf das alte Niveau ein. Damit ist das Gefühl  
verbunden, auf der Stelle zu treten und nicht weiterzukommen.

Die Verbindung von Symmetrie mit Entgegensetzung kann in der  
Struktur der Leibgegebenheit unschwer nachgewiesen werden. Zur

---

<sup>16</sup> Vgl. S. 126, Fußnote 4.

Herstellung eines Fließgleichgewichts arbeitet der Leib beim Aufbau und der Regulation seiner Funktionszusammenhänge mit dem Gegenwirkungsprinzip antagonistischer Strukturen und Prozesse. Ein geläufiges Beispiel ist das Zusammenspiel von Sympathikus und Parasympathikus, ein anderes die Herzrhythmickeit. Aber auch die in die Muskelgewebe eingebauten Tonus- und Verspannungsmuster unterliegen demselben Prinzip gegenpoliger Stabilisierung. Ich beschränke mich zur Illustration auf den therapeutisch relevanten, negativen Fall eines gestörten Gleichgewichts. Eine betroffene Körperpartie allein könnte ihre Verspannung gar nicht aufrechterhalten, wenn diese nicht durch einen zweiten, der Entspannung gegensteuernden Pol fixiert würde. Ein Pol kann sich gar nicht entspannen, wenn nicht gleichzeitig der Gegenpol neutralisiert wird. In der Regel sind die Muster links/rechts überkreuzt und liegt einer der beiden Pole im Schädelbereich. Der durch das Gegenspiel zweier Bezugspole aufrechterhaltene Zustand ist in seinem Fließgleichgewicht gleichermaßen gestört, wenn es zu einer Fixierung (Verspannung) oder einer Destabilisierung (Entgleisung) der gegenläufig strukturierten Informationen und Prozesse kommt.

Es führt aus diesem Grunde zu keinem bleibenden Erfolg, wenn versucht wird, in einem Teilbereich eine Entspannung von außen her zu induzieren, ohne die gegenpoligen Verschaltungen mit zu berücksichtigen. Jeder weiß aus Erfahrung, daß Verspannungen sich alsbald wieder aufbauen, wenn bei ihrer Behandlung nicht auch ein ganzheitlicher Faktor mit in Anschlag gebracht wird. Damit ist auch schon der Weg der Heilung vorgezeichnet. Es handelt sich hier um ein Brückenbauen und d. h. um die Neutralisierung der Gegenverspannung durch Ausgleich von Negativ und Positiv. Dagegen gibt es Widerstände im Organismus wie in der Person. Um die beiden gegeneinander verspannten Pole zu fusionieren und den fixierten Spannungszustand in die Ganzheitlichkeit des Organismus zu reintegrieren, muß die Spannung gesteigert werden, entgegen der Tendenz, unangenehme Zustände zu vermeiden und abzdämpfen, um dem Schmerz zu entgehen. In die Falle des Herabstufens gerät man leicht, nicht wissend, daß es niederfrequente Energien sind, die den zerteilten Zustand des Körpers aufrechterhalten. In einem höheren Schwingungszustand, wie er den

ganzheitlichen Organismus kennzeichnet, ließen Spannungsmuster sich weder bilden noch aufrechterhalten. Gegenspannungssysteme auf niedrigem Spannungsniveau zu halten ist ja auch sinnvoll, um trotz der erforderlichen Spezifizierung der Organe und Körperprozesse die Funktionsfähigkeit des Gesamtorganismus aufrecht zu erhalten. Problematisch wird das jedoch, wo aus der Spezifizierung durch Abspaltung von Selbstläufern eine Fragmentierung gemacht wird. Das Ausdem-Ruder-kommen und Fixieren oder Entgleisen gilt verallgemeinert für alle negativen Zustände. Ihnen ist schwer beizukommen, weil damit ein latenter oder manifester Schmerzzustand verbunden ist. Würde man nicht zurückweichen und vor lauter Angst einen Buhmann aus den Schmerzen machen, so wäre die Überwindung des Negativen und damit auch die Heilung der körperlichen Krankheiten kein Problem. Es sind letztlich immer die von Traumata, Selbstverurteilungen, Paniken und Ängsten diktierten Stellungnahmen, die die Krankheitsschicksale bedingen. Ein jeder möchte angenehme Körperzustände haben, doch nur wenige wissen sie sich auch zu verschaffen. Der hauptsächliche Fehler liegt darin, unangenehme Zustände zu vermeiden und so die Fragmentierung und Belastung des Körpers auf Dauer zu stellen.

Heilung ist daran gebunden, das Gesamtsystem der Spannungs- und Spannungsmuster wahrzunehmen und auf seiner Grundlage spezifisch und ganzheitlich zugleich zu arbeiten. Belastende Zustände und Prozesse und mit ihnen verbundene Muster haben zwei Pole, die durch Gegenspannung aktiviert werden und durch Neutralisierung der beiden Pole wieder ausgeglichen werden können. Negativ gewordene Zustände verlangen zur Heilung eine höherstufige Brückenbildung zwischen den Polen und die Reintegration des gestörten Teils in das Ganze. Mit anderen Worten ist Heilung im Körper an die Herstellung von frei fließenden Prozessen gebunden. Nur durch Wiederherstellung der frei schwingenden Ganzheitlichkeit des Organismus läßt sich ein abgespaltener Funktionskomplex reintegrieren und das Verhältnis der Teile wieder in Ordnung bringen.

So leuchtet, um einen anderen Ausgangspunkt zu wählen, ohne weiteres ein, daß ein psychosomatischer Befund nach mehreren Seiten hin gelesen werden will. Die psychosomatische Korrespondenz aufzudek-

ken ist nicht nur die Bedingung für eine hinreichende Anamnese, sondern auch die Voraussetzung für eine Heilung. Auch hier handelt es sich um den Vorgang der Reintegration eines gestörten bzw. negativ gebundenen Teilkomplexes in das Ganze, das als solches grundsätzlich nicht gestört sein kann. Das Grundprinzip der Ganzheitlichkeit ist nicht verletzbar und kann nur unter dieser Voraussetzung – in welchem Zustand auch immer – auch das Prinzip der Reintegration sein.

Illustrieren läßt sich dasselbe Prinzip an systemisch erhobenen Befunden (z. B. in Familientherapien), in denen jeweils die ganze Konstellation aufgestellt wird und nicht mehr wie sonst die ineinander verhakten Positionen zum Austrag kommen. Auch hier muß die Betrachtung des Ganzen hinzugenommen werden, das sich der Reduktion auf einzelne Teile bzw. Teilkomplexe grundsätzlich widersetzt. Damit kommt eine andere Logik des Verhältnisses von Teil und Ganzem zur Auswirkung, der gemäß sich die Sache zwar nach einer negativen Seite hin entwickeln kann, doch so, daß der eingeschlagene Richtungssinn grundsätzlich wieder gewendet werden kann.<sup>17</sup>

Das Prinzip des Gegenwirkend-Zusammengespanntseins ungleicher Pole ist ein universelles Lebensgesetz und gilt in unterschiedlicher Ausprägung auf allen Ebenen des Seins. Einen klassischen Ausdruck hat es bei Heraklit gefunden: „Das widereinander Strebende zusammengehend; aus dem auseinander Gehenden die schönste Fügung.“<sup>18</sup> Das hier zugrunde gelegte Schema symmetrisch-asyymetrischer Entgegensetzung, wie es auch von Protagoras im Fragment 6 zugrundege-

---

<sup>17</sup> Das Doppelspiralprinzip gibt hierfür ein reiches Anschauungsmaterial.

<sup>18</sup> Fragment 8 in der Übersetzung von Diels-Kranz. In dem von Diels-Kranz für unecht erachteten Fragment 10 wird dieses Prinzip so erläutert: „Auch die Natur strebt wohl nach dem Entgegengesetzten und bringt hieraus und nicht aus Gleichem den Einklang hervor, wie sie z. B. das männliche mit dem weiblichen Geschlecht paarte und nicht etwa beide mit dem gleichen, und die erste Eintracht durch Vereinigung des Gegensätzlichen, nicht des Gleichartigen hervorbrachte.“ Eine zugespitzte Version desselben Prinzips sieht Heraklit im Verhältnis von Leben und Tod: „Des Bogens (βίος) Name also ist Leben (βίος), sein Werk aber Tod.“ (Fragment 48)

legt wird, ist im positiven wie im negativen Falle gegeben und wird von Nutzen, wenn es unter Wahrung der grundsätzlichen Symmetrie und unter Berücksichtigung nicht zu vermeidender Asymmetrie zur Anwendung gebracht wird. In diesem Sinne erweist sich das Ganze als ein sich auf allen Niveaus immer wieder einpendelndes Beziehungsge-  
sehen.

Wir haben es hier mit einem Sachverhalt zu tun, der offensichtlich einer zwar unterscheidenden, aber nicht trennenden Art von Logik folgt und, wie die therapeutischen Beispiele zeigen, einen anderen Umgang mit der herkömmlichen Logik der Alternativenbildung verlangt. Die logischen Grundlagen des Unterscheidens und Trennens sind dieselben, nur wird das Ganze jetzt gleichsam gegen den Strich gebürstet und auf eine höhere logische Ebene gebracht. Damit werden die mit Grenzziehung, ungleicher Bewertung und gegenseitiger Verspannung verbundenen negativen Sachverhalte behandelbar. Ein allzu restriktiv gehandhabtes logisches Identifikationsmuster und Fangnetz kennzeichnet den negativen Umgang mit den Dingen, in dem alles kontrolliert werden muß und doch nicht im ganzen kontrolliert werden kann. Äußere Kontrollinstanzen sollen nun leisten, was nur durch innere Kontrollen hinreichend geleistet werden kann. Die Verlagerung nach außen verletzt das Prinzip der Ganzheitlichkeit, deren Wirkung nur von innen her gewährleistet ist.

In spezifizierendem Sinne kann von der mit logischer Bestimmung verbundenen Funktion der Ein- bzw. Ausgrenzung gar nicht abgesehen werden, um Positionen nicht nur einnehmen, sondern auch artikulieren und bestimmt aussagen zu können. Alle Lebensformen bedienen sich eines solchen Prinzips, das auf den unteren Nennern der Selbsterhaltung egozentrisch gepolt ist und geschaltet wird. Spencer-Brown<sup>19</sup> schließt die logische Grundoperation in diesem Sinne an Verfahren des Eingrenzens und Ausschließens an, wie sie beim 'mein' und 'dein', der

---

<sup>19</sup> Vgl. G. Spencer-Brown, *Laws of Form*. Allen & Unwin London 1969 (als Dutton Paperback New York 1979) und dazu Dirk Baecker (Hrsg.), *Kalkül der Form*, Suhrkamp Verlag Frankfurt a. M. 1993 (suhrkamp taschenbuch wissenschaft 1068).

Raumnahme der Mächtigen und dem auch beim Menschen noch keineswegs überwundenen Revierdenken zur Anwendung kommen. Aber auch wenn ein solches Tun mit der ihm eigenen, einpolig zentrierten Logik für eine lange Weile durchaus erfolgreich ist, erschöpft es nicht die Kapazitäten logischer Formbestimmtheit. Es fördert nicht die Bewußtwerdung und kann deshalb auch nicht zum Universalprinzip gemacht und generell gerechtfertigt werden. Egozentrität muß überwunden werden, und sie läßt sich überwinden, ohne daß man aus dem Rahmen fällt.

Verlangt ist im Sinne der Bewußtmachung eine Logik, die dem Konfliktfall Rechnung trägt, ihn aber nicht auf Dauer stellt und vielmehr auch wieder auszuräumen verspricht. Die paradox erscheinende Schematisierung der alten Heilverfahren gibt hierfür ein lehrreiches Beispiel. So wie die alten Mediziner nach dem Prinzip *similia similibus curantur* eine gegebene Konfliktsituation zuerst einmal steigerten und ein „Gegengift“ verordneten, wenn einer mit den bisherigen Verhaltensweisen nicht mehr weiterkommt, verschreibt Watzlawick in kommunikationstheoretischer Verallgemeinerung der konflikthaften Situation ein „mehr desselben“, und dies mit den gleichen Mitteln der Symptomverschreibung und/oder der Induktion eines Gegners.<sup>20</sup> Die Situation des Nicht-Mehr-Weiterkommens wird damit zur Situation einer nicht mehr in Frage zu stellenden Koexistenz gemacht, und dies gerade an den heiklen Punkten des Beziehungsgeschehens, an denen eine bisher funktionierende Situationsdefinition an die Grenze ihrer

---

<sup>20</sup> Vgl. Paul Watzlawick/John H. Weakland/Richard Fisch, *Lösungen. Zur Theorie und Praxis menschlichen Wandels*. Hans Huber Verlag, Bern 1974, S. 77 ff. und Paul Watzlawick/Janet H. Beavin/Don D. Jackson, *Menschliche Kommunikation: Formen, Störungen, Paradoxien*, Bern <sup>8</sup>1990, S. 220-224. Vgl. zu den Anwendungsfeldern Paul Watzlawick, *Die Möglichkeit des Andersseins. Zur Technik der therapeutischen Kommunikation*, Hans Huber Verlag, Bern/Stuttgart/Toronto <sup>4</sup>1991, S. 76-80; Viktor E. Frankl, *Theorie und Therapie der Neurosen*, Ernst Reinhard Verlag, München/Basel 1975; ders., *Ärztliche Seelsorge. Grundlagen der Logotherapie und Existenzanalyse*, Deuticke, Wien 1966; Jay Haley, *Strategies of Psychotherapy*, Grune & Stratton, New York 1963.

Leistungsfähigkeit kommt und nicht mehr in der Lage ist, den verlangten Ausgleich zu gewährleisten.

## 1.2. Die Herstellung des Verhältnisses von Recht und Gerechtigkeit als Aufgabe der Rechtsprechung

Die mit der Rechtsprechung verbundene Aufgabe hat für das Verständnis der hier zu diskutierenden logischen Fragen immer schon ein Stück weitergeholfen, wenn man sich nicht lediglich auf den Standpunkt eines „Rechts des Stärkeren“ stellen wollte. Die Formel der Gerechtigkeit: *summi quique* („jedem das Seine“), läßt sich nicht einlösen im positiven Recht, das zwar eine prinzipielle Gleichheit der Parteien zugrundelegt, de facto aber eine Entscheidung zwischen ihnen treffen muß, bei der es Gewinner und Verlierer gibt. Und doch gilt es, in jedem Rechtsfall dem Gesichtspunkt der Verhältnismäßigkeit und d. h. symmetrischen wie asymmetrischen Gesichtspunkten gleichermaßen Rechnung zu tragen. Gerecht zu sein verlangt, nach beiden Seiten hin abzuwägen, so daß auch für den Verlierer der Rechtsfrieden gewahrt bleibt. Was die eine Seite erreicht, muß von der anderen anerkannt werden und darf bei ihr keinen Neid und kein Rachegefühl erregen. Im Sinne der Gerechtigkeit kann es keinen Vorteil geben, der nur *einer* Seite zugute kommt. Unerachtet der Entscheidungsnotwendigkeit rangiert auch hier Kooperativität vor Rivalität.

In den Parteienstreit eingezeichnet ist damit eine Grundsituation, in der es letztlich gar nicht mehr darum gehen kann, entweder zu siegen oder zu verlieren. Die Mittel der Auseinandersetzung sind damit nicht hinfällig geworden, aber sie werden bei prinzipieller Gleichstellung allererst an ihren rechten Ort gerückt. Nicht mehr angemessen ist die Anwendung von offener oder versteckter Gewalt.

Die erste Aufgabe des Rechtswesens besteht dann darin, die altvertrauten Handstreich-Lösungsformen abzarbeiten, die den Konflikt auf Dauer stellen und nicht aus der Welt schaffen können. In die Waage der ausgleichenden Gerechtigkeit gelegt ist die Annahme, als gehe es bei Rechtsfragen um entscheidbare Alternativen, um Werturteile oder gar um die Ausübung von Gewalt. Watzlawick spricht in bezug darauf

von Lösungen erster Ordnung, die in Wirklichkeit nichts lösen, sondern den Konflikt nur an eine andere Stelle rücken, an der er wiederkehrt und zunehmend unlösbar wird.<sup>21</sup> Abgehoben muß werden auf eine Fortsetzung anderer Art, die die zunächst versuchten Lösungswege nicht überhaupt in Abrede stellt – macht man mit ihnen doch seine Erfahrungen –, ihnen aber einen anderen Richtungssinn als den bisher vermeinten gibt.

## 2. Symmetrie und Asymmetrie als zentrale Struktureigenschaften realer Beziehungsfelder

Symmetrie (Gleichgestelltsein) und Asymmetrie (Ungleichgestelltsein) sind Grundeigenschaften von Beziehungsfeldern und darauf bezogenen Organisationsformen. Sie beziehen sich sowohl auf Oben-Unten-Verhältnisse wie auf Innen-Außen-Beziehungen. Vertikale und horizontale Verhältnisbestimmungen können in der Natur der Sache liegen, aber auch angemaßt sein und aufgezwungen werden. Strukturell verfestigte und institutionell festgeschriebene Asymmetrien führen zu Ungerechtigkeiten. Dieselben Strukturmuster und Institutionen können aber auch dazu dienen, überkommene Ungleichheiten abzubauen und gerechtere Verhältnisse herzustellen.

---

<sup>21</sup> Watzlawick spricht von drei Stufen bzw. Ordnungen des Wissens und entsprechenden Ordnungen der Wirklichkeit (vgl. *Menschliche Kommunikation. Formen, Störungen Paradoxien*, Verlag Hans Huber, Bern/Stuttgart/ Toronto, 8. Aufl. 1990, S. 242 ff.). Das Wissen erster Ordnung ist ein Wissen von außen her. Das Wissen zweiter Ordnung ist ein Wissen über die Dinge, d. h. verbunden mit einem Wissen um die Art und Weise der Akzentuierung, Interpunktion, Interpretation, Deutung des jeweiligen Sachverhalts. Die beiden Ebenen sind nicht trennbar, weil die zweite Ebene der Artikulation und Interpretation das Bild der ersten mitbestimmt und einen Schlüssel für sie liefert. Hinzu kommt noch eine dritte Ebene: die bewußte Wahrnehmung dessen, was in der Welt eigentlich geschieht und vor sich geht, wenn etwas der Fall ist. Vgl. dazu auch die in der vorstehende Fußnote angegebene Literatur.

## 2.1. Das Verbundensein symmetrischer und asymmetrischer Beziehungslagen

Ausgangspunkt und Chance möglicher Veränderung ist die Einsicht, daß symmetrische und asymmetrische Eigenschaften eines Beziehungsfeldes gar nicht voneinander getrennt werden können. Das besagt u. a., daß ein System grundsätzlich *nicht nur* auf asymmetrischen Verhältnisbestimmungen aufgebaut sein kann. Wie immer die 'ungleichen' Anordnungen der sich asymmetrisch zueinander verhaltenden Elemente bzw. Faktoren gelagert sind: stets ist in ihnen auch ein Moment mitgegeben, das die Symmetrie des Ganzen wahrt, für den Ausgleich sorgt und den endgültigen Zusammenbruch verhindert. In einer prozessualen, frei fließenden Wirklichkeit kann das auch gar nicht anders sein. Im Unterschied zu räumlich-statischen Gebilden kann ein sich in der Zeit erhaltendes System auch bei größter Schiefelage nicht zusammenbrechen; die Symmetrieeigenschaft hält sich durch. Mit anderen Worten ist in den wechselnden Anordnungen ungleicher Faktoren ein neutrales Element mitgegeben, das nicht in die wechselnden Schicksale hineingezogen werden kann. Dem entsprechen die Eigenschaften einer mathematischen „Gruppe“, in der ein neutrales Element (ein „Nullelement“) enthalten ist und das Auseinanderbrechen der Gruppe verhindert. Allgemein ausgedrückt, wahrt das neutrale Element bzw. Nullelement die Symmetrie des Ganzen, indem es sich im zeitlichen Geschehen im Sinne einer *qualitativ* bestimmten Invariante durchhält und das Sein im Seienden verbürgt. Anders gewendet gibt es ein zeitloses Moment in der Zeit, das bei aller Korruptibilität des Zeitlichen dessen Bestand aufrechterhält.

Was für das Zeitfeld gilt, muß auch für seine Abbildung im logischen Feld gelten. Symmetrieeigenschaften des logischen Feldes sind auch dann noch gegeben, wenn die Logik enggeführt und Asymmetrie (wie in der Beweistheorie) zum Prinzip ihrer Funktionalität gemacht wird. Damit verbundene Rang- und Wertunterschiede können nicht in ontologische Differenzen umgemünzt werden, und umgekehrt. Am Beispiel gesagt, steht der Täter und sein Opfer unerachtet der Unterwerfung

nach wie vor symmetrisch zueinander; das symmetrische Gestellsein beider kann durch keine Manipulation und Zerstörungssucht in Frage gestellt werden.

Zum ersten Prinzip erhoben ist die symmetrische Gestelltheit im Verhältnis von Innen und Außen. Hermes Trismegistos' „wie oben, so unten“ läßt sich paraphrasieren als „wie außen, so innen“, oder mit anderen Worten ausgedrückt: „alles kommt/schlägt/wirkt auf sich selber zurück“. Die Selbstrückbezüglichkeit gilt auch für die 'verkehrten' Verhältnisse, in denen ein Äußeres das Innere bestimmt und das Gemeinste sich an die höchste Stelle setzt. Man kann dem viele Formen geben: Wer nach außen erniedrigt, erniedrigt auch nach innen, und so wie er andere behandelt, behandelt er auch sich selbst. Damit ist, ob man will oder nicht, eine Ausgleichsbewegung verbunden, wie sie im sozialen Vorgang zu beobachten ist. Das Erniedrigte erhält einen Nimbus (einen „Heiligenschein“) und vermöge dessen eine Anziehungskraft. Die damit verbundene Ambivalenz zeigt sich bei allen derartigen Prozessen.

Der Sinn der Wiederherstellung einer symmetrischen Situation liegt darin, das Denken in Alternativen gegen sich selbst zu wenden und diesen auch dort, wo solche gegeben sind, einen reziproken Stellenwert zu geben, so daß eine versöhnlichere Art der Behandlung gegebener Ungleichheiten möglich wird. Die Nötigung zu einem Ausgleich liegt letztlich darin, daß nichts und niemand gezwungen werden kann, das Spiel für immer aufzugeben und aus dem Felde zu gehen.

Damit ist der Prototyp eines zwei-seitigen Denkens eingeführt, mit dem sich die Logik der Sache verändert. Die Logik der Alternativen entspricht einem Primitivverhalten, das – wie beim Tier – in räumlichen bzw. körperlichen Bewegungsmöglichkeiten vorschematisiert ist. Eine so verstandene Bewegung geht nach außen und weist weg von sich. Damit ist eine Unbewußtheit über die eigenen Motive und Beweggründe verbunden.<sup>22</sup> Demgegenüber gilt es im logischen wie im

---

<sup>22</sup> Der „Raum“ ist, wie Schelling feststellt, die Projektion der Selbst-Natur in ein gegenständlich verblendetes „Außen“, das sein eigenes „Innen“ verdeckt und nicht mehr wahrhaben will. In diesem Sinne verkörpert der Raum das Prinzip der Negativität und, zeitlich gesprochen, die „Vergangenheit“, inso-

freiheitlichen Interesse, die Rückwendung auf sich zu vollziehen und in allem Tun und Lassen zur Besinnung zu kommen. Durch das gleichzeitig nach außen und innen gehende Fühlen-und-Denken wird der Bereich der Bewegungsmöglichkeiten erweitert, hinaus über das im eigenen Netz gefangene Hin und Her und die mit Angst verbundene Dilemmastruktur. Das Arsenal der gegebenen Bewegungsmöglichkeiten ist reichhaltiger bestückt.<sup>23</sup> Nur die Angst kann suggerieren, als gäbe

---

weit diese sich unter der Hand perpetuiert und ihren Konflikt in die immer neue Aktualität einer fortschreitenden „Gegenwart“ hineinträgt. Vgl. dazu meine Darstellung in „Zeit und Freiheit. Über den Begriff der Zeit. Zweite, neubearbeitete und erweiterte Auflage Hechingen 2010, Kapitel 3: „Zur Bestimmung des ursprünglichen Verhältnisses der Zeitstufen bei Schelling, S. 91-141.

<sup>23</sup> Das griechische Wortfeld für „Bewegung“ bietet hierfür ein reich differenziertes Vokabular an. Aristoteles hat die Nichtübereinstimmung von Zeit qua Vergangenheit und Gegenwart bemerkt und in der Auseinandersetzung mit Zenons Paradoxien der Bewegung einen doppelten Charakter des „Jetzt“ (νῦν) unterschieden. Zenon konnte seine Antinomien formulieren, indem er das Zeitkontinuum räumlich abbildete und als unendlich teilbare Größe bestimmte. Aristoteles hob diese Gleichsetzung zeitlicher und räumlicher Größen auf und stellte die Kontinuität in den Zusammenhang des Anfangen- und Endenkönnens bzw. des Überganges von Ruhe in Bewegung. Bewegung ist in der Ruhe gegeben, und umgekehrt. Eine ruhelose Bewegung kommt in Wirklichkeit einer Nichtbewegung gleich. Der gegenwärtige Augenblick wird damit zum „Zusammenhaltenden“ (συνέχεια χρόνου, Physica IV, 13, 222 a 10) der vergangenen und der kommenden Zeit und von den die Zeitabschnitte begrenzenden und abteilenden Zeitpunkten (πέρας χρόνου; a. a. O.) unterschieden. Als verbindende Gegenwart ist das Jetzt (νῦν) „immer dasselbe“, als trennender Zeitpunkt „immer ein anderes“.

Die als ‚Zusammenhalt‘ und ‚Übergang‘ verstandene Gegenwart hat als solche noch keine Beziehung auf Größe im Sinne eines aufteilbaren Quantums. Sie kann deshalb auch nicht auf den ausdehnungslosen Schnittpunkt reduziert werden, der eine verräumlichte Zeitstrecke abteilt und begrenzt. Vielmehr verweist die Gegenwart auf ein das Früher und Später zusammenhaltendes Bewußtsein (νοῦς; ψυχή), ohne das die Zeit in der Jeweiligkeit (ὁ ποτε ὄν) ihrer Lagen verschlossen bliebe. Das Objektive der Zeit erweist sich im *Ver-*

es nichts anderes als das Weglaufen bzw. Verdrängen und/oder das Angreifen.

Die Möglichkeit eines wirklichen Weiterkommens geht von einer anderen Grundvoraussetzung aus, wie sie im Prinzip der Kommunikation, der Kooperation und der Synergie zum Tragen kommt. Es gibt keine Lösungen nur von einer Seite her. Das gilt insbesondere für das Verhältnis von Innen und Außen. Eine bloß äußerliche Manipulation und Verrechnung der Dinge wird kontraproduktiv und bringt keine bleibenden Erfolge mit sich. Der Schlüssel für das Außen liegt im Inneren. Nur von innen her läßt sich auch im Äußeren etwas wirksam verändern. Daraus folgt, daß man sich selber verändern muß, um im Äußeren etwas verändern zu können. Dem müssen auch die Prinzipien einer neuen Streitkultur Rechnung tragen.<sup>24</sup> Verlangt sind Formen der Konfliktlösung im eigenen Inneren, bevor die Konflikte nach außen getragen werden und sich hier als zunehmend unlösbar erweisen.

## 2.2. Zur Verhältnisbestimmung von Symmetrie und Asymmetrie bei Protagoras

Ich möchte das für alle Beziehungslagen relevante, nicht nach der einen oder anderen Seite hin auflösbare Verhältnis von Symmetrie und Asymmetrie an den Vorgaben von Protagoras noch etwas näher erläutern. Das Schema logischer Symmetrie wird in Protagoras' Fragment 6a so formuliert: „Über jede Sache gibt es zwei einander entgegengesetzte

---

*hältnis* von Vergangenheit und Gegenwart, und wie dieses bestimmt ist. Die Betrachtung des Zeitfortgangs verweist also nur vordergründig auf das Verhältnis von Zeit und Raum. Hinter der Zeitlinie steht ein Zeitbewußtsein als Grund und Horizont des freien Sichbewegenkönnens in beidem. Von daher stellt sich die doppelte Aufgabe, das menschliche Bewußtsein in seiner zeitkonstituierenden Leistung und die Zeit in ihrer bewußtseinskonstituierenden Leistung zu begreifen.

<sup>24</sup> Vgl. Hans-Martin Schönherr-Mann, Postmoderne Perspektiven des Ethischen: politische Streitkultur, Gelassenheit, Existentialismus. Fink Verlag München 1997.

Aussagen.<sup>25</sup> Gemeint ist hier nicht, wie in Thrasymachos' Fragment 1, eine bloß äußerliche Entgegensetzung von Aussagen bei im Grunde gleicher Intention. Bei Thrasymachos ist von politischen Gegnern die Rede, die dasselbe Ziel der Macht haben und auf gleicher Ebene miteinander konkurrieren. Auch die Mittel sind dieselben: „Denn in dem Glauben, das Gegenteil voneinander zu sagen, merken sie nicht, daß sie dasselbe tun, und daß der anderen Partei Rede in ihrer eigenen Rede enthalten ist.“<sup>26</sup> Demgegenüber geht Protagoras von der ganz anderen Sachlage aus, daß es über jede Sache zwei einander entgegengesetzte Aussagen gibt. Das heißt, daß sie auch und gerade in ihrem Widerspruch einander entsprechen. Das so hergestellte symmetrische Verhältnis ist unausweichlich, was bedeutet, daß ein Pol den anderen auf keine Weise ausrangieren oder gar zum Verschwinden bringen kann. Wenn es eine solche Symmetrie-im-Widerspruch gibt, müssen alle Gleichheitspostulate, die den Widerspruch von vornherein ausschließen, zur Eskalation des Streites führen und können keine Einigung herbeiführen. Man muß vielmehr davon ausgehen, daß es stets verschiedene, ja entgegengesetzte Stellungnahmen zu einer Sache gibt, die prinzipiell gleichberechtigt sind, auch wenn sie nach Form und Inhalt einander widersprechen. Dies macht in gesteigertem Maße Sinn bei Differenzen, die nicht aufeinander zurückführbar sind und sich nicht austauschbar machen lassen.

Protagoras' Forderung, man müsse den entgegengesetzten Aussagen zu einer Sache gleichermaßen gerecht werden, hat zunächst noch nichts damit zu tun, eine gemeinsame Basis zu finden, um auf ihr eine beiderseits verpflichtende Wahrheit zu befestigen. Das kann nur das Resultat und nicht die Voraussetzung sein. Für Protagoras schließt der *eine* Grund und die *eine* Wahrheit des Seins streitende Positionen nicht

---

<sup>25</sup> δύο λόγους εἶναι περὶ παντὸς πράγματος ἀντικειμένους ἀλλήλοις (nach Diog. IX, 51).

<sup>26</sup> Thrasymachos, in: Diels-Kranz, Die Fragmente der Vorsokratiker, 2. Bd., Nr. 85, Fragment B 1, 15 ff.

aus.<sup>27</sup> Es kann also nicht darum gehen zu entscheiden, welche der beiden Positionen im Recht ist und daß, wenn die eine Aussage richtig ist, die andere falsch sein muß. Vielmehr geht es darum, die eine wie die andere Seite einer Sache zu würdigen und beiden gleichermaßen gerecht zu werden.

Zu diesem „gerecht werden“ gehört an erster Stelle, daß jede Seite sich bemüht, die andere zu verstehen, ohne sie zu bekämpfen oder Vereinnahmungen zu wollen. Jede Seite muß die Bereitschaft aufbringen, auch denjenigen Aspekten Gehör zu geben, die nicht in die eigene Vorstellung passen. Das setzt voraus, daß gerade im Streit und durch ihn eine Meta-Ebene geschaffen wird, auf der man sich auch dann noch verständigen kann, wenn man entgegengesetzter Meinung ist und bleibt. Es handelt sich hier um Sachverhalte, für die es nicht nur *eine* Richtigkeit gibt. Alles auf *eine* Seite zu ziehen, ist unter der Voraussetzung mehrseitiger Sachlagen gar nicht mehr möglich.

Wie aber kann weiter verfahren werden, wenn weder die Einigkeit noch das Eingeständnis des Dissenses das letzte Wort sein kann? Eine Antwort gibt das Fragment 6b: Es gilt, den schwächeren Logos stärker zu machen („τόν ἥπιω λόγον κρείπω ποιεῖν“). Protagoras fordert in Fragment 6a und 6b auf zweierlei Weise dazu auf, die geforderte Symmetrie allererst herzustellen: durch Entgegensetzung (Freistellung) der Positionen einerseits (Fragment 6a) und durch Stärkung der schwächeren Position andererseits (Fragment 6b). Man ist dazu aufgefordert, zwei Positionen bzw. Seiten nicht nur gelten zu lassen, sondern ihre Gleichrangigkeit allererst herzustellen.

Dieser Forderung ist nicht dadurch schon Genüge getan, daß jeder Gesprächspartner bei seiner Sicht der Dinge bleibt und dazuhin geneigt

---

<sup>27</sup> „Niederringende Reden“ (καταβάλλοντες) und nicht „Wahrheit“ (ἀλήθεια) ist der von Diels-Kranz gewählte Titel für Fragment 6. Dies verfehlt den logischen Sinn der von Protagoras gemachten Aussagen und entspricht ganz dem Bild, das Platon von den Sophisten in polemischer Absicht gezeichnet hat – als ginge es ihnen nur um die eigene Durchsetzung, Macht und Bereicherung. Dem ist entgegenzuhalten, daß Protagoras kein Relativist ist, sondern ein Wahrheitstheoretiker und als solcher ein Freiheitsdenker.

ist, die unterschiedlichen Stellungnahmen zu einer Sache um des lieben Friedens willen nebeneinander stehen zu lassen. Ein solches schieflich-friedliches, an räumlicher Vorstellung orientiertes Nebeneinander führt in die Irre, weil es den wirklichen Verhältnissen nicht entspricht. Es geht um die Aufweckung und den Austrag von Differenzen und nicht um einen faulen Frieden. Nichts läßt sich getrennt halten. Eine Schlichtung des Streits ist also nur aussichtsreich, wenn zuerst einmal dem Widerspruch Gehör gegeben wird. Bezüglich des Streitens heißt das: Auch wenn jedem das Recht zugestanden wird, so zu denken wie er will, genügt dies nicht: man muß einen Streit darüber führen, um zu einer wirklichen Einigung kommen zu können.

Diese hat mit Einheitsformeln zunächst nichts zu tun. Aber auch der Begriff einer „weichen“ Toleranz von allem und jedem wäre hier unangebracht. Wo alles hingenommen werden kann wie es ist, dürfte es im Grunde gar keinen Streit geben. De facto läuft dies jedoch auf ein Vermeideverhalten hinaus, mit dem nichts gewonnen ist. Man kommt um das Streiten also gar nicht herum. Im Sinne einer neutralen Voraussetzung kann lediglich gesagt werden, daß es verschiedene Positionen mit unterschiedlichen Meinungen gibt und diese lernen müssen, miteinander zu koexistieren. Die Bedingung der Möglichkeit einer Einigung wird aber erst durch das Streiten aufgedeckt. Sie kann so lange nicht in den Blick kommen, solange nicht gestritten wird. Was den Streit verhindert, ist das Besser-wissen-wollen und der Verzicht auf den Austrag um des lieben Friedens willen. Beides führt zur Entfremdung und zum Zerfall.

Wo kann dann aber das Gemeinsame liegen, wenn es den Streit verlangt, um überhaupt erst zum Bewußtsein gebracht werden zu können? Die Wahrheit beider Positionen kann nur darin liegen, daß keine übergangen wird und einer jeden Gerechtigkeit widerfährt. Dies hat weitreichende Konsequenzen für den Begriff und die Form des Streitens. Erst unter der Voraussetzung, daß es keine „Gewinner“ und keine „Verlierer“ gibt, wird ein Streit aussichtsreich und fruchtbar.

Nicht unwichtig ist in diesem Zusammenhang, daß Protagoras von „gleich starken“ und nicht von „gleich gültigen“ Aussagen spricht. Die Ebene und das Maß ist in beiden Fällen verschieden. An die zweite

Stelle gerückt ist der Umstand, daß man verschiedener Meinung ist, weil sich mit einer Sache eine unterschiedliche Erfahrung und gedankliche Verarbeitung in Verbindung mit verschiedener gefühlsmäßiger Verankerung und Bewertung verbindet. Mit Erfahrungen, Gefühlsurteilen und Bewertungen verbundene Gegenstände bzw. Aussagen sind alternativ schematisiert, und was so gilt ist relativ. Eine relative Differenz läßt sich nicht bestreiten, aber auch nicht verabsolutieren. In Gefühlsurteilen und Wertfragen kann ein Argument das andere nicht widerlegen und allenfalls verdrängen. Anders aber ist es im Verhältnis von Personen und Sachverhalten, die diesseits von Wert und/oder Unwert betrachtet und verhandelt werden wollen. Was hier einander entgegen steht, ist weder gleichwertig noch ungleichwertig. Dem entsprechend können die verschiedenen Stellungnahmen nicht gleich gültig, wohl aber gleich stark sein, wenn ebenbürtige Kontrahenten sich herausfordern. Es handelt sich hier um ein Verhältnis zweier Ebenen, die nicht getrennt, aber auch nicht zusammengeworfen werden dürfen.

In Fragment 6a geht es um die Wahrung einer prinzipiellen Symmetrie, wie sie in der „gleichen Stärke“ der Aussagen bzw. der Kontrahenten zum Ausdruck kommt. Von daher kann das Fragment 6b, wo es um ‘schwächere’ und ‘stärkere’ Meinungen geht, keinesfalls in dem Sinne gelesen werden, als ob die in Fragment 6a behauptete Symmetrie dadurch in Frage gestellt wäre. Fragment 6b gibt vielmehr gerade umgekehrt eine Anweisung dafür, wie mit faktisch asymmetrischen Verhältnissen so umgegangen werden kann, daß auch dem gleichzeitig bestehenden Gesichtspunkt symmetrischen Gestellenseins dabei Rechnung getragen wird.

### 2.3. Konsequenzen aus der gekennzeichneten Sachlage

Symmetrische und asymmetrische Beziehungsaspekte lassen sich nicht voneinander trennen und auch nicht gegeneinander ausspielen. Man muß davon ausgehen, daß in symmetrischen Verhältnissen stets eine Asymmetrie mit im Spiel ist, und umgekehrt, so daß beides zu einem ständigen Ausgleich gebracht werden will, ohne je eine endgültige Lösung zu finden. Die damit gestellte Aufgabe kann nicht wahrge-

nommen werden, solange man bezüglich der Frage: Symmetrie und/oder Asymmetrie? beides gegeneinander ausspielt und zu einer einseitigen Entscheidung tendiert. In der sozialen Praxis, aber auch im Verhältnis zu allem anderen gilt es, beiden Gesichtspunkten *gleichzeitig* Rechnung zu tragen. Das Schema des Verdrängungswettbewerbs ist damit verlassen und der Entwicklung von Negativspiralen die Grundlage entzogen. Es wäre in der Tat höchst fatal, die dominante Position noch stärker zu machen, bis sie schließlich das ganze Feld beherrscht und alles andere unterdrückt. Protagoras möchte mit der Stärkung der schwächeren Position eine solche imperiale, in Wirklichkeit bloß vermeintliche Lösung des Problems gerade umgekehrt torpedieren.

Und doch liegt im Verhältnis symmetrischer und asymmetrischer Beziehungsaspekte ein Konfliktpotential, das ausgetragen sein will. In der sozialen Frage zeigt sich dies bei dem noch nicht befriedigend hergestellten Verhältnis von Gleichheit und Ungleichheit, von faktischer gesellschaftlicher Hierarchie einerseits und prinzipiellem Gleichgestelltsein der Personen andererseits. Protagoras bietet in Fragment 6 eine Lösung an, die beidem gleichermaßen gerecht zu werden verspricht. Es geht um die Herstellung einer Symmetrie, die faktisch gegebene Asymmetrie nicht einfach hinnimmt, aber auch nicht zu leugnen versucht. Beides ist nur verbindbar in der Form eines Ausgleichs, der nicht lange auf sich warten lassen darf, sollen sich nicht unliebsame Verhältnisse einschleichen. In ein und derselben Haltung und Geste kann das symmetrische Gestelltsein und die asymmetrische Ausprägung des Verhältnisses zum Ausdruck gebracht werden. Darin liegt keineswegs eine Überforderung: gelingender menschlicher Umgang ist stets von beidem zugleich bestimmt. Und doch bedarf es einer theoretischen Analyse, um die damit verbundene Aufgabe zum klaren Bewußtsein zu bringen.

Um hier einen Schritt weiter zu kommen wurde immer schon verlangt, die Person abzulösen von der Sache. Personen sind nicht wie Sachen zu behandeln, und umgekehrt. Nur wenn das eingesehen ist und befolgt wird, kann die Auseinandersetzung eine Form annehmen, in der sie nicht verletzend wird. Personen haben als solche ein Recht, das ihnen gar nicht genommen werden kann, auch wenn sie verschiedener Meinung sind. Meinungen können geteilt oder zurückgewiesen wer-

den, Positionen als solche nicht. Dem entgegen steht das Identifiziertsein mit sich selbst und mit einer Sache, die Befangenheit im Vorurteil und der Gebrauch von Gewalt.

Daß zu dem hier notwendigen, ständig zu leistenden Ausgleich unterschiedliche Ebenen ins Spiel gebracht werden müssen, leuchtet ohne weiteres ein. Gefragt wurde in diesem Sinne nach dem Verhältnis von Recht und Gerechtigkeit. Auf *einer* Ebene ist das Problem nicht zu lösen, wie ein jeder zu seinem Recht kommen und gleichzeitig den Umständen Rechnung getragen werden kann. Menschenrechtliche Gleichheitspostulate konkurrieren nach wie vor mit dem die Ungleichheit festschreibenden Interesse an Dominanz und dem Vorteil, der daraus gezogen werden kann. Es sind aber nicht nur ethische bzw. humane, sondern letztlich ontologische Gründe, weshalb hier anders verfahren werden muß. Es kann auf lange Sicht keinen Vorteil geben, der auf Kosten anderer erreicht wird. Eben deshalb gilt es die schwächere Position stärker zu machen, was aber für und nicht gegen die Anerkennung einer stärkeren Position spricht.

Damit sind höchst unterschiedlich geartete Formen des Zusammenlebens und der Auseinandersetzung gesondert und können hinsichtlich ihrer Leistungsfähigkeit einer Prüfung unterzogen werden. Die erste, alternativenbildende Form des Streits sucht nach der „richtigen“ Lösung, die dann für beide Seiten gelten soll und allen gleichermaßen auferlegt werden kann. Einseitig geltend gemacht, wäre das Diktatur im Reinform, würde eine solche Vorstellung sich nicht an den Widerständen brechen und schließlich von selber aufheben. Demgegenüber gehen die nicht-alternativenbildenden Formen aus von einer Koexistenz, in der jede Position ihr Recht hat und auch der Konflikt nicht umgangen werden darf, wenn das Erreichen eines wirklichen Friedens möglich sein soll. Formal stellt sich damit die Frage, wie ein im Prinzip symmetrisches Gestelltsein – wie es zwischen seinselbständigen bzw. freien Positionen gegeben ist – so behandelt werden kann, daß die ungleichen Verhältnisse, die es immer gibt, nicht zum Zerfall des Ganzen führen und im Ausrufen einer Notsituation auf einen Einigungszwang hin interpretiert werden müssen.

Auch wenn die Sozialutopien hier von anderen Vorstellungen ausgehen, läßt sich das Verhältnis von Symmetrie und Asymmetrie grundsätzlich nicht nach der einen oder anderen Seite hin auflösen. In multipolig zentrierten und sich mehrseitig auslegenden Beziehungs- und Sachlagen wird jede Reduktion auf die eine oder andere Seite hinfällig und damit auch die Vorstellung obsolet, man könne der Wahrheit mit Zwang zur Geltung verhelfen. Verlangt ist ein anderer Gebrauch der Logik und in der Konsequenz eine andere Ethik des Umgangs mit Personen und Sachverhalten. Und doch werden die erkenntnis- und handlungstheoretischen Konsequenzen einer solchen Einsicht nicht in die Tat umgesetzt. Umso mehr ist Protagoras' Anweisung zu beherzigen.

Wenn Protagoras verlangt, dem Unterlegenen wieder aufzuhelfen, gilt das für die Behandlung jedweder Schwäche, Krankheit usw. usf. Damit stellt sich die grundsätzliche Frage nach der Realitätsgerechtigkeit von Maßnahmen und damit verbunden nach ihrer Erfolgsaussicht. Um realitätsgerecht zu sein, kann es weder darum gehen, die bestehende Ungleichheit zu ignorieren, noch darum, sie festzuschreiben und Kapital aus ihr zu schlagen. Nicht angebracht ist aber auch die Orientierung an einem dritten, ganz anderen Zustand, in dem „die Wölfe mit den Lämmern weiden“ (Jesaja 65, 25; vgl. Jesaja 11, 6.). Jede hinreichende Lösung muß vielmehr dem Gesichtspunkt der Symmetrie wie der Asymmetrie Rechnung tragen und kann nur unter dieser Bedingung auch realitätsgerecht sein. Protagoras gibt eine Anweisung zur Herstellung von symmetrischem Gestellsein in Verhältnissen, die ungleich bleiben und doch auf einen gemeinsamen Boden gestellt sind. Nur wenn beiden Gesichtspunkten gleichzeitig Rechnung getragen wird, wird die schwächere Position aus sich selbst heraus stärker, wenn und indem ihr auf die eigenen Beine geholfen wird.

Wogegen Protagoras sich wendet, ist die Fortsetzung des alten bösen Spiels, das nach wie vor die Szene bestimmt. Wenn stets eine Asymmetrie gegeben ist, kann diese dazu mißbraucht werden, das Faktum symmetrischen Gestellseins zu ignorieren und aus der wachsenden Scherenbildung Kapital zu schlagen, das nicht mehr im Verhältnis steht. So inszeniert, wird die gegebene Asymmetrie dazu benützt, um die „stärkere“, vorgeblich „wahre“ Meinung gegen die „schwächere“,

für „falsch“ erklärte Meinung durchzusetzen. Gegenüber der damit verbundenen Verletzung der Symmetrie weist Fragment 6a darauf hin, daß es aus *ontologischen* Gründen unmöglich ist, eine Position so stark werden zu lassen, daß sie schließlich zum alles bestimmenden Faktor wird. Die grundsätzliche Symmetrie der Positionen kann zwar verletzt, aber nicht in Frage gestellt werden. Nur unter dieser Voraussetzung macht es auch Sinn, dem harten Gesetz der Scherenbildung durch Stärkung der schwächeren Position entgegenwirken. Eingesehen ist nun, daß wachsende Asymmetrien eine wirkliche Lösung des Problems in die Ferne rücken und schließlich unmöglich erscheinen lassen. Der darin liegende Fatalismus kann nicht das letzte Wort sein.

Zusammen genommen, beantwortet Fragment 6a und 6b die Frage, wie eine aus der Symmetrie des Freigestelltheits entstehende und mit ihr verbundene Asymmetrie behandelbar wird, ohne daß der eine Sachverhalt den anderen Lügen straft. Wenn das Bewußtsein sich zwar halbieren läßt, nicht aber die Wirklichkeit und Wahrheit, stellt sich damit ein Handlungsproblem. Deutlich geworden ist, daß die prekäre Lage des Symmetrisch-asymmetrisch-Gestellttheits nicht eo ipso für den Ausgleich sorgt und auch keinen Hinweis auf eine von außen kommende, in den Verlauf der Dinge eingreifende Ausgleichsfunktion gibt. Eine solche mit der großen Alternative rechnende, utopisch erscheinende Lösung muß aus dem Spiel gelassen werden, denn sie kann, wie die scheiternden Sozialutopien zeigen, auf lange Sicht gar nicht funktionieren. Hilfreich zur Lösung des Ausgleichsproblems ist nicht der Übergang auf eine gänzlich andere Ebene, etwa der Art, daß alle Menschen unerachtet ihrer personalen, sozialen und ökonomischen Unterschiede „vor Gott gleich sind“. Daran ist zwar nichts falsch, aber man kann sich nicht darauf berufen, wenn es darum geht, die eigenen Lebensprobleme zu lösen. Im logischen Schema gedacht, besagt ein so verstandener Rekurs, das Moment absoluten Gleichgestellttheits gegenüber jeglicher relativierenden Differenz zur Geltung zu bringen. Wenn daran im Prinzip auch nichts falsch ist, wird ein solches Denken doch der gegebenen Situation und der in ihr liegenden Handlungsaufforderung nicht gerecht. Verabsolutiert, können symmetrische und asymmetrische Aspekte der Beziehungswirklichkeit sich nicht bestreiten, aber auch nicht unter-

stützen. Eine solche in ungleiche Hälften zerlegte Wirklichkeit wäre keine Beziehungswirklichkeit mehr. Auch wäre durch eine gänzliche Trennung der Positionen und Ebenen die Diskrepanz zwischen symmetrischem Gestelltsein und faktischer Ungleichheit verewigt, und keine Lösung des Beziehungsproblems stünde in Aussicht. Beziehung definiert sich durch Leben und Bewußtsein, und beides wäre durch Auflösung der Spannung gar nicht mehr möglich.

Nun entspricht das Unterfangen, das Relative und das Absolute getrennt zu halten und beides auf verschiedener Ebene zu verrechnen, der herkömmlichen Logik und ist in allen möglichen sei es religiösen, sei es politischen Spielarten geltend gemacht worden. In Wirklichkeit wurde damit nur ein Freibrief für alle Arten von Mißbrauch des Himmels und der Erde ausgestellt. Was sich praktisch nicht vereinen ließ, wurde im theoretischen Überbau kompensiert und in der Praxis beschnitten, bis es paßt. Ein solcher in der Konsequenz grausam und zynisch werdender Lösungstypus ist von Protagoras nicht gemeint. Er nimmt eine Gegenposition zu einer Logik ein, in deren Rahmen sich getrennte Konten anlegen lassen. Damit verbindet sich eine Absage an alle Adressen, die mit dem „Krieg aller gegen alle“ und/oder mit logischen und ethischen Gleichheitspostulaten operieren. Die in Fragment 6a behandelten Symmetrien beruhen nicht auf ‘Gleichheit’, und die in Fragment 6b konstatierten Asymmetrien erzeugen keine ‘Ungleichheit’. In Wirklichkeit ist alles Geschehen mit gegenläufigen Prozessen verbunden und erzeugt auseinanderlaufende Spiraltendenzen, mit denen wiederum Ausgleichsvorgänge verbunden sind. In diesem Sinne muß die Aussage 6b als eine notwendige Folgerung aus der Aussage 6a verstanden werden, will man den Fallen entgehen, in denen man sich weder auf eine (verlorene) Gleichheit noch auf die (nicht mehr gehörte) Forderung des Ausgleichs berufen kann.

Alles in allem leitet Protagoras dazu an, einem *durchgängigen Realismus* das Wort zu reden und von der utopischen Wunschvorstellung Abschied zu nehmen, als könne alles auch ganz anders sein. Das harte Bild für die Realität ist in der Tat die Doppelspirale, in der die Reichen immer reicher und die Armen immer ärmer werden, allen Bemühungen um Ausgleich und Vermittlung zum Trotz. Aber gerade deshalb

muß man genauer fragen nach dem auf beiden Seiten gegebenen, wirklichen Gewinn und Verlust. Es stellt sich die Frage, welche Potentialität im Schema der Scherenbildung enthalten ist, wenn man in der auseinanderlaufenden Schere *nicht nur* eine zunehmende Ungleichheit und schreiende Ungerechtigkeit sehen will. Das mit dem Zinswesen zusammenhängende Faktum, daß die Reichen immer reicher und die Armen immer ärmer werden, läßt sich nicht von der Hand weisen, mit all den gesellschaftlich fatalen Auswirkungen, die das hat. Und doch gibt es eine andere Version desselben Sachverhalts, bei der auch das Ende der Schere noch in eine hoffnungsvolle Beleuchtung rückt. Jesus gibt dem Gesetz der Scherenbildung eine individuelle Ausrichtung und weist auf einen inneren Vorgang hin, der sich nach beiden Seiten hin als ein Segen erweist: „Denn wer da hat, dem wird gegeben werden, daß er Fülle habe; wer aber nicht hat, von dem wird auch genommen, was er hat“ (Mt. 25, 29). Damit trennt sich bezüglich des „Habens“ und „Nichtabens“ Sein und Schein. Von beidem gibt es einen gebundenen und einen nicht-gebundenen Modus. Im Blick auf den Einzelnen liegt in der Doppelspiralbewegung keine Fatalität, sondern vielmehr die Möglichkeit zur existentiellen Selbsterfahrung, die auch und gerade am erreichten „Nullpunkt“ möglich ist: „Freedom is just another word for nothing left to loose.“<sup>28</sup> Mit der existentiellen Erfahrung ist die Möglichkeit verbunden, sich von der *Bindung* an das „Haben“ zu lösen und zum „Sein“ zurückzukehren, in dem Gewinn und Verlust anders verrechnet wird.

Um die Einsicht „Ich hab’ mein Sach’ auf nichts gestellt!“ realisieren zu können, muß eine andere Erfahrung hinzukommen: die Erfahrung des Nicht-untergehen-könnens im Untergang und des Immerlebendig-seins im Todesschicksal. Mit beidem verbindet sich die Erfahrung unverlierbarer Freiheit, die oft erst gemacht wird, wenn es nichts mehr zu verlieren gibt. In der Anfeindung der Freiheit liegt die Chance, daß diese zu sich selbst erwacht und in der radikalen Negation ihrer eigenen Unzerstörbarkeit inne wird.

---

<sup>28</sup> Janis Joplin, Me and Bobby McGee. Frei ist in diesem Sinne, wer mit dem alten Sprichwort sagen kann: Ich hab mein Sach’ auf nichts gestellt.

Damit ist eine Neuverteilung der Gewichte verbunden, die sich auf allen Gebieten positiv auswirkt. Wenn die Freiheit um ihre Unzerstörbarkeit weiß, kann auch allererst dem 'stehenden' Widerspruch Rechnung getragen werden. Mit seiner Anerkennung ist gewährleistet, daß die Freiheit andere Freiheit nicht negiert. Schließlich läßt sich damit das den Anfang der ganzen Erörterung bildende Seinsargument bekräftigen: Freiheit kann nicht nicht sein und das heißt, sie ist eine Seinskategorie und als solche ohne Gegenteil. Auch die Unfreiheit ist eine Modalität der Freiheit. Der Begriff einer bloß relativen, von vornherein eingeschränkten Freiheit ist ein Widerspruch in sich. Dies führt weiter zu der Einsicht, daß eine Freiheit, sei es positiv oder negativ, nur durch sich selbst bestimmt sein kann. Eine andere Freiheit hat keine Macht über mich, es sei denn ich gebe sie ihr.

Freiheit kann sich nicht verlieren. Aber gerade bei einer solchen mit Schmerzen zu lernenden Lektion läßt sich das Hinnehmen einer Spirale fortschreitender Deprivation nicht rechtfertigen. Daß mit der Existenz auch das Existenzrecht unter allen Umständen gewahrt bleibt, entbindet nicht davon, selber für den Ausgleich zu sorgen (Fragment 6b). Gerade dafür ist es hilfreich zu wissen, daß das Spiel der Existenz nicht verlassen werden kann und auch nicht aufgekündigt zu werden braucht. Die Regeln des Spiels müssen erweitert werden, um den absteigenden Spiralen der Deprivation gerecht werden zu können und eine Chance in ihnen zu sehen. Ein Beispiel ist die Hilfeleistung in Verbindung mit der Frage, was wirklich von Hilfe ist und was nicht. Eine permanente Ausgleichsbewegung (z. B. durch ständige Subventionierung) wäre nicht hilfreich. Am Beispiel der Armut wird deutlich, daß hier zu helfen vergebliche Liebesmühe wäre, wenn der Arme nicht das Potential hätte und in der Lage wäre, sich selber zu helfen. Nur unter der Voraussetzung der Selbsthilfe wird die Hilfe für ihn sinnvoll und kann sie das erreichen, wozu sie gedacht ist. Solange das universelle Gesetz der Hilfe verletzt wird: daß die Fähigkeit zur Selbsthilfe der Hilfe vorausgeht und nicht folgt, fließt auch die noch so gut gemeinte Hilfe in ein schwarzes Loch.

Ein im Sein gegebenes Gleichgestelltsein hat keinen Vergleichsmaßstab. Es ist letztlich nur in der Form eines „Nullpunkts“ gegeben, der

bei aller Verletzlichkeit die Unversehrbarkeit einer Existenz gewährleistet und alle Potentiale für sie enthält, wenngleich nur als selber zu realisierende. Nur einer in diesem Sinne garantierten Position ist es möglich, auch in der schwächeren oder gar aussichtslosen Lage stärker zu werden, und dies trotz negativer Spiraltendenz. Für die schwächere Position bedeutet es, sich auch dann nicht aufgeben zu müssen, wenn sie bereits unterlegen und an den Rand gedrückt worden ist. Und doch entbindet das nicht von der Hilfeleistung und fordert vielmehr zu einer solchen auf. Man kann einem Kind nicht die Hilfe verweigern und zu ihm sagen, es solle sich doch selber helfen. Unterstützung und eigene Stärke fordert sich und schließt sich nicht aus. Aber auch hier muß die richtige Reihenfolge eingehalten werden, damit der Reifeschritt zur Erwachsenheit hin getan werden kann. Ziel ist bei aller Unterstützung die Entwicklung eigener Stärke und das Erwachen der Existenz zu sich selbst. Eine Position kann nur dadurch stark werden, daß sie ihren eigenen Ort aktiv einnimmt und von innen und außen her einen Rückhalt erfährt. Dieses In-und-auf-sich-Gestelltsein ist nicht durch Überlegenheit oder Unterlegenheit definiert. Aber gerade weil Positionen als solche durch ihr symmetrisches Gestelltsein definiert sind, ist ein doppelter Wechseltausch möglich gemacht: daß der schwächeren Lage aufgeholfen wird, und daß in demselben Vorgang eine schwache Position aus und durch sich selber stärker wird. Was geschwächt ist, kann nur durch ein solches Zusammenspiel eigener und fremder Bemühung stärker werden. Nur mit Unterstützung, und nur aus eigener Kraft kann eine Schwächung überwunden werden. Es wäre also ein grobes Mißverständnis, die schwächere Position einfach ihrem Schicksal zu überlassen. Was sie aus eigener Kraft momentan nicht erreichen kann, fließt ihr zu aus dem größeren Netz der Hilfeleistungen. Eines aber muß klar sein: Der Traum von einem irgendwann von außen her kommenden Ausgleich erzeugt nur Illusionen. Oberstes Prinzip eines lebendigen und freien Wesens ist das Selbertun.

## 2.4. Erkenntnistheoretische Folgerungen

Nur ein erweitertes logisches Manual kann die Übereinstimmung von Wissen und Wirklichkeit zum Maß der Erkenntnis machen. Bei der eingeführten Logik der Alternativen mußte sich die Forderung einer durchgängigen logischen Rekonstruktion des Wissenszusammenhangs in bezug auf die Realgeltung der so standardisierten Ergebnisse mit einem Skeptizismus verbinden. Aber auch der Skeptizismus gewinnt seine Stärke dadurch, daß er sich die im logischen Ansatz liegende Symmetrie entgegengesetzter Argumente zunutze macht. So kann aus dem setzenden Verfahren mit genau denselben logischen Mitteln ein aufhebendes Verfahren gemacht und beides gegeneinander ausgespielt werden. Damit kommt der Skeptizismus aber auch schon an seine eigene Grenze. In metalogischer Betrachtung muß der Gesichtspunkt der Symmetrie mit dem der Asymmetrie verbunden werden, um ein den wirklichen Sachlagen angemessenes Bild zu erhalten.

An der logischen Grenzproblematik wird der Konflikt, aber auch der Zusammenhang symmetrischer und asymmetrischer Aspekte besonders deutlich, aber auch das Ungenügen einer Logik der Alternativen im Umgang damit. Was sich in räumlicher Vorstellung als Grenze ziehen und mit Grenzmarken versehen läßt, erzeugt ungleichwertige Seiten, weil nun – wiederum in der Vorstellung – das „Drinne“ anders behandelt wird als das „Draußen“. Das hermetische Prinzip „wie Innen, so Außen“ erweist ein solches Verfahren als einen Irrtum. Auf die Bildung trennscharfer Asymmetrien abhebende Lösungen machen sich etwas vor, was es genau besehen gar nicht gibt. Verlangt ist eine Lösung, die auch in den Ungleichwertigkeiten das Gleichgestelltsein sieht und wiederherzustellen unternimmt.

Hinzu kommt der Gesichtspunkt der Selbstrückbezüglichkeit, der setzende und aufhebende Aspekte eines Verfahrens miteinander verbindet. Ein Beispiel ist die Zeit, ein anderes die Sprache, ein drittes das Beziehungsgeschehen. Um auf einer übergeordneten Ebene des Verhältnisses von Logik, Sprache und Wirklichkeit den Aporien logischer Engführung zu entgehen, kann man davon ausgehen, daß sich in der

Sprache und ihrer Weltsicht *eine* Selbstinterpretation des Menschen verkörpert hat. Das bedeutet auch hier, daß sich zwischen „Innen“ und „Außen“ keine Grenze ziehen läßt. Innen- und Außenwelt bestimmen sich gegenseitig sowohl in verkörperter (zeit- und formgebundener) Weise als auch in offener, von Fall zu Fall einzulösender (handelnder und sprachlicher) Verschränkung. Mit anderen Worten ist das Verkörperte, Form- und Zeitgebundene eingelagert in ein Beziehungsgeschehen, das immer neu beantwortet sein will. Dem entspricht das Verhältnis von gebundener Zeit (Vergangenheit) und offener Gegenwart (Aktualität). Auch wenn das Mensch-Welt-Verhältnis in bestimmter Weise eingespielt ist, bleiben seine Bezüge offen. Die Verkörperungen selbst stellen offene Verschränkungen dar, zu denen das Sich-selbst-haben-im-Bezug wesentlich gehört.

Gleiches gilt dann aber auch für die wissenschaftliche Empirie, für die ein analoges Strukturprinzip der offenen Verschränkung konstitutiv wird. So geht – um ein bereits angesprochenes Beispiel zu nehmen – das induktive Verfahren von den beiden Gesichtspunkten aus: (a) daß es Regelmäßigkeit gibt und Wiederholung möglich ist und daß (b) die sich in der Wirklichkeit durchhaltenden Züge nur relativ konstant sind und gleichzeitig so offen gehalten werden, daß auf ihrer Grundlage gehandelt werden kann. Im Zusammenspiel von Induktion und Deduktion gibt es keine Notwendigkeit, und dem entsprechend läßt sich auch das Wissen nicht abschließen. Im induktiven Verfahren müssen auch die logische Prinzipien verletzenden Züge stets mitberücksichtigt werden. Der ineins affirmative und kritische Gebrauch der Logik legt sich nach zwei Seiten hin aus, die gegenläufig sind und doch zusammenspielen müssen.

Und doch kann man bei einer solchen offenen Verschränkung nicht von Willkür reden, sowenig der Gesichtspunkt der Zeit- und Formgebundenheit einen Determinismus nahelegt. Die Unterstellung von Regelmäßigkeit dient der Aufstellung von Gesetzhypothesen, die formal gültige Schlüsse zu ziehen erlauben. Gleichzeitig bleiben diese supponierten Invarianten rückbezogen auf den offenen Zirkel von Versuch und Irrtum und werden darin wiederum zum Gegenstand der Korrektur. Was Gesetz zu sein beansprucht, gewinnt seine Kraft erst im Um-

gang mit ihm widersprechenden Tatsachen. Man kann diese in sich gedoppelte Hinsicht verallgemeinern. Erfahrungen sind ineins erwartbar und abweichend. In gleichem Sinne stellt die auf Allgemeinheit, Wiederholbarkeit und Gesetzmäßigkeit zielende Intention immer nur die eine Seite des Erkenntnisbezuges dar, in dessen andere Seite der Wissenschaftler mit Haut und Haaren eingelassen ist.

Auch im Logischen selbst gibt es, wie der Existenzoperator in Verbindung mit quantifizierten Bedeutungsaspekten zeigt, eine unbestimmte Beziehung auf das Gegebene und, was die Definition von Synonymität betrifft, eine nicht aufzuhebende Differenz. Gleichzeitig ist für das methodologische Verfahren um der logischen Behandelbarkeit willen Definitheit vorgeschrieben. Solange nur diese Linie verfolgt wird, vertieft die Forderung nach Konstanz, Regelmäßigkeit, allgemeiner Geltung usw. den Graben zwischen Theorie und Wirklichkeit, anstatt ihn zu überbrücken. Das ausschließlich von formallogischen Standards geleitete Theoriemodell wird, was seinen empirischen Bezug betrifft, zu einem 'Blindflug', von dem sich nicht mehr sagen läßt, wie und warum er überhaupt etwas trifft.

### 3. Die Einführung des „Faktors Zeit“ in die Logik<sup>29</sup>

#### 3.1. Die Öffnung des zeit-logischen Feldes bei Wittgenstein

Die ambivalente Stimmungslage des ausschließliche Geltung beanspruchenden und eben dadurch sich skeptisch wendenden logischen Bewußtseins durchzieht die ganze Denktradition und kommt im gebrochenen Bewußtsein der Neuzeit in ihrer ganzen Schärfe zum Tragen. Die nun nicht mehr zu übersehenden Brüche werden in Wittgensteins Werk reflektiert oder besser gesagt zum Ausdruck gebracht. Einerseits gilt nach wie vor der sei es dogmatisch, sei es skeptisch gewendete logische Rahmen, wie er im „Tractatus“ dargestellt wird: Es gibt

---

<sup>29</sup> Vgl. Friedrich Kümmel, Der Streit um den Wissenschaftscharakter der Pädagogik und das Verhältnis von Theorie und Praxis, Vardan Verlag 2011, Viertes und Fünftes Kapitel, S. 295 ff.

nur logische Gesetzmäßigkeit, und außerhalb der Logik ist alles Zufall.<sup>30</sup> Wenn aber nur die logische Form einen allgemeinen Zusammenhang gewährleisten kann, kann es auch nur *eine* Art der Kausalität geben (vgl. 6.32 ff.).<sup>31</sup> Entsprechendes gilt für den logisch rekonstruierten Sprachzusammenhang. Allein die logische Form der Sätze rechtfertigt den Übergang von einem Satz zum anderen. Ihre Wahrheit „zeigt“ sich im bloßen Ansehen der Zeichen (vgl. 6.113).

Der Bruch vertieft sich noch durch Kants Präsumtion, daß die logische Form sich der Wirklichkeit vorschreibt und nicht aus ihr selbst entnommen werden kann. Der logische Zusammenhang fungiert wie ein Raster oder Netz, das man über die Dinge wirft. Ein rein logisch geknüpftes Netz sagt über die wirklichen Verhältnisse nichts mehr aus. Die Gesetze handeln vom Netz und nicht von dem, was das Netz beschreibt und bestenfalls einzufangen versprechen kann (vgl. 6.35). Naturgesetze beschreiben nur, sie erklären nicht (vgl. 6.371).

Und dennoch muß um der Erkenntnis willen daran festgehalten werden: „die logische Form, das ist, die Form der Wirklichkeit“ (2.18). Dies schließt ein, daß „der Gegenstand einfach ist“ (2.02), „die Sachverhalte von einander unabhängig sind“ (2.061) und die „Forderung der Bestimmtheit des Sinnes“ (3,23) zum Zwecke logischer Analysierbarkeit erfüllt sein muß. Vorausgesetzt werden muß auch, daß der „logische Bau“ das allen Sprachen Gemeinsame ist (vgl. 4.014). Und doch führt die so postulierte Isomorphie bzw. Strukturgleichheit immer nur zu einer internen Gleichsetzbarkeit von „logischem Sprachbau“ und „logischem Bild der Welt“.

Dies einzusehen bedingt einen Umschlag, denn was Draußen ist, wird so dem Zugriff entrückt. Angesichts der tautologischen Aussageform: „Alle Sätze der Logik sagen dasselbe, nämlich nichts“ (5.43) rückt das logische Projekt unter den Gesichtspunkt der Grenzen des Wissens, das nicht mehr den Anspruch auf Wirklichkeitserkenntnis machen kann. „Welt“ und „Wirklichkeit“ fallen auseinander. „Die Grenzen

---

<sup>30</sup> Vgl. den *Tractatus logico-philosophicus* 6.3.

<sup>31</sup> In diesem Sinne hatte bereits Hume den Begriff der Kausalität seiner Realgeltung entkleidet und logisch-psychologisch reformuliert.

meiner Sprache bedeuten die Grenzen meiner Welt“ (5.6), und: „Die Logik erfüllt die Welt, die Grenzen der Welt sind auch ihre Grenzen.“ (5.61) Daraus folgt einerseits die intern geltende Regel: „Wenn sich eine Frage überhaupt stellen läßt, so kann sie auch beantwortet werden.“ (6.5) Andererseits aber wird für Wittgenstein nun die Gegenfrage ausschlaggebend: „Wir fühlen, daß selbst, wenn alle möglichen wissenschaftlichen Fragen beantwortet sind, unsere Lebensprobleme noch gar nicht berührt sind. Freilich bleibt dann eben keine Frage mehr; und eben dies ist die Antwort.“ (6.52)

Unerachtet dessen nimmt die logische Analyse in den „Philosophischen Untersuchungen“ eine andere Wendung, wenn Wittgenstein im § 201 vom „Auffassen einer Regel“ spricht, „die nicht eine *Deutung* ist; sondern sich, *von Fall zu Fall der Anwendung*, in dem äußert, was wir *‘der Regel folgen’*, und was wir *‘ihr entgegenhandeln’* nennen. ... ‘Deuten’ aber sollte man nur nennen: einen Ausdruck der Regel durch einen anderen ersetzen.“<sup>32</sup> Der enge logische Bezugsrahmen des „Deutens“ und der weite handlungsbezogene Bezugsraum des „Anwendens von Fall zu Fall“ führt zu einem Bruch zwischen der logisch normierten Theorie und einer ihr nur von Fall zu Fall folgenden oder auch zuwiderhandelnden Praxis. Das „Anwenden“ einer Regel „von Fall zu Fall“ nötigt zu einer ständigen *Selbstrückbezüglichkeit* eines versuchsweisen Schrittmachens in einem nicht absehbaren aktualen Beziehungsfeld. Hier ist weder ein intentionales Zielen noch ein begründender Aufweis möglich. Das „Deuten“ hingegen setzt eine logische bzw. mathematische oder semantische Äquivalenzbeziehung voraus, von deren Gegebenheit im Falle des „Anwendens“ schon wegen des hier nicht ausgeschlossenen Gegenteils nicht mehr ausgegangen werden kann. „Der Regel folgen“ und „ihr entgegenhandeln“ ist im Anwenden als gleichwertig zu betrachten.

Damit ist das Schema der Ableitbarkeit verlassen und der Schritt von einem quasi zeitlosen Verständnis des Logischen in eine Zeit-Logik einzelner Schritte hinein getan. Mit anderen Worten wird im „Deuten“ ein *setzungslogisch begründendes*, im „Anwenden einer Regel“ „von Fall

---

<sup>32</sup> Kursiv hervorgehoben von mir.

zu Fall“ ein *zeitlogisch erfüllendes* Verfahren in Anschlag gebracht. „Deuten“ folgt der logischen Forderung definitiver Erfassung, vollständiger Bestimmung und hinreichender Begründung und stellt eine Lösung *für alle Fälle* in Aussicht, während das „Anwenden“ „von Fall zu Fall“ sich „äußert“ in dem, was es heißt „einer Regel zu folgen“ bzw. „ihr entgegenzuhandeln“. Ein solches nicht mehr dem Prinzip der Widerspruchsfreiheit unterworfenen „Anwenden“ ist bezogen auf zeitliche Rahmenkontexte und Wege, die dadurch gekennzeichnet sind, daß dem „Tun“ und seinen „Fällen“ grundsätzlich nicht vorgegriffen werden kann. Eine darauf bezogene Verständigung muß mit Sachlagen rechnen, für die eine im Sinne des Begründungsparadigmas ‘theoretische’ Lösung von vornherein gar nicht möglich ist.

Die Pointe der Argumentation liegt nun aber darin, daß in Wirklichkeit letztlich immer nur ein „Anwenden“ möglich ist und gerechtfertigt erscheint. Die Grundlage des „Deutens“ ist lediglich ein formaler Schematismus, der einer skeptischen Destruktion unterzogen werden kann. Damit ist dem „Anwenden“ der vermeintlich sichere Boden entzogen. Der von Kripke<sup>33</sup> argumentativ unterbaute skeptische Einwand lautet: Wer einer Regel folgt, indem er sie *deutet*, kann prinzipiell nicht wissen, *auf welcher Grundlage* er sie deutet bzw. *welche Regel* er dabei angewendet hat. In Wirklichkeit könnte er einer anderen Regel gefolgt

---

<sup>33</sup> Saul A. Kripke, *Wittgenstein on Rules and Private Language*, Harvard University Press, Cambridge 1982. Deutsche Ausgabe unter dem Titel „Wittgenstein über Regeln und Privatsprache“ im Suhrkamp Verlag Frankfurt a. M. 2006. Vgl. zu diesem provozierenden Werk eine reiche angelsächsische Diskussion und die Arbeit meines Doktoranden Georg Kastenbauer, *Anwenden und Deuten. Kripkes Wittgensteininterpretation und die Goethezeit*. Diss. Tübingen 1997. Was Kripke als ein „skeptisches Paradox“ herausstellt, ist von anderen Interpreten nicht als ein solches empfunden worden, insbesondere was das von Kripke gewählte mathematische Beispiel der Addition betrifft. Auch meines Erachtens erlaubt Wittgensteins Aussage, „eine Regel könnte keine Handlungsweise bestimmen, da jede Handlungsweise mit der Regel in Übereinstimmung zu bringen sei“ (Phil. U., § 201), keine skeptische Konsequenz und öffnet vielmehr das Logische für seine zeitliche Dimension. Dem ist nun noch weiter nachzugehen.

sein als der, der zu folgen er glaubte. Die von Kripke daraus gezogene Konsequenz ist, daß wir einer Regel ohne Grund und Rechtfertigung folgen. Dies muß jedoch keineswegs Willkür bedeuten, sondern heißt eben, einer Regel zu folgen – gegebenenfalls aber auch ihr zuwiderzuhandeln. Das „Anwenden von Fall zu Fall“ kommt allererst in sein Eigenes, wenn der Bezugsrahmen des „Deutens“ verlassen und seine Vorschrift mit einer Klammer versehen wird. Damit kehren sich die Begründungsverhältnisse um. Die *Realgeltung* einer Setzung ist von Fall zu Fall erst noch auszumachen, und sie kann nicht ein für allemal verbindlich sein. Wittgenstein faßt diese Umkehrbarkeit der Begründungsordnung in dem von Kripke so genannten „skeptischen Paradox“ zusammen: „Unser Paradox war dieses: eine Regel könnte keine Handlungsweise bestimmen, da jede Handlungsweise mit der Regel in Übereinstimmung zu bringen sei.“ (Philosophische Untersuchungen, § 201.)

Wenn nun aber weder Dispositionen noch ein Meinen, Intendieren, Glauben, Wissen die Schritte leiten können, stellt sich erneut und schärfer die Frage, was denn nun unter der Anwendung einer Regel verstanden werden kann, wenn diese nichts vorschreibt, sondern in jedem Einzelfall selber mit der Handlungsweise in Übereinstimmung gebracht werden muß. Damit öffnet sich der Kreis. Eine von herkömmlichen Regeln abweichende Interpretation der Lage und ein darauf bezogenes Handeln ist ebenfalls möglich und muß ebenfalls zugelassen werden. Bewähren kann sie sich nur von Fall zu Fall.

Für Wittgenstein stellt sich an dieser Stelle die Frage, ob man eine so radikale, das Tun freistellende Konsequenz auf Handeln überhaupt anwenden kann und will, ist einem doch im Sinne des „von Fall zu Fall“ bzw. des „Schritt für Schritt“-Konzepts der Boden weggezogen, der von der Vergangenheit her das Handeln trägt. Die Radikalität der Konsequenz legt ihm den Gedanken *sozial normierter* „Lebensformen“ und „Sprachspiele“ nahe, die, auch wenn sie zur Verständigung über das Handeln unentbehrlich sind, nur noch eine praktische, durch nichts mehr verbürgte Handlungsgrundlage abgeben.

Wie aber verhalten sich dann *soziale* und *logische* Normierung zueinander? „Lebensformen“ und „Sprachspiele“ können ja sowenig wie das „Anwenden“ beliebig sein, auch wenn sie nicht mehr dem Diktat einer

setzenden bzw. vorschreibenden Logik unterworfen sind. Dies läßt weiterfragen nach dem Verhältnis von „Logik“ und „Zeit“, in dem *das Logische selbst*, noch diesseits der Konvention und der Willkür, eine *reale* Verbindlichkeit annehmen kann.

### 3.2. Die Verzeitlichung des Logischen und seine Ablösung von räumlichen Vorstellungen

In der Zeit, die nicht nur Dauer verspricht, sondern unaufhörlich weitergeht, wird schon durch den fließenden Charakter der Form- bzw. Gestaltbildung alles verbesondert und individualisiert. Man kann sich hier also gar nicht mehr auf einen überzeitlichen Standpunkt stellen und die Allgemeinheit zeitlosen Währens und ewiger Geltung in Anspruch nehmen. Welche Verbindlichkeit aber hat die Zeit selbst als solche, und welcher „Logik“ folgt sie? Sie kann auf jeden Fall nichts mehr festschreiben und für allgemein verbindlich erklären, und sei es noch so bewährt. Die Zeit-Logik muß offenen Verhältnissen Rechnung tragen und nicht nur das Bleiben, sondern auch den Wandel befördern.

Und doch sind bezüglich des Verhältnisses von Dauer und Verfließen der Zeit verschiedene Optionen möglich. So hat im alten Denken ein einseitig am Allgemeinen und Bleibenden orientiertes Methodenverständnis lange Zeit die Aufgabe bestimmt. So zu denken liegt dem Wahrheitsstreben zugrunde, denn was wahr ist, kann nicht heute wahr und morgen falsch sein. Mehr aber hat das Streben nach Dauer mit der Bewahrung des Überlieferten zum Zwecke der Beherrschung des Gegenwärtigen zu tun.

Dies zeigt z. B. ein Blick auf die mittelalterliche Hermeneutik, in der eine ungebrochene Kontinuität des Überlieferungszusammenhangs vorausgesetzt wird. Der von einer höheren Instanz autorisierte Text (die Heilige Schrift, aber auch der *Corpus aristotelicus*) wird als verbindliche Grundlage hingenommen und soll weiterhin maßgeblich bleiben. Der Interpretation fällt dann die Aufgabe zu, den kanonisierten Grundtext zeitgemäß auszulegen, um auch das Neue und Abweichende mit dem Überlieferten verträglich zu machen. Wo das nicht im wörtlichen Sinne möglich ist, greift die Schriftauslegung zur Allegorese

und stellt unter der Voraussetzung eines mehrfachen Schriftsinns die Übereinstimmung verschiedener Lesarten mit dem Grundtext indirekt wieder her. In gleichem Sinne hat auch die Übersetzung die Aufgabe, den ursprünglichen Sinn der Schrift zu bewahren und in eine Form zu bringen, in der er durch die wechselnden Zeiten hindurch weitertradiert werden kann. Aber auch das alte Verständnis der Logik stimmt mit einer solchen Ausrichtung überein, geht es doch auch in ihr um die Übertragung von Wahrheit in zeitloser Geltung.

Demgegenüber ist die entscheidende, von Wittgenstein mit der Unterscheidung von Geltung und Anwendung markierte Weichenstellung die Einführung des „Faktors Zeit“ in das logische Feld, und zwar nicht mehr unter dem vergangenheitsbezogenen Aspekt der Bewahrung, sondern im Blick auf die von Fall zu Fall gegebene, jeweils neu zu beantwortende Situation. Was 'jetzt' vorliegt und der Fall ist, kann unerachtet aller Wiederholung des Gleichen nicht mehr mit hergebrachten Antworten beschieden werden.

Die Durchführung dieses Gedankens verlangt eine kategoriale Unterscheidung von „Zeit“ und „Raum“. Es zeigt sich im Rückblick, daß die Logik durch ein Vorstellen und Denken in Kategorien des Raumes gebunden war und durch ihre einseitige Orientierung am Räumlichen auch gründlich fehlgeleitet worden ist. Im Raum, so wie wir ihn vorstellen und uns in ihm einrichten, ist alles übersichtlich gegeben und dem intentionalen Zugriff verfügbar gemacht. Hier lassen sich Grenzen ziehen und Ein- und Ausgrenzungen vornehmen. Das Manko ist, daß das vorrangig gegebene Innen-Außen-Verhältnis durch Grenzziehungen in die Form einer Opposition gebracht wird und nicht mehr im Sinne des „wie Innen, so Außen“ bzw. „wie Außen, so Innen“ wahrgenommen werden kann. An die Stelle des Wirklichen tritt ein vorgeblicher Wertunterschied. Was so zugunsten der eigenen Position überspielt wird, kann aber gar nicht außer Kraft gesetzt werden. „Innen“ und „Außen“ läßt sich grundsätzlich nicht voneinander trennen und gegeneinander abschotten. „Wie Innen, so Außen“ ist ein *ontologisch* vorgegebener und das Verhältnis der Zeiten bestimmender Sachverhalt, von dem keine beides trennende Vorstellung entbinden kann. Man muß die Sache also stets nach beiden Seiten wenden: Was sich im ausgeschlossenen Be-

reich abspielt, spielt sich auch im Binnenbereich ab; eine Abwertung nach außen ist verbunden mit einer Abwertung nach innen usw. usf.

In diesem Sinne regiert die Zeit den Raum und nicht der Raum die Zeit. Strukturell gesprochen heißt das, daß durch die Zeit die in der Zeit sich bildenden Ungleichgewichte (Asymmetrien) wieder in die Gleichrangigkeit (Symmetrie) zurückgestellt werden, aus der sie hervorgegangen sind. In der Zeit kann es Asymmetrie nur in Verbindung mit Symmetrie und Symmetrie nur in Verbindung mit Asymmetrie geben. Dem tragen die Zirkelverhältnisse Rechnung, die stets nach beiden Seiten gehen, Diskrepanzen hervorrufen wie ihren Ausgleich bedingen. Der Vollzug von beidem ist die Zeit: die unaufhörliche Wiederherstellung des Ganzen in seinem Zerfall. Mit dem darin liegenden individualisierenden Vorgang ist die Freiheit des Ganzen und des Einzelnen prinzipiell gewahrt. Zeit und Freiheit interpretieren einander, bestimmen einander und umschreiben zusammen den Begriff des Lebens.

Vor diesem Hintergrund kann die kategoriale Unterscheidung von „Zeit“ und „Raum“ näher gekennzeichnet werden. Während die Zeit dem gerecht wird was wirklich der Fall ist, dient die Vorstellung des Raumes dazu, projektive Modelle wünschbarer Zustände zu entwickeln und im Sinne einer Matrix festzuschreiben. Das kann im Sinne der Entwicklung von Wirklichkeiten von Vorteil sein, weil und insofern es deren Erhaltungsbedingungen Rechnung trägt, aber auch dem Bestreben dienen, sich im Unwirklichen einzuhausen und das Imaginäre dem Realen vorzuziehen.<sup>34</sup> Der Raum enthält im Unterschied zur Zeit kein Realitätsprinzip, sondern nur ein Konstruktionsprinzip, und Konstruktionen können realitätsgerecht sein oder auch nicht. Die Zeit bietet für beides eine Möglichkeit an. Grob gesprochen, handelt es sich im Verhältnis von Zeit und Raum um einen *ontologischen Schnitt* zwischen dem Wirklichen und dem Unwirklichen, das aber durchaus nebeneinander bestehen kann. Das (noch) Unwirkliche kann zum Prototyp eines zu realisierenden Wirklichen werden (zu „wahren Welten“), aber auch ein Gegenentwurf zur Wirklichkeit sein, dem die Realisierungs-

---

<sup>34</sup> Vgl. dazu den ersten Exkurs zum Verhältnis von Phantasie und Wirklichkeit, S. 79 ff.

bedingungen aufgrund der eigenen, nicht realitätsgerechten Prinzipien abgeschnitten sind („falsche Welten“).

Die Zeit regelt das in die Freiheit gestellte Reale und Irreale gleichermaßen. Die Frage ist dann, welches Interesse an nicht-realitätsgerechten Konstruktionen besteht, und wie solche sich installieren lassen. Wie die Raumstruktur sich selber im Sinne einer Vorstellungsgegebenheit schematisiert, kann sie auch die Vorstellung ans Materielle binden und eine dem entsprechende Bewußtseinsstruktur sedimentieren. Wenn an materieller Bindung im Prinzip nichts falsch ist, kann doch auch etwas Falsches daraus gemacht werden. In der Vorstellung und ihrer Projektion in den Raum läßt sich für jede wirkliche Gegebenheit ein irrales Pendant bilden, das ihr gerecht werden kann oder nicht.

Zunächst aber muß auf die Differenz abgehoben werden. Auch die Zeit ist ein plastischer Stoff, nur feiner und auf einer höheren Ebene liegend. Was in der Zeit wirklich ist und vor sich geht, fällt nicht in die räumlich vergegenständlichte Vorstellung, und was diese vorgibt zu sein, bleibt in ihrem Vergangenheitsmodus ein Abspaltprodukt, das so oder anders aufgenommen, bewertet und benützt werden kann. Unter dem Aspekt der Realisierbarkeit aber läßt Reales und Irrales sich scheiden und in ein sei es positives, sei es negatives Verhältnis zueinander setzen. Dem entsprechend, unterscheidet sich Zeit (das Realisierte) und Raum (das möglicherweise Realisierbare, oder auch nicht) nach ihrem ontologischen Status. Die Zeit gibt das Realitätsprinzip vor, der Raum das Prinzip der Denkbarekeit und Wünschbarkeit. Beides kann nur unter der Voraussetzung in Übereinstimmung gebracht werden, daß der Zeit dabei an erster Stelle Rechnung getragen wird.

Die hier gegebene Disjunktion läßt sich dadurch überspielen und unkenntlich machen, daß auch fiktive Gebilde eine materielle Form und Subsistenz annehmen und oft genug handfester erscheinen als das feine, materiell sehr viel weniger gebundene Gewebe des Wirklichen. Eine 'festgefrorene' Materie kann es nur in der Vorstellung und nicht in Wirklichkeit geben. Alles Materielle ist eine energetische Schwingung und als solche auch in den Festkörpern in ständiger Bewegung.

Im ontologischen, aber auch im lebenspraktischen Sinne verlangt dies den Übergang von einer Logik, die sich an der Raumvorstellung orientiert, zu einer Logik, die den Zeitverhältnissen gerecht wird. Die Zeit ist, wie das Leben und das Handeln, ein vielschichtig auf sich selbst zurückbezogenes und sich doch nicht im Eigenen erschöpfendes Verhältnis von Verhältnissen, in das die Beständigkeit im und durch den Wandel eingeschrieben ist. Das so gefaßte Innen-Außen-Feld der zeitlichen Bezüge hat sowohl selbstrückbezügliche als auch transzendierende Aspekte. Es ist als „Verhältnis von Verhältnissen“ notwendig multizentrisch und legt sich mehrdimensional aus. Gegenwart und Zukunft öffnen das Zeitfeld in andere Dimensionalität, und die Vergangenheit bindet es wieder in seinen Ausgang zurück.

Führt man den „Faktor Zeit“ in die Logik ein, so ergeben sich aus deren selbstrückbezüglicher Struktur Bestimmungen, die den enggezogenen räumlichen Bezugsrahmen wie von selber sprengen:

- schleifenförmige Selbstrückbezüglichkeit als Grundvorgang;
- Zulassung von Widersprüchen in Verbindung mit dem Versprechen ihrer Auflösung;
- Mehrstufigkeit und Transitivität;
- zunehmende Bewußtwerdung über das Verhältnis von Vergangenheit und Gegenwart;
- Ausblick auf eine nicht vorwegzunehmende Zukunft.

Damit ist die an räumliche Fixierung und Verblendung gebundene Bewußtseinsprojektion in ihre Schranken verwiesen, die ein Inneres an die äußere Vorstellung bindet und sich selbst in dieser nicht mehr zu erkennen vermag. Der Sinn der Projektion ist nicht das „weg von sich“, sondern die Bewußtmachung des Ortes, an dem man sich befindet. Dem fügt sich zwanglos das Mathematische ein. Mehrdimensionale Sachverhalte lassen sich hier auf eindimensionale („flächige“) Strukturvorgaben abbilden und können als solche berechenbar gemacht werden. Näher besehen, erweist sich aber auch das Berechenbare als eine selbst-rekursive Form der Beschreibung, die sich mit ihren eigenen Mitteln selber beschreibt. In demselben auf sich zurückbezogenen Sinne handelt auch die Logik vom „Netz“ und nicht von dem, was das Netz beschreibt. Ob dem eine Wirklichkeit entspricht, ist damit noch nicht

ausgemacht; es hängt von der Art der Beschreibung und von deren *rationale* ab. Die Frage nach der Wirklichkeit wird erst dann verstellt, wenn die Projektion sich an die Stelle des Wirklichen setzt und dieses zu beschneiden unternimmt. Nicht jede Form von Beschreibung und geometrischem Schnitt ist lebensstauglich.

Im Unterschied zum Raum, den alle teilen müssen, bietet die Zeitstruktur freiere, weil individualisierende Lösungsformen an; sie weist das Einzelne immer nur auf sich selbst zurück und schafft so etwas wie einen „inneren Raum“. Im Raum läßt sich ein Gleichschritt verordnen. Die Linien des Lebens laufen verschieden und haben ungleiche Zeitmaße. Schnelles läßt sich hier von Langsamem gar nicht trennen, und umgekehrt. Was bei einer Trennung des Schnellen vom Langsamen herauskommt, kann deshalb immer nur eine Perversion sein. Daraus lassen sich erkenntnistheoretische Konsequenzen ziehen.

### 3.3. Erkenntnistheoretische und methodologische Konsequenzen

Nimmt man den Gesichtspunkt der Selbstrekursivität und Mehrsinnigkeit, der Verflechtung und Wiederentflechtung aller Bezüge im Zeitfeld ernst, so macht dies eine Lösung von gegebenen Problemen auf *einer* Ebene und von *einem* Punkt aus unmöglich. Es gibt hier nur das Nachzeichnen individueller Linien, aber keine allgemein geltend zu machende Konstruktion. Die einzige von der Zeit vorgeschriebene Bindung ist das Joch der Beziehung, deren man nicht ledig werden und entraten kann.

Die damit erneut markierte Differenz von Zeit und Raum ist in die Zeit selbst eingeschrieben und wird in ihr zum Austrag gebracht. Solange die von der Zeit und ihrer Gegenwart angebotenen, reichhaltigeren Lösungsformen nicht in Anspruch genommen werden, kann immer nur das Überkommene im Sinne eines Geltenden fortgeschrieben und in reaktive Muster eingebunden werden. Ein einseitig festgehaltener Herrschaftsanspruch kann sich nur durchsetzen, indem das Vergangene zu einem normativen Überbau gemacht und seiner durch den Fortgang der Zeit stets angefochtenen Geltung mit Mitteln der Indoktrination und der Gewalt nachgeholfen wird. Die Zeit schreibt anders als der

Raum, wenn ihre offen-zirkulären Strukturen prinzipiell nicht geschlossen sein und monopolistisch vereinnahmt werden können.

Es ist deutlich, daß in allem zeitlichen Gegebenen eine zirkuläre Struktur vorliegt und der „Zirkel von Zirkeln“ auch gar nicht ausgeräumt werden kann. Einen Zirkel mit sich selber kurzzuschließen läuft darauf hinaus, einen ins Unbewußte abgesunkenen Mechanismus zu etablieren, der – automatisiert – sich wie von selbst weitertreibt. Dies kann sinnvoll sein, was die Formerhaltung betrifft, aber es wird sinnlos und zerstörerisch, wenn es angemaßter Herrschaft dient. Der verordnete Fall ins Unbewußte vermeidet die Zeit als Mittel der Bewußtwerdung und zieht ihr einen Raum zeitlos verkörperter Geltung vor. Einen Bestands- und Geltungsraum als solchen aber gibt es nicht, und insofern kann die darauf bezogene Machtphantasie sich immer nur auf die von ihr unterstützten Illusionen begründen. Eine solche Illusion besteht darin, sich nur im Raum bewegen zu können und (angebunden an den „Pflock der Gegenwart“) nicht auch in der Zeit. Bezüglich der wirklichen Bewegungsmöglichkeit ist das Gegenteil der Fall. Die zeitlich immer offengehaltenen Zirkelverhältnisse zu vermeiden, läuft auf ein Verbot des Sichbewegendürfens hinaus. Ausschließen kann man so aber nur das generative, produktive Moment des Zirkels und nicht die Zirkelstruktur überhaupt. In der bewußtlos gemachten ewigen Wiederkehr des Gleichen wird das Leben unterdrückt und gleichsam eingefroren. Eine den Zirkel mit sich kurzschließende, ihn vermeiden wollende Logik richtet den Tod auf und dient nicht dem Leben.

Mit der räumlichen Verortung des Logischen ist auch das Bewußtsein gefangen und kann sich nur noch ordnend und einteilend betätigen. Für die sich im zeitlosen Raum ansiedelnde Logik fällt alles in die Voraussetzung, die als solche hingenommen werden muß, gleich ob ihr eine Wirklichkeit entspricht oder nicht. Eine solche nicht mehr hinterfragbare, sich absolut setzende Voraussetzung kann es in Zeit-Welten aber gar nicht geben. Die in der Zeit zum Austrag kommenden Zirkelprozesse sind grundsätzlich für Revision und weitere Bestimmung offen. Von daher erweist sich die abschließende Setzung als eine Bewußtseinsfalle und wird, weil Bewußtsein nicht überhaupt unterbunden

werden kann, zwangsläufig konfrontiert mit ihrer Kritik. Die Raumordnung erscheint stabil und kann doch nicht zur Ruhe kommen.

Und noch ein weiteres bewußtseinstheoretisches Argument ist hinzuzunehmen: Wo, wie in den Zeitbezügen, ein *Unsichtbares* zum Thema gemacht werden muß, kommt die flächige, in den Raum der Sichtbarkeit projizierende Bewußtseinsform an ihre Grenze. Zeitliche Vorgänge verlaufen unsichtbar, und nicht absehbar sind ihre zeitlichen Perspektiven. Das „Bild“ steht in bezug darauf gleichsam zwischen Zeit und Raum. Nicht alles in der Zeit Gegebene läßt sich ins äußere Bild setzen und mittels Bildmagie verfügbar machen. Zeit-Bilder dienen der Belehrung und nicht der Beherrschung. Gleiches könnte natürlich auch für den Raum gelten, solange dieser seine Tiefe bewahrt und noch nicht zur Oberfläche gemacht worden ist.

An dieser Stelle lassen sich entlang der Wege-Metaphorik methodologische Folgerungen ziehen (gr. ὁδός = Weg).<sup>35</sup> Führt man die Zeit in die Logik ein, so verändert sich das ganze Wege-Bild. Räumlich gangbar gemachte Wege sind übersichtlich gegeben, während Zeit-Wege nicht absehbar sind und nur Schritt für Schritt gegangen werden können. Gleiches läßt sich von der Logik sagen, wenn sie unter diskursivem Aspekt ins Auge gefaßt wird. In einem zeitlosen Raum könnte das Logische gar nicht vollzogen werden: seine Bewegung müßte erstarren, wenn der Faktor „Zeit“ aus ihm herausgenommen wird. Methodologisch verallgemeinert folgt daraus: *Die Zeit ist das Hermeneutische im Logischen und das Logische im Hermeneutischen*. Vermöge der Zeit können Logik und Hermeneutik sich gegenseitig interpretieren. Sie stellt in beidem das *Objektive* dar, insofern sie nur dem Realen dient und das von ihm Abweichende sich selbst überläßt.

---

<sup>35</sup> Vgl. dazu die Arbeit meiner Doktorandin Eleftheria Messimeri-Gogos, *Wege-Bilder im altgriechischen Denken und ihre logisch-philosophische Relevanz*, Verlag Königshausen & Neumann Würzburg 2000. Hier wird im Vergleich ganz unterschiedlicher Wege-Konzeptionen deutlich gemacht, daß nicht alle Wege methodisierbar sind. Darauf kann ich hier nicht im einzelnen eingehen.

Mit einem „geronnenen“ Bild der Welt könnte nur der etwas anfangen, der den Weltverlauf berechenbar machen oder die Welt in jedem Augenblick neu entstehen lassen kann. Beides ist ein unmögliches Unterfangen. Nur die Zeit enthält ein generatives Prinzip, vermöge dessen der Welt ein Wirklichkeitsgehalt gegeben werden kann. Kein Weltenschöpfer kommt an der Einsicht vorbei, daß alles sich ausgebären, fortzeugen und wandeln will. Kurz gesagt: Soll die Welt eine Lebens-Welt sein und kein bloßes Welt-Bild bleiben, so bedarf es ineins der Kontinuität und der Diskontinuität der sich durch Handlung und Wandlung ausgestaltenden Zeit. Formal gesagt, bedarf es der *Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen* und eines Sinnes für das *Ungleichzeitige in der Gleichzeitigkeit*.<sup>36</sup> Beides zusammen konstituiert das geschichtliche Bewußtsein und ist der Motor der Bewußtwerdung und Bewußtseinsbildung überhaupt.

Im Technischen folgt daraus, daß es prinzipiell keine Möglichkeit zur vollständigen Darstellung von Sachverhalten im Rahmen eines Systems bzw. eines normierenden Aussagensammenhanges gibt. Dasselbe gilt für die Theoriebildung. Gemäß Gödels Theorem kann es keine vollständigen, ihren Gegenstand erschöpfenden Theorien geben.<sup>37</sup> Beweischarakter hat immer nur ein Kalkül, in dem die Wirklichkeit aber nie aufgeht. Auf das Soziale übertragen heißt das, daß auch sich totalitär gebärdende gesellschaftliche Systeme prinzipiell ‘unvollständig’ sind. Systeme können sich immer nur anmaßen, das Ganze zu repräsentieren und für alles eine Erklärung zu haben. Ein solcher für Großorganismen noch ausgeprägter Dogmatismus pur läßt sich, wenn überhaupt, nur eine zeitlang mit zeit- und menschenmörderischen Mitteln realisieren. Die Unangemessenheit der hierzu angewandten Methoden zeigt sich darin, daß ein solches System sich untergräbt und über kurz oder lang selber zerstören muß. Der Dogmatismus bloßer Setzung tut

---

<sup>36</sup> Vgl. dazu Ioannis Theodoropoulos, *Geschichte und Heterochronismus*. Geschichtsunterricht und Vergeschichtlichung in pädagogisch-anthropologischer Sicht. Schwäbische Verlagsgesellschaft Wurmlingen 1988 (Diss. Tübingen 1988).

<sup>37</sup> Mehr dazu ist in den verschiedenen Wikipedia-Artikeln nachzulesen.

so, als ob eine solche eo ipso Gültigkeit hätte. In Wirklichkeit bedarf es großer Anstrengungen, um eine Setzung zur Geltung zu bringen und in Geltung zu halten; es bedarf ständiger Propaganda und Bewußtseinsmanipulation. Und wenn dies schon versucht wird: Auch eine sich nicht selbstreflexiv verstehende Logik treibt eben dies heraus, daß alle Wirkung, ob man will oder nicht, nach beiden Seiten geht und nicht nur das Opfer, sondern auch den Täter trifft. Entweder sind beide gefangen, oder beide machen sich frei.

Damit ist verbunden, daß es für das zeitlich verfaßte, große Ganze kein System geben kann. Die Zeit und was in ihr vor sich geht, kann auch in Systemen nicht außer Kraft gesetzt werden. Wer dessen nicht eingedenk ist, erfährt ihren Rückschlag. Das heißt methodologisch gewendet, daß auch für das Denken die „Zeit“ den „Raum“ regiert und nicht umgekehrt. Mit der „state-description“ eines bestimmten Weltzustandes ist es also nicht getan. Selbst wenn eine solche Beschreibung alle Regelmäßigkeiten erfassen könnte, ließe sich der künftige Weltzustand nicht daraus ableiten. Dies setzt einer Berechenbarkeit des Zeitverlaufs im Rahmen systemischer Vorgegebenheiten enge Grenzen.

Es kann also bei der Einführung des „Faktors Zeit“ in das logische Feld nicht um eine *Logifizierung (Verräumlichung) der Zeit* gehen, wie die Entwürfe zu einer „Tense Logic“ dies suggerieren<sup>38</sup>, sondern nur um eine *Verzeitlichung der Logik selbst*. Damit nehmen alle zunächst an räumliche Vorstellbarkeit gebundenen logischen Kategorien einen anderen, zeitlich bestimmten Grundsinn an. Am Beispiel gesagt: Analytizität verlangt die Wiederholung, Explikation die Abwandlung in der Wiederkehr. Die zeitlich verstandene Logik der Repetition macht den Kreis zur offenen Schleife und diese zu einer sich nach zwei Seiten hin auslegenden, weitenden oder verengenden Spiralbewegung. Unter positivem Vorzeichen geht in der Spiralbewegung etwas auf, unter negativem Vorzeichen verschließt es sich. Letztlich aber führt auch die Einführung der downward-Spirale noch zu einer Öffnung – wenn es nicht mehr anders geht zur Öffnung durch den Verschuß.

---

<sup>38</sup> Vgl. Robert P. McArthur, *Tense Logic*. Springer Verlag 1976. John Edward Clifford, *Tense and Tense Logic*. Moulon 1975.

Die mit alledem verbundenen Erfahrungswerte sind bekannt und werden doch nicht befolgt. Auch wenn die Wiederholung des Gleichen in rein formaler Vorstellung zurecht als ein ewiger Kreislauf verstanden wird, bei dem nichts verloren geht und nichts hinzugewonnen wird, ist der Vorgang in Wirklichkeit doch wesentlich komplexer. Im zeitlichen Verlauf kommt es darauf an, auf welchem *Nenner* sich die Bewegung vollzieht und ob dieser positiv oder negativ ist. Entweder verschließt die Bewegung sich und verschleißt sich deren Inhalt und Wertigkeit, oder sie schließt sich auf und nimmt eine andere Potentialität an. Entweder ist der Prozeß degenerativ, oder er läßt etwas wachsen und bewußt werden. Wenn entweder das eine oder das andere der Fall ist, nehmen die alten identitätslogischen Denkfiguren einen unterschiedlichen Sinn an und müssen einer genaueren Betrachtung unterzogen werden.

Unter ein positives Vorzeichen gestellt, leistet die „ewige Wiederkehr des Gleichen“ (Nietzsche) etwas, was auf lange Sicht über sich hinausführt, so daß das ihr zuwachsende Surplus weder aus dem Gewesenen hergeleitet noch in einem Kommenden begründet werden kann. Das Kind lernt zählen und wiederholt diesen Vorgang mit großer Lust und Konzentration. Die iterative Folgebeziehung, äußerlich als identische Repetition verstanden, schafft hier vermöge der Zeit Raum für die Modifikation der Inhalte und gibt ihnen ein Mehr, das sich nicht mehr auf ein 'Identisches' oder 'Gleiches' reduzieren, von einem solchen aber auch nicht ablösen läßt. Algebraisch gesprochen, kann der zeitlich vollzogene Schluß: „wenn A ein B ist und dieses ein C, dann ist A auch ein C“, nicht mehr auf die tautologische Formel „ $A=A=A$ “ zurückgestuft werden. Mit anderen Worten ist die zeitlich sich erfüllende Grundform der logischen Bewegung auch in ihrem rein Formalen transitiv, und zwar eben dadurch, daß sie repetitiv ist. Und weil die inhaltliche Differenz der Terme durch die logische Umformung gar nicht betroffen ist, kann sie auf formale Weise auch nicht einnivelliert werden; aus dem produktiven „A ist B ist C ...“ läßt sich kein reduktives „ $A=A=A$  ...“ mehr machen.

Wozu also die Reduktion auf ein „Gleiches“? Eine Einnivellierung der inhaltlichen Differenzen von A, B, C etc. ist formal betrachtet gar nicht nötig, weil die Möglichkeit und Gültigkeit des Schlusses davon

nicht abhängt. Es genügt, daß die verschiedenen Terme bzw. Sätze sich mit logischen Urteils- und Schlußformen behandeln lassen, ohne daß ihr Inhalt dabei in Mitleidenschaft gezogen wird. Und doch kann es der prozessual verstandenen Logik selbst nicht gleichgültig sein, was mit den Inhalten geschieht und welche Wertigkeit sie annehmen. Mit dieser Einsicht verband sich zunächst ein *dialektisch* verstandener Gebrauch der Logik, bei dem nicht einfach das herauskommt, was man zuvor hineingesteckt hat. Es handelt sich, hermeneutisch-dialektisch gewendet, um eine Transitivität ins Unabsehbare, bei der alles aufs Spiel gesetzt werden kann und gleichwohl nichts verloren geht von dem, was wirklich und wahr an der Sache ist.

Soweit zum guten Sinn des logischen Verfahrens, wenn es mit der Zeit verbunden und nicht mehr in einem vorgeblich zeitlosen Raum angesiedelt wird. Unter Zeitaspekten betrachtet, nimmt alles einen mehrfachen Sinn an und widerlegt den alten Skeptizismus, der sich durch den mit sich kurzgeschlossenen Logikkalkül bestätigt sieht und von ihm zugleich frustriert wird, solange er nicht von ihm freikommen kann. Der lange Weg durch den Zweifel und die Verzweiflung hindurch wäre abzukürzen gewesen, wenn man früher gelernt hätte, die Zeit in ihre Rechte einzusetzen und ihre Potentiale zu nutzen. Nicht genutzt, bleibt ihr nur das Gericht.

Aber auch die leere aussagenlogische Iteration und die dürftige prädi-katenlogische Festlegung von Bedeutung hat noch eine positiv zu wertende Hinsicht, wenn man beides unter Zeitaspekten betrachtet und analysiert. Um dies am Problem der Urteilsbildung zu verdeutlichen. Urteile können ja nicht nur Setzungen und Behauptungen sein. Durch ein zeitlich geöffnetes Verfahren kann die erforderliche Gültigkeit von Urteilen allererst hergestellt und so mit Erfahrungswerten verbunden werden, daß das allgemein Geltende den komplexen Sachlagen auch wirklich entspricht. Im Unterschied zu bloßen Behauptungen verlangt dies ein Abwägen und die immer neue Aktualisierung und Erprobung am Einzelfall. Die erste Frage ist also nicht, wie man der tautologischen Invarianz allgemeiner Aussagen entsprechen kann, sondern vielmehr, wie man zu einem allgemeinen Urteil allererst kommt und durch Vertiefung in seinem Geltungsgrund weitergehende Schlüsse aus ihm zie-

hen kann. In der zeitlichen Ausarbeitung der Differenz zwischen Setzung und Urteil beweist die Zeit-Logik ihre nach zwei Seiten hin weisende Kraft und wird im Kontext empirischer Erfahrung und umgangssprachlicher Artikulation zu einem Ferment von Gestaltung und Umgestaltung. Ein Unbestimmtes wird ins Bestimmte übersetzt, um so gefaßt wieder ins Unbestimmte zurückgehen zu können. In diesem Wechseltausch schöpft das Leben aus zwei Krügen seine Fülle und Kraft.

Gleiches gilt für die Formbildung. Formen sind Zeitgestalten und Zeitgestaltungen.<sup>39</sup> Die Möglichkeit zur Umformung des Formgebundenen bringt die in den Formen liegenden Potentiale allererst ans Licht. In gleichem Sinne kommt das Formale bzw. das Allgemeine allererst zu seiner eigentlichen Funktion und Wirksamkeit, wenn man es dem zeitlichen Prozeß überantwortet und nichts zu retten versucht, was nicht wie von selbst Bestand annimmt. In der Zeit und vermöge ihrer vollzieht sich eine andere Form von Konkretion („Hineinwachsen“) und Abstraktion („Herauslösung“), die im zeitlos gedachten „Raum“ so gar nicht möglich wäre. Die Zeit bildet vermöge des Formalen einen Ertrag für das Inhaltliche, während das im Zeichen Kodifizierte, der Zeit Entzogene nur die Spur eines Geschehens nachzeichnen kann und ohne dessen Aktualisierung das generative Moment verliert. Zeichen deuten nicht von selbst; sie wollen gedeutet sein und darin wiederverlebensfähig werden. Deutung ist Aktualisierung und nicht lediglich Fortschreibung. In Wirklichkeit gewinnt etwas Dauer nur vermöge der darin investierten und gelebten Zeit, und es höhlt sich aus zum Schemen, wenn es in einer bestimmten Erscheinung festgehalten und zur Ikone gemacht wird.

Nur im Verhältnis von Logik und Zeit kann das Formale und das Inhaltliche sich durcheinander aufschließen und produktiv gemacht werden. Dies gilt schon für die logischen Satzfunktionen selbst, deren Umformbarkeit und Übersetzbarkeit ineinander sie allererst aussagekräftig werden läßt. Das Logische läßt sich – wie das Musikalische – als ein

---

<sup>39</sup> Darauf hat im Anschluß an Goethe Adolf Portmann immer wieder hingewiesen.

Arsenal von Bewegungsfiguren betrachten und auf wenige Grundbewegungen zurückführen. Gleiches gilt für die logische Behandlung des Sprachlichen und Begrifflichen. Durch sachentsprechende Festlegungen kann, wie das prädikatenlogische Satzschema zeigt, ein Satz in die Form einer Implikation bzw. eines Schlusses gebracht werden, so daß die mit ihm verbundene Sinnbeziehung transitiv wird und der universale Geltungsgrund einer Aussage (mit anderen Worten ihre Wahrheit) aufgeschlossen und im Durchlaufen ihrer Modifikationen vor den Blick gebracht wird. Damit lassen sich die alten logischen Schnitte so interpretieren, daß der Grabenbruch zwischen Zeitlichem und Ewigem überwunden wird.

Die Einführung des Faktors „Zeit“ in die Logik verändert somit deren Formbestimmtheit in Richtung auf offenere Formen, die sich in ihrer vergangenheitsbedingten Konstanz abheben vor dem Hintergrund eines nicht auf Konstanz reduzierbaren Geschehens. Durch das Fortschreiten der Zeit wird aus der *Logik der Setzung* eine *Logik der Beziehung*, wobei, was in Beziehung steht, grundsätzlich nach verschiedenen Seiten hin spielt, und dies ganz unabhängig vom eigenen Dafürhalten. *Die Zeit-Logik ist eine Logik der Geschichte und als solche eine Hermeneutik*. Zeitliche bzw. geschichtliche Verhältnisse verhalten sich zu sich selber in offen-zirkulärer, doppelwendiger Struktur. Auch wenn die monopolistisch angesetzte Logik einseitiger Setzung und Ableitung die doppelwendig-zirkulären Vorgänge nicht wahrhaben will und gewünschte Beziehungslagen mit sich kurzschließt, indem sie asymmetrische Strukturen in ihnen fixiert, beweist die Zeit in ihrem Fortgang deren nach wie vor gegebene Symmetrieeigenschaften und sorgt, ob man will oder nicht, für einen Ausgleich.

*Die Zeit ist somit im Logischen selbst das Hermeneutische καθ' ἑξοχῆν*. Auch die auf die Abstraktion reinen Denkens verpflichtende Logik kann sich im zeitlosen Raum rein formaler Geltung weder denken noch vollziehen. Auch das logische Prozedere bedarf der Zeit und wird von ihr in seiner Qualität erwiesen. Alles muß in der Zeit zeigen, was an ihm ist. In diesem Sinne ist die Zeit das *Objektive* in der *Freiheit* zum Denken, sie manifestiert seinen wirklichen Gehalt und wird zu ihrem Wahrheitserweis. Objektivität heißt: Für das Sein und Werden des Sei-

enden sind in der Zeit und durch sie Bedingungen vorgegeben, die man zwar ignorieren, aber nicht außer Kraft setzen kann. Dazu gehört gemäß der Formel „wie Innen, so Außen“ die Selbstrückbezüglichkeit jeglichen Tuns und Lassens, gleich ob dieses sich in freien oder in gebundenen Formen vollzieht. In negativer Wendung werden die selbstrückbezüglichen Prozesse einpolig festgemacht und gleichsam eingefroren; in positiver Wendung bleiben sie für mehrseitige Betrachtung offen und verflüssigt sich das Ganze durch sie. Der Ausgang einer Sache bemißt sich danach, wie das Verhältnis von Vergangenheit und Gegenwart in ihr bestimmt ist. In diesem Sinne vollzieht sich auch das Logische in der Zeit entweder zwangsweise oder frei, je nachdem, ob es an ein Vergangenes gebunden oder an einem Gegenwärtigen ausgerichtet wird. Entsprechend verschieden gestaltet sich das Feld der Aufmerksamkeiten.

### 3.4. Ontologische und anthropologische Folgerungen

Es kann in einer von den Zeitbezügen her aufgeschlossenen Logik nicht mehr darum gehen, Widerspruchsfreiheit zu sichern, indem der Widerspruch ausgeschlossen wird. Zeitlich gegebene Sachverhalte sind immer durch beides zugleich bestimmt und stellen eine solche Alternative in Abrede.<sup>40</sup> Man kann also wählen. Der Bereich des Wirklichen bzw. des Wahren ist logisch in der Tat durch Übereinstimmung mit sich definiert, was nun aber *nicht* mehr heißen kann, daß diese *zeitlos* gegeben wäre, während in den Zeitwelten, die durch fließende Feldfaktoren bestimmt sind, eine Übereinstimmung nicht erreicht werden kann und der Begriff der Wahrheit obsolet wird. Übereinstimmung gibt

---

<sup>40</sup> Darauf geben Zenons Paradoxien der Bewegung einen Hinweis. In zeitlichem Vollzugssinn ist der Sachverhalt „Bewegung“ ganz einfach, in räumlich abgebildeter und fragmentierter Form aber voller Widersprüche, so daß die Bewegung selbst im Paradox angehalten und zum Verschwinden gebracht wird. Welchen Modus man wählt und vorzieht, ist dem eigenen Willen überlassen. Doch kann, wer das Leben will, über seine Wahl einer ungehemmten Bewegung nicht unsicher sein.

es nur in Verbindung mit Nichtübereinstimmung, und umgekehrt. Beides zusammen ergibt sich im zeitlich bestimmten Verhältnis aus einer Ebenendifferenz, die nicht überbrückt werden kann und gleichzeitig durch die Zeit umgriffen wird. Heraklit und Kierkegaard fordern dazu auf, das Ewige im Werden und d. h. als inmitten der Zeit seiend und sich entwickelnd zu denken. Dies zu realisieren erfordert eine Logik, in der Transzendenz und Immanenz nicht mehr getrennt gehalten werden und beides dem Mißbrauch ausgeliefert wird.

Dies weiter auszuführen ist hier nicht der Ort. In aller Kürze läßt sich sagen: Kierkegaards Begriff der „Wiederholung“ stellt, ebenso wie Nietzsches Kategorie der „Ewigen Wiederkehr des Gleichen“, in der Geschichte des Denkens ein Novum dar und ist als ein solches zu würdigen. Das verlangt, die Kategorie selbst von allen Vorstellungen abgelöst zu denken, die sich daran geheftet haben. Genau besehen verlangt die Kategorie der „Wiederholung“ bzw. die der „Ewigen Wiederkehr des Gleichen“ eine *metabasis eis allo genos* und damit verbunden einen *logisch komplexen* Zugang

Kierkegaards These lautet: „Die Wiederholung ist jene *neue* Kategorie, die es zu entdecken gilt. Wenn man etwas von der neueren Philosophie kennt und mit der griechischen nicht ganz unbekannt ist, dann wird man leicht gewahr, daß diese Kategorie gerade das Verhältnis zwischen Eleaten und Heraklit erklärt und daß die Wiederholung eigentlich das ist, was man irrümlicherweise als Mediation bezeichnet hat...“ (Die Wiederholung (W), in der Werkausgabe von Diem / Rest S. 351.) Der darin liegende Vorwurf an Hegel lautet: „... die neuere Philosophie macht keine Bewegung, sie macht im allgemeinen nur Aufhebungen, und soweit sie eine Bewegung macht, liegt diese immer in der Immanenz, die Wiederholung hingegen ist und bleibt eine Transzendenz.“ (A. a. O., S. 396) Deutlich ist in dieser Aussage das *Paradox* akzentuiert, das die Wiederholung einer (wie immer logisch-dialektisch verstandenen) *Vermittlung* unzugänglich macht. Das Paradox bringt den Skeptizismus an sein Ende und schließt gleichzeitig eine andere Dimension des Logischen auf.

Zeitlich gesprochen, stellt sich die mit der Kategorie der „Wiederholung“ zu bewältigende Aufgabe, „das Ewige im Werden zu denken“

(Unwissenschaftliche Nachschrift (UN), ed. Diem/Rest, S. 468). Ewigkeit und Werden läßt sich aber nur „zusammenbringen“, „zusammensetzen“ und „zusammenhalten“ in der Form einer *Disjunktion*, in der die Sphären auseinandergehalten werden und doch ineinander verschränkt sind. Um die damit gestellte Aufgabe verstehen zu können, ist verlangt, die Sphären dadurch auseinanderzuhalten, daß *existentiell* nach der *Wirklichkeit* gefragt wird. Ein „Verwechseln“ und „Zusammenmischen“ ist nur in einem unwirklichen Medium möglich, wie es für die *ästhetische* und in gewissem Grade auch noch für die *ethische* Existenz kennzeichnend ist.

Die alles miteinander vermitteln wollende Dialektik sorgt bezüglich der Disjunktion für die größte Vernebelung und Verwirrung. Indem man mit ihrer Hilfe vorgebliche Bewegungen bzw. erschlichene Übergänge macht, wird alles zu einem „phantastischen Schattenspiel des reinen Denkens“ (UN, S. 492). Und wenn schließlich gar nichts mehr geht, wird der dialektische Umschlag wie ein *deus ex machina* auf den Plan gerufen. Die Grundhaltung ist nihilistisch. Bei aller Systembildungstendenz hofft man im Grunde, daß nichts ewig bleibt wie es ist und die Abwechslung für Zerstreung sorgt (vgl. UN, S. 503)

Letztendlicher „Schluß“ ist „eine trügerische Prädikats-Entwicklung, eine trügerische Umschreibung einer Voraussetzung“ (UN, S. 499), aus der nichts zu gewinnen ist. Erreicht wird so das unselige Zwillingsspaar von Abwechslung und/oder Monotonie der Gewohnheit, nicht aber ein wirkliches Werden und Weiterkommen in der Wiederholung. „... sobald die Ursprünglichkeit der Wiederholung ausbleibt, ist die Gewohnheit da“ (Der Begriff der Angst, ed. Diem/Rest, S. 623), der auch die Abwechslung verfällt. Demgegenüber gilt es, die Wiederholung als Entwicklung zu verstehen und nicht einer äußerlichen, im Grenzfall mechanischen Bewegung zu überlassen: „Wenn etwa die Bewegung darin besteht, daß ein Moment immer wiederkehrt, so hat man unlegbar eine Bewegung, ja, man kann vielleicht ein Gesetz der Bewegung entdecken; aber eine Entwicklung hat man nicht. Die Wiederholung in der Zeit ist ohne Bedeutung, und die Kontinuität fehlt.“ (Entweder/Oder, ed. Diem/Rest, S. 805)

Die Schranke der bloß äußerlichen Wiederholung bzw. der Äußerlichkeit überhaupt zeigt sich darin, daß nichts den Menschen innerlich erreicht und sich an seiner faktischen existentiellen Lage gar nichts ändert. Die Wellen gehen über das Meer, aber sie verbinden sich nicht mit seiner Tiefe. Wo bei jedem Lebensversuch alles beim Alten bleibt, sind die Auswege versperrt und ist auch die Hoffnung aussichtslos geworden. Der Versuch der Veränderung wird an der falschen Stelle unternommen und verschließt die Zeit, die für Kierkegaard selber das Dialektische  $\kappa\alpha\theta' \acute{\epsilon}\chi\omicron\chi\acute{\alpha}\nu$  ist.

Ausgetragen wird die Zeit im Individuellen, insoweit dieses sich auf die Beziehungswirklichkeit der Zeit einläßt und selber „dialektisch“ wird: „... das Individuum, das nicht dialektisch gemacht worden ist, verändert die Welt, bleibt aber selbst unverändert, denn das ästhetische Individuum hat das Dialektische niemals in sich, sondern außer sich, oder das Individuum wird im Äußeren verändert, bleibt aber innerlich unverändert.“ (UN, S. 613.) Demgegenüber schafft die wahre Wiederholung eine *Aktualität*, die mit voller Bewußtheit gelebt werden kann und das Äußere mit dem Inneren verbindet. Ihr Vollzugssinn drückt sich in der paradoxen Wendung aus: „... wenn man sagt, das Leben sei eine Wiederholung, dann sagt man: das Dasein, *das gewesen ist, entsteht jetzt*.“ (W, S. 352; gesp. von mir.) Aus der frustrierenden Erfahrung einer unfruchtbar bleibenden Wiederholung (vgl. den vergeblichen Versuch einer Wiederverlebendigung einstigen Studentenlebens anlässlich eines Besuches in Berlin) zieht Kierkegaard die Konsequenz: *Nur in der Innerlichkeit ist Wiederholung*. Innerlichkeit *ist* Wiederholung und sonst nichts. Die Innerlichkeit muß als immer neu zu leistende Wiederholung eines immer neu in der Aktualität Gegebenen gelebt werden. Kierkegaards Beispiel ist die Ehe, die in der Gewohnheit einschläft, wenn sie nicht jeden Tag erneuert wird.

Was aber wird in der Zeit wiederholt? Die Wiederholung der Innerlichkeit umfaßt die *ganze* Zeit und stellt sich insofern dar als ein Paradox. Sie hebt nichts auf von dem, was war und ist, ja sie bestätigt alles wie es ist. Von außen her gesehen kann das den Anschein erwecken, als ob man auf der Stelle treten würde (was man, äußerlich betrachtet, ja auch tut). Der Ertrag muß an einer anderen Stelle gesucht werden. Was

aber ist dann die Wiederholung, wenn nicht lediglich das Rad des sich ewig um sich selbst drehenden Lebens? Die „*Scheidung der Innerlichkeit*“ (UN, S. 415) ist dazwischengesetzt und läßt ein Verständnis der Wiederholung in äußeren Bildern nicht mehr zu.

Mit dem Hinweis auf die kraft Wiederholung aktualisierte, andere Dimension ist es aber noch nicht getan. Anstatt auf einen Umschlag oder auf eine dialektische Aufhebung zu warten, verlangt die Wiederholung, sich am Punkt der existentiellen Lage *selber zu bewegen*: „...*das Gesetz heißt: dasselbe und doch verändert und doch dasselbe.*“ (UN, S. 443; gesp. von mir) Das Ganze ist ein Experiment, bei dem es kein Resultat gibt – nur eben mehr Innerlichkeit und Bewußtheit von bzw. in „demselben“. Dies verlangt, sich beständig in der qualitativen Unterscheidung üben. Der Bruch zwischen dem Äußeren und dem Inneren wird hier gerade nicht vermittelt, sondern umgekehrt in noch weitergehendem Maße gesetzt und im Sinne einer qualitativen Unterscheidung wirksam gemacht. Es gilt, „*die absolute Distinktion einzuüben*“ (UN, S. 587; gesp. von mir). In der so verstandenen Kategorie der Wiederholung liegt die Möglichkeit und zugleich die Grenze des Ästhetischen, des ihm in seiner Abstraktion verhaftet bleibenden Ethischen und der an beides gebundenen, immanent bleibenden „Religiosität A“.

Vereint mit der Ewigkeit, wird die Zeit zur „Bauhütte“ eines Überzeitlichen: dessen was war, ist und sein wird. Es gibt in der Zeit also nicht nur Vergängliches, sondern auch Vorgänge, Ereignisse und Handlungen, die, wie Kierkegaard sich ausdrückt, von „ewiger Gültigkeit“ sind (vgl. Entweder-Oder, S. 768 u. ö.). Dazu gehört für ihn an erster Stelle die Selbstwahl, vermöge deren das fragmentierte Ich sich aus der Zerstreuung zurückholt und in sich selbst zentriert.

Dem Ganzen kann aber nicht nur eine anthropologische Wendung gegeben werden. Die in der mehrpolig-zirkulären Verfassung der Zeitgegebenheit liegende Rückbezogenheit auf sich und anderes läßt sich in allen Verhältnissen nachweisen und fungiert für alles Seiende als ein oberstes ontologisches Prinzip. Im Zeichen der Freiheit des Seins kann diesem jedoch eine unterschiedliche Fassung gegeben werden. Verdeutlichen läßt sich dies im Verhältnis des Ersten und Zweiten Hauptsatzes der Physik. Gemäß Newtons Prinzip ist die Wirkung stets verbunden

mit einer Gegenwirkung bzw. einem Widerstand, und beides läßt sich gar nicht voneinander trennen. Auf die Sistierung der Bewegung oder auf deren beständigen Ausgleich bezogen, entspricht dem der Erste Hauptsatz der Energieerhaltung. Betont wird hier die symmetrische Gestelltheit. Der Widerstand bzw. der Ausgleich kommt nicht von außen, so daß er auch ausbleiben könnte; es handelt sich bei beidem um ein mit dem ersten Impuls bereits gegebenes Moment. Die von Newton hervorgehobene Symmetrie von Wirkung und Gegenwirkung beleuchtet aber nur die eine Seite des Sachverhalts. Zunächst zeitlos gedacht, muß auch hier dem Faktor Zeit Rechnung getragen werden. Sie läßt Ungleichgewichte zu und sorgt für ihren Ausgleich auf lange Sicht. Der Zeitverlauf bezieht sich auf asymmetrische Sachlagen, für die der zweite, thermodynamische Hauptsatz der Entropie hinzugenommen werden muß. Entropie und Aufbau entsprechen sich unter dem Aspekt der auch hier gegebenen Energieerhaltung. Umgangssprachlich ausgedrückt, muß etwas seine Wirkungskraft verlieren, damit etwas anderes eine Chance erhält. Das Aufkommen von Asymmetrien und die Wiederherstellung von Symmetrie gilt für einpolige wie für mehrpolige Gegebenheiten gleichermaßen. Jeder dynamische, etwas auslösende Prozeß wirkt sich gleichzeitig nach beiden Seiten hin aus und läuft so gedoppelt wieder in sich zurück.

Die Physik hat als Grundlagenwissenschaft nicht ausgedient, auch wenn Psychologie und Sozialwissenschaften das Tagesgeschäft bestimmen und oft genug im Sinne der Fixierung von asymmetrischen Verhältnissen mißbrauchen. Das Moment symmetrischen Gestellteins läßt sich aber nicht ausschalten, und die Zeit steht immer für beides zugleich. Auch psychologisch gesprochen, führt jede Setzung zu einer Entgegensetzung und sieht jede Handlung sich mit einem sowohl von innen wie von außen her gegebenen Widerstand konfrontiert. Soll nun aber das Erhaltungsprinzip „Wirkung = Gegenwirkung“ nicht hemmend wirken und die Bewegung sistieren, so muß das asymmetrische Moment des entropischen Zeitverlaufs und die mit ihm verbundene „Bemühung jederzeit“ mit in Betracht gezogen werden. Zur Physik stationärer Zustände kommt der Zeitverlauf, das weitergehende Leben und das mit beidem verbundene Bewußtsein als weitertreibende Fakto-

ren dazu. Der bei jeder Bewegung auftretende Widerstand verlangt ein aktives Moment des Durchhaltens, der Konzentration und Selbstdisziplin. Darin kommt ein Bewußtseinsfaktor zur Wirksamkeit, der im stationären Zustand noch nicht wirksam geworden ist, auch wenn dieser als Bewegtsein-in-sich ohne äußere Einwirkung gedacht wird. Konkret gesprochen, läßt sich ein mit Vergangenen verbundener, in ihm gleichsam versteinertes Widerstand nur überwinden in Form einer Bemühung, die mit energischem Durchhalten und mit der Bereitschaft zur (Selbst-)Revision und (Selbst-)Kritik verbunden ist. Die stationäre bzw. fixierte Lage kann letztlich nur durch Bewußtwerdung und ausdrückliche Ablösung vom Gebundenen in den verflüssigenden Strom der Zeit zurückgestellt werden. Auf die Zeit bezogen, zählt bei einer selbstrückbezüglichen Struktur immer nur der Vorgang des *aktiven* Kontinuierens, gleich ob es um ein festhaltendes oder um ein freigebendes Kontinuieren handelt. Nichts wird von selbst, und nichts bleibt von selbst, wie es ist. Wirkliche Kontinuität ist nur durch vertiefende Fortsetzung erreichbar, die stets mit eigener Bemühung verbunden ist. Die erste Bemühung aber ist das Leben selbst, und sie hat mit Anstrengung und einer dadurch bedingten Verkrampfung nichts zu tun.

Beziehungstheoretisch ausgedrückt heißt das, daß die durch einseitige Setzung fixierte Asymmetrie wieder zurückgenommen wird in die symmetrische Gestelltheit des mehrpoligen Gesamtverhältnisses. Dem kommt die Zeit in ihrem Weiterschreiten entgegen. Wenn alles im Fluß ist, muß auch der fixierte Zustand noch von diesem her gedacht werden, und nicht umgekehrt. Im zeitlichen Prozeß, in dem nichts auf Dauer fixiert sein kann, muß ein entstandenes Ungleichgewicht *aktiv* aufrechterhalten werden, bis die Kraft des Festhaltens schließlich erschöpft ist und der Knoten auflösbar wird. Dasselbe gilt für Gewohnheiten und Routinen; auch sie wollen ständig „geübt“ sein und erhalten sich nicht einfach von selber. Jede Unterbrechung einer Gewohnheit führt zu ihrer Schwächung, die auf diese Weise therapeutisch induziert werden kann.

### 3.5. Das Erfordernis von Übertragungsmedien

Alles ist in der Zeit, und doch bleibt es im Sinne einer „Einheit-in-Disjunktion“ (um Fichtes glücklichen Ausdruck zu verwenden<sup>41</sup>) dabei, daß das Wirkliche bzw. Wahre und die mit Verneinung behafteten Welten nicht kompatibel sind. „Welt“ und „Wirklichkeit“ sind nicht getrennt, aber in dem Sinne geschieden, daß es von der reduzierten Denkebene nicht ohne weiteres ein Zugang zur vollen Wirklichkeit gibt. Und doch ist vermöge der Ganzheit der Zeit in ihrer Gegenwart bzw. Aktualität der Überstieg jederzeit möglich. Ein solcher kann sich dann allerdings nicht mehr durch ein beschnittenes, eindimensional verrechnendes Logisches leiten lassen. Im Sinne eines Innen-Außen-Verhältnisses ist der Überschritt auf eine andere Ebene verlangt. Dazu bedarf es echt meta-phorischer Mittel, wie die Sprache und die Tonwelt sie anbietet, wenn sie wie ein Kristall von den Schlacken befreit und zum reinen Empfang geschliffen wird. Die dichterisch durchgestaltete Sprache und die Musik sind als Resonanzkörper das Verbindungsglied von „Welt“ und „Wirklichkeit“.

Der reine Ton und die genaue, resonanzfähig gemachte Sprache verbindet sich mit dem rein Formalen, das alle Ebenen des Wirklichen durchdringt. Das rein Formale steht als ein mit sich Übereinstimmendes für eine Wirklichkeit, die in unserer Welt zwar *stets präsent*, aber *nicht gegenständlich gegeben* ist. Weil dies ein Zeitverhältnis darstellt, kann der Begriff der Wahrheit in die Zeit-Welt lediglich im Sinne eines Regulativs der Wahrheitsannäherung eingeführt werden. Dabei muß betont werden, daß die Rede von einer Wahrheitsannäherung einen *objektiven Realgrund* haben muß und keineswegs nur postulatorisch im Sinne einer *regulativen Idee* verstanden werden will. Im Sinne der

---

<sup>41</sup> Fichte spricht bezüglich der „höchsten Einheit“ von einer ihr inhärierenden „absoluten Disjunktion“ (GA (ed. Lauth/Jacob), S. 330. WW (ed. I. H. Fichte), S. 263). Er faßt beides zusammen in dem paradox klingenden Ausdruck: „Disjunktion in Einem, das bei aller Disjunktion Eines bleibt“ (GA, a. a. O., S. 322 / WW, a. a. O., S. 258). Deutlich ist, daß die ihrer selbst bewußt gewordene Einheit nur eine Einheit-in-Disjunktion sein kann.

Wahrheitsannäherung stellt sich erneut das Problem des Verhältnisses unterschiedlich definierter Ebenen. Verlangt sind dazu Medien, die gleichzeitig durch Selbstabgrenzung (Immanenz) und durch Umfassung (Transzendentalität) gekennzeichnet sind. Welt, Mensch und Sprache sind solche *gleichzeitig* durch Immanenz und Transzendenz gekennzeichnete Übertragungsmedien. Nach zwei Seiten hin spielende und sich selber transparent machende Übertragungsmedien sind erforderlich, weil die Differenz zwischen „Welt“ und „Wirklichkeit“ zwar überbrückt, aber nicht außer Kraft gesetzt werden kann.

Der Grad des auf die Disjunktion bezogenen, sie realisierenden Bewußtseins und damit verbunden die Urteilskraft ist in die eigene Freiheit gestellt. Daraus läßt sich eine weitere Folgerung ziehen. Die mit Gegensatzstrukturen behafteten, zwischen Positiv und Negativ changierenden Sprachen und Welten können nicht außerhalb der Wirklichkeit liegen, auch wenn sie, auf einen negativen Nenner gebracht, sich selber einkreisen und in den selbstgeschaffenen Gehäusen wie in Gefängnissen nur noch mit sich selber konfrontiert sind. Um der hier gegebenen, in einer Hinsicht sich abschließenden, in anderer Hinsicht aber offen bleibenden disjunktiven Verhältnisbestimmung gerecht zu werden, stellt sich die Frage nach dem Verhältnis von Logik und Zeit im Zeichen der Freiheit noch einmal von neuem. Deutlich ist, daß eine Zeitwelt werdender und vergehender Formen sich nicht ohne Diskrepanzen, Konflikte und Widersprüche denken läßt. Zugleich aber wird die Zeit zur einzigen Bedingung, unter der sich die Widersprüche zwischen den Formen und ihren Modalitäten nicht nur behaupten, sondern auch wieder bereinigen lassen. Die Zeit ist die Möglichkeit zur Setzung (Abschließung) und zur Revision (Wiederöffnung) dieser Setzung in einem. Beides läßt sich ins Verhältnis setzen dank der in den Zeitbezügen gegebenen, selbstreflexiv-zirkulären Struktur. Eine solche weist stets nach zwei Seiten und kann sich nach beiden hin entweder öffnen oder verschließen. Der Bruch wie der Zusammenhalt wird zum objektiven Datum vermöge der Zeit, in der sich das Handeln sich selber im Sinne eines objektiven Wirkungsfaktors quittiert. Damit stellt sich die Frage nach dem Verhältnis von Vergangenheit und Gegenwart.

### 3.6. Zeit, Freiheit und Logik unter dem Aspekt des Verhältnisses von Vergangenheit und Gegenwart

Einerseits ist die Zeitwelt abgeschlossen durch ihre Vergangenheit, und andererseits bleibt sie in ihrer Gegenwärtigkeit offen für immer neue Möglichkeit. Die Aufgabe des Menschen liegt darin, das Gegeneinander von Vergangenen und Gegenwärtigen für sich selber zu befrieden, so daß beides einander nicht mehr opponiert und die Tiefe des einen Zeitgefäßes aus der Tiefe des anderen Zeitgefäßes schöpfen kann. Damit legt sich das Verhältnis von Vergangenheit und Gegenwart im Sinne einer doppelwendig-zirkulären Struktur nach zwei Seiten hin aus. Zirkularität im Verhältnis besagt, daß der Zirkel auch dann noch offen bleibt, wenn Vergangenheit und Gegenwart in Opposition zueinander stehen und ein dominant gewordenes Vergangenes das Neue im Gegenwärtigen verdrängt. Der Mensch hat stets beide Möglichkeiten. Entweder trifft er selber eine Wahl, oder sie wird für ihn getroffen, wenn er sich seiner Freiheit begibt. Durch die Aufrichtung einer normativen Instanz wird das Vergangene mit sich selber kurzgeschlossen, so daß der multizentrierte Zirkel einer offenen Verhältnisbestimmung vermieden werden kann. Nach den Motiven einer Wahl des Vergangenen ist zu fragen. Der Zirkel wird geschlossen in Verbindung mit dem Anspruch, mehrpolige Verhältnisse einseitig bestimmen und ein Monopol der Geltungsmacht errichten zu können. Was fortan die Beziehung bestimmen soll, fällt in die von *einer* Seite her gegebene Setzung und wird der anderen Seite zur Voraussetzung gemacht, die hingenommen werden muß und nicht mehr hinterfragt werden darf. Behauptung, Setzung und Bestimmung läuft im mit sich kurzgeschlossenen Zirkel auf dasselbe hinaus.

Ausschließen läßt sich auf diese Weise aber nur das produktive bzw. generative Moment des Zirkels und nicht die doppelwendige Zirkelstruktur selbst als solche, der auch die geschlossenen Kreise nach wie vor unterliegen. Mit anderen Worten wird die Logik auch dann noch durch die Zeit regiert, wenn diese aus ihr herausgenommen wird. Nun ist ein Ausschluß der Zeit aus dem Geschehen ein unmögliches und aberwitziges Unterfangen. Deren gleichzeitig durch Symmetrie (Auf-

schluß) und Asymmetrie (Abschluß) bestimmte Strukturvorgabe sorgt dafür, daß das mit sich Kurzgeschlossene nach wie vor im Verhältnis steht und für Revision und weitere Bestimmung offen bleibt.

Zeitlich gegebene Verhältnisse können *als solche* immer nur offen sein; einen in jeder Hinsicht geschlossenen Zirkel kann es hier gar nicht geben. Es gibt nur Beziehungswirklichkeit. Die prinzipielle Offenheit ist verbürgt durch die Struktur der Zeit, in der ein Vergangenes mit einem Gegenwärtigen konkurriert und beides sich doch nicht aus dem Feld schlagen kann. Die bestimmende, Formen aufrechterhaltende Funktion der Vergangenheit sieht sich mit einer immer neuen Herausforderung konfrontiert, deren sie nicht überhaupt Herr zu werden vermag. Der Ausgang einer Sache ist grundsätzlich offen, wie immer diese sich zum Positiven oder Negativen hin entwickelt. Im Verhältnis des Geschlossenen und Offenen ist die Lehre der Zeit zugleich hart und hoffnungsvoll. Für das Festhaltenwollen liegt die Härte der Zeit darin, daß man sich auf eine einmal geltend gemachte Position und Bestimmung nicht zurückziehen kann. Wer so verfährt, kann immer nur ein Vergangenes geltend machen, wobei der Versuch, mit ihm die Gegenwart zu bestimmen, auf Zeit gestellt ist und sich selber frustrieren muß. Eine einseitig aufgemachte Rechnung kann hier also gar nicht aufgehen.

Kraft des nach keiner Seite hin einseitig auflösbaren Zeit-Differentials von Gegenwart und Vergangenheit kann es in einer Zeit-Welt nur offene, ineins durch Selbstrückbezüglichkeit und Selbsttranszendenz gekennzeichnete Strukturen, Formen und Vorgänge geben. Auch wenn das Leben in der Zeit feste Formen annimmt und auf die Erhaltungskraft der Vergangenheit angewiesen ist, bleibt das so Gebundene kraft nie versiegender Gegenwärtigkeit offen für Revision und neue Bestimmung. Vergangenes schließt sich in sich ab und kann doch nie vollständig abgeschlossen sein. Was war, ist und sein wird, kann nicht aus der Zeit fallen. Die immer offene, immer offenhaltende Gegenwart erlaubt es, das Vergangene zu erlösen, indem das in ihm Gebundene aus seinem eingefrorenen Zustand herausgelöst und wieder verflüssigt, d. h. der lebendigen Zeit zurückgegeben wird.

Für in die Freiheit gestellte Verhältnisse kommt hinzu, daß eine Bereitschaft gegeben sein muß, von etwas zu lassen, soll es sich ändern können. Zwar gehen auch hier die Prozesse wie von selbst, aber nicht ohne Zustimmung und eigenes Zutun des freien Wesens. In diesem Sinne sind Zeit und Freiheit unlösbar miteinander verbunden.<sup>42</sup> Man ist Herr über die Zeit in dem Sinne, daß ihr Verlauf von den eigenen Stellungnahmen bestimmt wird. Solche werden im aktiven wie im passiven Modus unaufhörlich gegeben. Es sind also zwei Bedingungen notwendig, damit eine Zeit sich erfüllen kann: (1) daß sie gelebt wird,

---

<sup>42</sup> Der hier und in der Folge anklingende Freiheitsaspekt wird ausführlich erörtert in meinem Buch über „Zeit und Freiheit. Über den Begriff der Zeit.“ Zweite neubearbeitete und erweiterte Auflage im Vardan Verlag Hechingen 2010. Die zentrale These dieser Arbeit ist: *Zeit ist (subjektiv) Freiheit, und Freiheit ist (objektiv) Zeit.* Freiheit oder Unfreiheit entscheidet sich an der Art und Weise des Umgangs mit der Zeit. Daß der verfügen wollende, negative Gebrauch der Zeit mit wachsender Unfreiheit verbunden ist, erfahren wir täglich. Prominentes Beispiel ist das Leben nach der Uhr, das die Zeit terminiert und damit an ein Ende bringt, bevor sie begonnen hat, sich von sich selbst her zu gestalten und zu erfüllen. Der Zeitdruck steigert sich, je mehr man sie nur wie von außen her füllt und je weniger man in sie eingelassen ist. Wo man sich nicht einläßt auf ihr Angebot und nicht lernt, Zeit zu gewähren, verdichtet sie sich zu einem immer engmaschigeren Netz, in das hinein man sich verstrickt. Wie aber kommt man im Umgang mit der Zeit aus den selbst erzeugten Fesselungen wieder heraus? Und was kann es heißen, das Verhältnis von Zeit und Freiheit *positiv* zu realisieren? Verlangt ist dazu die Heilung des Körpers, in dem sich die Vergangenheiten dokumentieren. Verlangt ist aber vor allem die Erlösung der ins Vergangene hineingebundenen Zeit, so daß die Gegenwart wieder frei und offen wird. Bis heute träumt man von der Verjüngung, erhofft sich die Erlösung und hat nicht begriffen, daß beides im Zeichen der Freiheit in die eigene Hand gegeben ist. Der Zeit gerecht zu werden verlangt die konsequente Einhaltung des Realitätsprinzips. Was wirklich oder unwirklich ist, ist in den verschiedenen Formen bzw. Modalitäten der Zeit gegeben. Am Verhältnis zu ihnen entscheidet es sich, ob die eigene Freiheit zeitoffen realisiert wird oder sich in den zeitgebundenen Formen verliert. Das Kriterium für diese doppelte Möglichkeit ist der Umgang mit der Zeit und der physische, seelische und geistige Zustand, in den man sich dabei bringt.

und (2) daß ihr Angebot willentlich eingegangen wird. Für den Menschen gibt die Zeit immer nur das zurück, was er im Sinne eigenen Tuns und Lassens in sie hineingegeben hat. Wo sie nicht aktiv gelebt wird, manifestiert sie sich als ein wachsender Widerstand, der das Handeln lähmt und die Zeit schwer macht. Die Zeit trägt immer nur die Konsequenzen ihrer aktiven oder passiven Bestimmung aus und bringt so im Freiheitsgebrauch ein objektives Moment zur Geltung.

Mit einer zeitlich gegebenen Möglichkeit kann nur der etwas anfangen, der in der Lage ist, das Wirkliche als ein Gegebenes hinzunehmen und dieses gleichzeitig in jedem Augenblick neu entstehen zu lassen. Im Vorgegebensein hat die Vergangenheit das Sagen, im Neuschaffen die Gegenwart. Die Vergangenheit, als Summe des bereits Realisierten verstanden, kann nicht bleiben was sie ist, wenn es eine Gegenwart gibt, die in immer neuer Aktualität alles Gewesene dem Werden und Vergehen überantwortet. Lebensformen lassen sich nur auf Dauer stellen, indem man sie dem Wandel aussetzt und Bestand und Wandlung miteinander verbindet. Aus den einseitigen Betrachtungsweisen der in Opposition zueinander gestellten Zeiten läßt sich kein Entweder-Oder bilden; der eine Zeitmodus kann den anderen nicht ersetzen. Im ganzen der Zeitbezüge ist alles mehrsinnig gegeben und entwickelbar. Keine Sicht der Dinge läßt sich verabsolutieren. Verlangt ist in jedem Falle eine Verhältnisbestimmung, in der gleichzeitig die Einheit des Ganzen und die Zeit-Differentiale in ihm geltend gemacht werden.

Daraus folgt, daß auch das Denkbare bzw. das rein Logische nur unter der Bedingung der Zeit funktional werden kann und sich der komplexen Struktur eines vielfach geschichteten, mehrdimensionalen Ganzen anbequemen muß. Nie steht alles auf einmal zur Debatte, und nichts kann ein für allemal geregelt werden. In der Zeit zerteilt sich das Ganze, so daß seine Potentiale nach den verschiedensten Seiten hin aufgeschlossen werden können. Dabei macht jedes Teilganze eine eigene Entwicklung durch. Die verschiedenen Teilganzen konkurrieren miteinander, sie können sich opponieren und müssen doch als zusammengehörig betrachtet werden. In diesem Sinne muß das logische Prinzip der Wahrheitsübertragung ergänzt werden durch eine Schritt-Logik der Annahmen und Bestreitungen, die sich unter den Bedingun-

gen der Zeit nicht sofort reifizieren oder falsifizieren lassen. Erst die Zeit erbringt in ihrem Fortgang den Wahrheitserweis. Erste Bemühung um Erkenntnis muß es deshalb sein, die nicht einnivellierbare Differenz zwischen 'bleibender' Wahrheit und 'doxischer' Meinung auf eine Weise zu benützen, die den darin zum Ausdruck kommenden kategorialen Unterschied nicht verkennt und gleichwohl die zwischen beidem gegebene Beziehung aufrechterhält. „Welt der Meinungen“ und „wahre Wirklichkeit“ lassen sich nicht gleichsetzen; es handelt sich aber auch nicht um eine Alternative.



## SIEBTES KAPITEL

### ZUM VERHÄLTNIS VON WAHRHEIT UND GELTUNG

Die These vorweg:

Wahrheit und Geltung folgen einer verschiedenen Logik und können vor allem aus diesem Grunde einander nicht gleichgesetzt werden. „Wahrheit“ ist eine absolute Kategorie, für die es kein Gegenteil und keine Alternative gibt. „Geltung“ hingegen muß gegen Widerstände durchgesetzt und legitimiert werden, sie läßt sich bestreiten, abwerten und außer Kraft setzen, sei es öffentlich oder persönlich. Von alledem bleibt die Wahrheit unberührt. Sie *ist* und *gilt nicht*. Über das, was wahr ist, läßt sich nicht streiten. Entweder man weiß es oder man weiß es nicht. Geltung hingegen hat mit Durchsetzung und Machtbehauptung zu tun und gehört einer Sphäre an, in der nichts von vornherein abgesichert ist und fraglos auf Dauer gestellt werden kann. Ob eine Geltung zurecht aufgerichtet ist, und ob, was als Wert gilt, ein wirklicher Wert ist, kann auf der Ebene der Setzung und/oder der Kritik gar nicht ausgemacht werden, und insofern legen sich hier mannigfache Täuschungen, Selbsttäuschungen und Verwechslungen nahe. Im Bereich der Setzung ist alles schon rein logisch betrachtet zweiwertig und das heißt, es kann so oder anders beurteilt werden. Logisch entspricht dem die Symmetrie von Setzung und Kritik der Setzung, die sich gegenseitig herausfordern, aber nicht aufheben können. Eine sich in beiden Fällen aus der Negation verstehende Freiheit verabsolutiert sich im schlechten Sinne. Ihre eigentliche Negation liegt darin, Geltung mit Wahrheit gleichzusetzen und so zu tun, als könne, was gilt, einen Wahrheitsanspruch machen. Ein solches Ansinnen kann nur dem Nichtwissen und/oder dem Nicht-wahrhaben-wollen der Wahrheit selbst entspringen. Zur Wahrheit gibt es kein Gegenteil. Unbedingte Geltung aber gibt es nicht, auch nicht für den, der an eine solche glaubt und sich bedingte Geltung auferlegen läßt. Zugespitzt gesagt: *Wahrheit gilt nicht, und Geltung ist nicht wahr.*

Zur Klärung der Grundbegriffe ist somit eine Vorarbeit nötig, die auf abstrakt-begrifflicher Ebene geschehen muß und auch nur am Leitfaden der Logik aussichtsreich erscheint. Ich beschränke mich darauf, mittels der logisch-kategorialen Unterscheidung von „Wahrheit“ und „Geltung“ ein Rahmenwerk zu erstellen, das geeignet ist, die mit der Frage nach Wahrheit und Geltung verbundenen Schwierigkeiten so aufzulösen, daß weder ein Wahrheitsdogmatismus noch ein Wahrheits-skeptizismus daraus entsteht. Erst dann läßt sich angemessen nach der Beziehung zwischen Wahrheit und Geltung fragen.

### 1. Die Gleichsetzung von „Wahrheit“ und „Geltung“ im alten Macht- und Herrschaftsdenken und das Erfordernis einer reinlichen Unterscheidung der beiden Kategorien

Mit „Wahrheit“ und „Geltung“ läßt sich der doppelte Bezugsrahmen umschreiben, der sich für Bollnow bei der nicht zu umgehenden Ablösung des Begriffs der „Objektivität“ von der Forderung der „Allgemeingültigkeit“ ergibt. Damit wird eine Spur aufgenommen, die durch den Neukantianismus im 19. Jahrhundert gelegt wurde und über Max Weber und andere Denker ins allgemeine Bewußtsein gehoben worden ist: die Unterscheidung von *Wahrheit* und *Geltung*. In bezug darauf ist schon das Wort „Allgemeingültigkeit“ verräterisch. Genau besehen geht es bei dieser Forderung gar nicht um *Wahrheit*, sondern um *Geltung*, und zwar um eine Form von Geltung, die den Anspruch erhebt, für *alle* in *gleicher* Weise verbindlich zu sein. Unter dieser durch nichts bewiesenen Voraussetzung glaubte man, Wahrheit mit Geltung gleichsetzen zu können – nicht wahrhaben wollend, daß damit zwangsläufig eine Perversion der Wahrheit verbunden sein muß. Eine für alles und jedes verbindlich gemachte Geltung als ‘die Wahrheit’ auszugeben ist eine Anmaßung, die, was wahr ist, auf den Kopf stellen muß. Die trügerische Implikation ist, als ließe sich auch die Wahrheit wie eine Geltung mit Mitteln des Zwangs, des Verbots und der Strafe auferlegen. Es gibt in der Tat den Zwang des Geltenden; eine ‘zwingende’ Wahrheit aber gibt es nicht. Um hier klar zu sehen, muß mit einer logisch-kategorialen Analyse begonnen werden. „Wahrheit“ ist eine absolute

Kategorie und Gegebenheit, während „Geltung“ immer nur einen beschränkten Geltungsbereich hat und auf diesen beschränkt bleiben muß, um überhaupt praktikabel zu sein und als durchsetzbar zu erscheinen. Im evolutionären Universum steht die Wahrheit im Zeichen der Freiheit und schreibt keinem Wesen vor, was es zu sein hat.

Um die grundsätzliche Unterscheidung von Wahrheit und Geltung nahezubringen, verwies ich auf den südwestdeutschen Neukantianismus (Windelband, Rickert). Hier wird, fußend auf Kants Trennung des „theoretischen“ und des „praktischen“ Teils der Philosophie, zwischen „Sein“ und „Sollen“ bzw. „Geltung“ ein Schnitt gemacht. Der logisch-empirische Theoriestansatz hat eine solche Dichotomie aus rein *logischen* Gründen fortgeschrieben. Sie wird in der angelsächsischen Philosophie als „the ‘is’/‘ought’-Question“<sup>43</sup> aufrechterhalten, auch wenn sich in der Praxis erweist, daß sie gar nicht strikt durchzuführen ist. Die Schwierigkeiten liegen in der noch nicht zur Klarheit über sich selbst gekommenen Bewußtseinsform: das ins Unbewußte abgesunkene und von diesem gespeiste Bewußtsein vertauscht ständig die Plätze.

Wissen und Wissenschaft verbindet sich – völlig zurecht – mit einem Wahrheitsanspruch. Dabei ergibt sich nun aber die Schwierigkeit, daß die *eine* Wahrheit des *Ganzen* nicht bereichsspezifisch sein kann und Letzteres gleichwohl der Fall ist. Seit Einstein und Max Planck ist die irreduzible Mehrzahl von Bereichsdefinitionen auch für die Naturwissenschaften zu einem zentralen Thema geworden. Exemplarisch steht dafür das Verhältnis von klassischer Physik, Relativitätstheorie und Quantenphysik, wobei Einhelligkeit darüber besteht, daß die eine Beschreibungsform von Wirklichkeit die anderen weder ersetzen noch in sich hereinholen kann. Man muß also mit prinzipiell unterschiedlichen Grundannahmen rechnen. Wie also kann eine Wahrheit aussehen, die gleichzeitig verschiedenen strukturierten Bezugsfeldern gerecht wird und unterschiedliche Beschreibungsformen verlangt? Formal ausgedrückt, muß *zweierlei* konstatiert und ausgesagt werden, was sich auf

---

<sup>43</sup>Vgl. W. D. Hudson (Ed.), *The Is/Ought-Question. A collection of papers on the central problem in Moral Philosophy.* Macmillan Co. London 1969 (Papermac MSE 3701).

*eine* Ebene projiziert widerstreitet, im großen Ganzen aber gleichwohl zusammenbestehen muß. Wie also kann man gleichzeitig der *universalen Perspektive* des Anspruchs auf Wahrheit und ihrer *bereichsspezifischen Einschränkung* gerecht werden, ohne daß die Wahrheit des Ganzen die Wahrheit des Besonderen beugt, und umgekehrt?

Das alte Analogiedenken reicht zu einer solchen Verhältnisbestimmung nicht mehr aus. Zwischenglieder sind nötig, die beiden Seiten angehören und diese doch nicht den gleichen Bedingungen unterwerfen.

## 2. Die *eine* Wahrheit und die vielen Wahrheiten

Damit sind wir bei dem Problem der *einen* Wahrheit und wie sie sich verträgt mit ihren *vielen* Gestalten bzw. Verkörperungen in Lebensformen, Sprachkreisen, Kommunikationsgemeinschaften und Individuen. Wie kann all das nicht nur nebeneinander bestehen, sondern *zusammenstimmen*, und zwar auch und gerade unter der Bedingung, daß die verschiedenen Seinsweisen, Lebensformen und Sprachen sich nicht auf ein und demselben Nenner verrechnen lassen. Alle Seinsweisen haben *Freiheitsgrade* und sind durch ihre Spielräume geradezu definiert. Auch in der Klärung dieser Frage nehmen die Naturwissenschaften, wie Misch prophezeite<sup>44</sup>, eine Vorreiterrolle ein. Nicht zuletzt die Quantenphysik beweist (angefangen mit Heisenbergs Unbestimmtheitsrelation), daß die Annahme eines strikten Determinismus eine Machtphantasie war und für alle Zeiten passé ist – auch wenn politisch nach wie vor mit der Effizienz geschlossener Systeme geliebäugelt wird und offene oder verbrämte Diktaturen wie Pilze aus dem Boden schießen. Ein in jeder Hinsicht geschlossenes System gibt es nicht und kann es schon aus rein mathematischen Gründen gar nicht geben. Diese Einsicht ist

---

<sup>44</sup> Vgl. Dazu meinen Aufsatz „Zum Verhältnis von Logik, Metaphysik und geschichtlicher Weltansicht bei Georg Misch“; in: Dilthey-Jahrbuch für Philosophie und Geisteswissenschaften 12. Bd. 1999/2000, S. 31-57. Der Aufsatz ist inzwischen auch in meiner Homepage [www.friedrich-kuemmel.de](http://www.friedrich-kuemmel.de) zugänglich gemacht.

für alle neueren Systemtheorien unhintergebar, und sie müssen Konsequenzen daraus ziehen.

Nach wie vor gilt aber auch der metaphysische und erkenntnistheoretische Grundsatz: Es gibt nur *eine* Wahrheit, und diese muß auch *eine* sein, weil sie sonst in Widerspruch mit sich geriete und, mit sich uneins, zerfallen müßte. Unter der Bedingung der vielen Welten und der unzähligen individuellen Wesen ist die Wahrheit aber auch *viele* und das heißt, die *eine* Wahrheit kann nicht *allgemeingültig* in dem Sinne sein, daß sie allem und jedem unterschiedslos auferlegt werden kann. Ein jedes Wesen ist in *der* Wahrheit, und ein jedes lebt *seine* Wahrheit. Wie aber verträgt sich die *eine* Wahrheit mit diesem individualisierenden, in die Freiheit stellenden Moment? Doch nur unter der Bedingung, daß die vielen Wahrheiten, gleich auf welche Welten, Naturen, Sprachkreise, Völker, Gesellschaften und Individuen sie beschränkt sind, miteinander *kohärent* sind und der *einen* Wahrheit nicht widerstreiten. An die Stelle des Prinzips der Allgemeingültigkeit tritt damit das Prinzip des Zusammenstimmenkönnens, der Verträglichkeit in der Koexistenz.

Ein solches Zusammenstimmen ist für freigestellte Wesen wie den Menschen aber nicht ohne weiteres garantiert, denn die Freiheit zum Ja *und zum Nein* führt hier zu Unverträglichkeiten und bringt einen Widerspruch in die Sache herein, der in dem In-der-Wahrheit-sein keinen Platz hat und gleichwohl zugelassen ist. Wie kann dann aber auch noch im Widerspruch die Unverbrüchlichkeit des Verhältnisses freier Wesen zueinander garantiert sein, so daß die *Wahrheit des Einen* der *Wahrheit des Anderen* nicht widerstreitet? Ein Widerspruch gilt und stellt die Wahrheit doch nicht in Frage. Es muß hier eine besondere Vorkehrung getroffen worden sein, dahingehend, daß die Freiheit nicht weggenommen werden kann und die grundsätzliche Verträglichkeit der Vielen durch einen Widerspruch, durch Verweigerung und gegenseitige Unterwerfung nicht verletzt wird – und zwar auch dann nicht, wenn sie in der Ebene der Körperwelten in der Tat verletzt wird.

Es können also, um ein Beispiel zu wählen, nicht *beide* Kriegsparteien mit *gleichem* Recht auf ihre Gürtelschlösser schreiben: „Gott mit uns“. Anzunehmen ist hier, daß keine der beiden Parteien im Recht ist,

weil der Begriff des Krieges, in dem nur *eine* Seite siegen kann, und der Begriff der Gerechtigkeit, die für *beide* Seiten gilt und nach beiden hin geöffnet sein muß, sich widerstreitet. Es gibt also keinen sogenannten „gerechten Krieg“, denn die Wiederherstellung der Gerechtigkeit bestünde in der Versöhnung. Aus dem Faktum des Krieges folgen somit keine ‘kämpfenden Wahrheiten’ und schon gar nicht die Preisgabe des Wahrheitsanspruchs überhaupt. Ein Skeptizismus bezüglich der Wahrheitsfrage würde bedeuten, daß zwischen der *Wahrheit* und der *Behauptung einer solchen* nicht mehr unterschieden werden kann. Wenn dies bezüglich der Vorurteilstruktur in der Tat der Fall ist, beweist dies gerade nicht die Wahrheit eines Vorurteils, sondern das Gegenteil. Nun hat außengewandtes Bewußtsein eine Vorurteilsstruktur, und solange das Vorurteil recht haben will, kann von einer Wahrheit nicht die Rede sein.

### 3. Wie erhält sich die „Wahrheit des Seins“ in der „Welt der Meinungen“?

Das Verhältnis der *einen* Wahrheit und der *vielen* Wahrheiten muß eine andere Lösung finden, die beiden Seiten gleichermaßen gerecht wird. Daß die *eine* Wahrheit *vielen* Wahrheiten in sich befaßt und gleichwohl mit sich übereinstimmt, spitzt sich zu in der Frage, wie die vielen koexistierenden Freiheiten im Frieden und in gegenseitiger Unterstützung zusammenleben können – und dies auch unter der Bedingung, daß der Widerspruch ein Privileg der Freiheit ist und ihr nicht genommen werden kann.

Die Frage ist also: Unter welcher Bedingung kann auch bezüglich des *Verhältnisses der Freiheiten* noch von einer prinzipiellen, nicht zu verletzenden „*Harmonie des Sichwiderstrebenden*“ gesprochen werden, so wie Heraklit das getan hat? Heraklit löst das Problem bekanntlich mit einer Ebenenunterscheidung. Was wahr ist: der *Logos des Ganzen*, muß nicht eo ipso auch für die „Meinungen der Vielen“ gelten, und was im Bereich der Meinungen gilt, muß nicht wahr sein, auch wenn es als wahr ausgegeben und geglaubt wird. Natürlich können Meinungen wahr sein, sie können aber auch manipuliert und mit erzwungener

Übereinstimmung gleichgeschaltet werden – nicht durch den Logos der Allvernunft, sondern durch das den Vielen auferlegte, mit Zwangsmitteln und Strafrecht versehene „Gesetz“. Heraklit appelliert an den Logos der Vernunft, er verteidigt aber auch das „Gesetz“ selbst unter der Voraussetzung, daß es ein Gesetz des Stärkeren ist. Auch im Willkürgesetz gibt es für ihn noch eine tiefere Gesetzmäßigkeit, die zu nichts zwingen muß, eben weil sie wahr ist.

In gleicher Weise hat Parmenides argumentiert, wenn er die Wahrheit an das *eine Sein* und an den darauf bezogenen *Gedanken* „*Sein*“ knüpfte und die „Welt der Meinungen“ (das ist bei ihm die menschliche Welt überhaupt) davon absonderte, in der es seiner Ansicht nach nur Wahrscheinlichkeiten geben kann. Aber weder für Heraklit noch für Parmenides kann daraus die skeptische Konsequenz gezogen werden, daß innerhalb der „Welt der Meinungen“ nach der Wahrheit zu fragen überhaupt sinnlos, weil aussichtslos ist. So *alternativsetzend* ist das Geschiedensein der Ebenen und die damit verbundene Unterscheidung von „Meinung“ und „Wahrheit“ bei ihnen *nicht* gemeint. Und in der Tat geht es ja nicht an, die Welt der streitenden Meinungen einfach sich selbst zu überlassen und das Reich der Wahrheit auf einem anderen Stern anzusiedeln. Ein solcher, von den Priesterschaften aufgerichteter Dualismus „zweier Reiche“ läßt sich bei diesen Denkern nicht finden, und auch kein Hinweis darauf, daß das im Zeichen der Freiheit stehende Weltprojekt katastrophale Folgen haben und zwangsläufig scheitern müsse. Für beide muß es zwischen der unverbrüchlichen Wahrheit und trügerischer Meinung noch eine Beziehung geben, die unerachtet der Differenz zwischen beidem *unaufkündbar ist*, *Lernen ermöglicht* und über die weitergehende Einsicht des Denkenden *produktiv gemacht werden kann*.

Später ist das so ausformuliert worden, daß auch im Irrtum noch ein Körnchen Wahrheit liegt, wenschon verschüttet, verdreht und verdeckt. Der Irrtum hat als eine „Verkehrung der Wahrheit“ diese immer noch an sich. Das heißt nun aber in positiver Wendung, daß man zum Finden der Wahrheit auch den Irrtum benutzen muß und aus ihm lernen kann. Von einer solchen Nicht-Trennbarkeit von „Wahrheit“ und „Meinung“ war die Tradition immer ausgegangen (vgl. Platons

„ἀληθῆς δοξα“) und hat darauf die ganze Erkenntnistheorie aufgebaut, die ja nicht umhin kann, im empirischen Bereich der Meinungen, Vermutungen und Konjekturen anzusetzen, um von hier aus in der Wahrheitssuche weiter zu kommen. Nach wie vor muß darauf abgehoben werden, daß auch und gerade in dieser zwielichtigen Welt des Scheinens ein Weiterkommen möglich ist und wahres Wissen zutage gefördert werden kann.

Damit ist der alten Skepsis die Grundlage entzogen. Schleiermacher reflektiert diesen Zusammenhang ausdrücklich, um dem allzu billigen Skeptizismus erster Form: dem Verzicht auf Wahrheit überhaupt, den Wind aus den Segeln zu nehmen. Wenn Wahrheit *ist*, muß sie auch *für* die Verkehrung und *in* ihr noch gelten. Was leistet dann der *durchgängige*, in der europäischen Neuzeit durchgeführte Skeptizismus hinsichtlich der Freilegung der Wahrheit in der Welt der Meinungen selbst?

Zuerst denkt hier jeder an Lessing. Die Wahrheit ist unverbrüchlich, doch sind wir nicht in ihrem Besitz. Toleranz ist angesagt. Die Frage geht aber weiter, wenn Toleranz nicht den Verzicht auf Wahrheitserkenntnis bedeuten kann. Noch einmal und grundsätzlicher stellt sich das Problem, Wahrheit und Meinung bzw. Irrtum sowohl zu unterscheiden, als auch in ein Verhältnis zu setzen. Nötig sind hierzu *Zwischenglieder*, die es erlauben, Wahrheit und Illusion, Realität und Irrealität so zu unterscheiden, daß beides *als Unterschiedenes* in ein produktiv zu machendes Verhältnis zueinander gesetzt werden kann.

#### 4. Protagoras als Wahrheitstheoretiker

Ein kleiner Exkurs ist angebracht, um den philosophischen Hintergrund der hier entwickelten Gedanken noch etwas näher zu beleuchten. Unerreicht ist an dieser Stelle Protagoras mit seiner Einsicht, die er im Homo-mensura-Satz (Fragment 1) und, daraus Folgerungen ziehend, in Fragment 6a und 6b in algebraischer Kürze auf den Punkt gebracht hat. Der Homo-mensura-Satz lautet: „*Der Mensch ist das Maß aller Dinge: der seienden, daß (wie) sie sind; der nicht-seienden, daß (wie) sie nicht sind.*“ Daß hier das Unterscheidenkönnen keine Alternative statuiert, sondern die beiden Seiten gerade umgekehrt in ein Verhältnis

setzt, wird in Fragment 6a so ausgedrückt: „Über jede Sache gibt es zwei einander entgegengesetzte Aussagen.“ Die beiden entgegengesetzten Aussagen sind in ihrem *Widerspruch* „gleich stark“ und insofern symmetrisch zueinander gestellt. Das heißt zum einen, daß die *Sache selbst* eine gemeinsame ist, und daß es über sie gleichwohl entgegengesetzte Annahmen gibt. Verlangt ist mit Protagoras, den entgegengesetzten Aussagen zu jeder Sache gleichermaßen gerecht zu werden.

Es kommt hier eine Ebene zum Tragen und eine Form des Streitens in Sicht, die auf das Alles-entscheiden-können und das Zu-Ende-bringen-wollen grundsätzlich verzichtet. Die *Zeit* lehrt etwas anderes: Die Dinge wollen ausgetragen sein. Nur unter dieser Voraussetzung macht es Sinn, wenn Protagoras in Fragment 6b nicht nur von einer „schwächeren“ und einer „stärkeren“ Rede spricht, sondern dafür plädiert, die schwächere Rede zu stärken. Das Gegebensein von Asymmetrien im Streit wird von ihm also keineswegs bestritten. Und doch weist das Fragment 6b dazu an, die in Fragment 6a behauptete Symmetrie des Entgegengesetzten nicht nur zu wahren, sondern allererst herzustellen. Das heißt aber doch, den im Widerspruch als solchen liegenden Freiheitsaspekt zu würdigen und nicht unterzubuttern. Im Verhältnis von Freiheit und anderer Freiheit ist immer auch eine Asymmetrie mit im Spiel, die leicht im Sinne einer Entscheidung für die eine oder andere Seite ausgemünzt werden kann. Dies führt in der Regel dazu, die stärkere Meinung gegen die schwächere durchzusetzen. Protagoras aber wendet sich mit guten Gründen dagegen, die stärkere Meinungsmacht immer noch stärker zu machen und die schwächere nicht mehr aufkommen zu lassen. Mit der Aufforderung zur Stärkung der schwächeren Position zieht er eine solche, seiner Meinung nach bloß vermeintliche Lösung des Problems, in Zweifel. Mit dem Blick auf die Folgelasten ergibt sich eine ganz neue Form und Zielsetzung des Streits. Protagoras fordert dazu auf, beide Seiten zu ihrem Recht kommen zu lassen und sich nicht auf die eine oder andere Seite zu schlagen. Bezüglich der Geltung und des Gewichts der Argumente betont er den prinzipiellen Symmetriecharakter (Fr. 6a), ohne die faktisch bestehende Asymmetrie im Kräfteverhältnis zu leugnen (Fr. 6b). Nun hat das Einbeziehen asymmetrischer Aspekte in die prinzipiell symmetrische Ge-

stelltheit weitreichende Konsequenzen. Wenn es auch und gerade hinsichtlich des Widerspruchs gilt, die Symmetrie der darin liegenden Freiheiten zu wahren, müssen – entgegen der Erwartung – alle den Widerspruch eliminierenden Gleichheitspostulate zur Eskalation des Streites führen. Im Gleichheitsgedanken, verstanden als Verträglichkeit *ohne* Widerspruch, äußert sich der Versuch, der Freiheit zum Widerspruch dadurch zuvorzukommen, daß man diesen erst gar nicht aufkommen läßt.

Wo liegt dann aber die *Wahrheit* in einer Streitsache, wie Protagoras sie im Auge hat? Wenn man nicht mehr davon ausgehen kann, daß der eine Recht hat und der andere folglich im Unrecht sein muß, kann Wahrheit nur die Wahrheit in *beiden* Positionen sein und stellt diese auf eine *gemeinsame Grundlage*. An dieser Stelle weist Fragment 6a und 6b auf Fragment 1 zurück. Hier wird von Protagoras bezüglich des „Maßes“ des Menschen im Sinne seines Urteils- und Wahrheitsvermögens die von Parmenides aufgestellte Disjunktion von „Sein“ und „Nichts“ in Anschlag gebracht, und zwar so, daß sie sich nicht mehr relativieren und im Sinne der Austauschbarkeit von Wahrheit (ἀλήθεια) und Schein (δόξα) als ein quid pro quo behandeln läßt. Der Homomensura-Satz zielt im Blick auf die zweite Satzhälfte auf ein *absolutes Maß* der Unterscheidung von Sein und Nichtsein und versteht diese im Sinne eines Wahrheitserweises. Nur unter der Voraussetzung, daß man, wie Platon, den Nachsatz nicht berücksichtigt, läßt die erste Satzhälfte auch eine relativistische Deutung zu.

Platon hat Protagoras zu Unrecht als einen „Sophisten“ zwielichtiger Provenienz dargestellt und macht ihm gegenüber selber den Wortverdreher. Er gab dem „Satz des Protagoras“ eine relativistische Deutung und hat mit einer vorsätzlich polemischen Auslegung dessen Rezeptionsgeschichte bis heute bestimmt. Platon bezieht Protagoras’ „Maß“ bekanntlich zurück auf das bereits in der Vorsokratik durchrelativierte menschliche Wahrnehmungsvermögen: „Nicht wahr, er meint dies so, daß, wie ein jedes Ding mir erscheint, ein solches ist es auch mir, und wie es dir erscheint, ein solches ist es wiederum dir“ (Theaitetos 152 a). Sein plakatives Beispiel ist: Der Kranke empfindet anders als der Gesunde. Verallgemeinert ausgedrückt heißt das: „*Sein ist gleich jemandem*“

*Erscheinen*“ (so wird die These bei Diels-Kranz zusammengefaßt) und – so folgert Platon weiter – wie ein jeder die Sache sieht, so ist sie für ihn auch.

Dem ist eine nicht-relativistische Deutung des Homo-mensura-Satzes entgegenzustellen, die sich insbesondere auf den von Platon nicht berücksichtigten zweiten Teil des Satzes bezieht. Das „Maß des Menschen“ hat eben darin seine Wahrheit, daß dieser fähig ist, zwischen Wirklichem und Nichtwirklichem unterscheiden zu können: „der seienden Dinge, daß (wie) sie sind; der nichtseienden Dinge, daß (wie) sie nicht sind.“ *Beide* Urteile sind *affirmativ* und nicht negierend; es wird nur festgestellt, was was in Wirklichkeit ist oder nicht ist. Eine solche Unterscheidung kann nicht relativistisch verstanden und skeptisch ausgemünzt werden, hängt von ihr doch der Anspruch auf Wahrheit und Erkenntnis überhaupt ab.

Den von Platon angeprangerten schlechten Sophisten gibt es in der Tat, und gegen ihn wendet nicht Platon, sondern Protagoras sich in aller Entschiedenheit. Im Bereich der Meinungen kann, was „(wahr) ist“ und was „nicht (wahr) ist“, in der Tat nicht voneinander unterschieden werden, und insofern ist hier – aber auch nur hier – eine skeptische Konsequenz unausweichlich. Wenn alles nur noch eine Macht- bzw. Durchsetzungsfrage ist und zur Glaubens- bzw. Definitionssache gemacht wird, gibt man den Begriff der Erkenntnis und den damit verbundenen Anspruch auf Wahrheit auf.

Und in der Tat hat Platon wider Willen einer schlechten Sophisterei in die Hände gearbeitet und mit dem Gebrauch der Negation zu Erkenntniszwecken eine Einnivellierung der Wahrheits- und Wissensfrage begünstigt, wenschon er dies in erkenntnistheoretischer Absicht unternahm und nicht skeptisch verstanden wissen wollte. In seinem Dialog ‘Sophistes’ münzt er Parmenides’ „Nichtseiendes“ in das „– ist nicht“ der logischen Negation um, um diese für die ein- und abgrenzende Bestimmung eines Gegenstandes verwenden zu können. Was ‘nicht dieses’ ist, ist eben ‘ein anderes’, das unbestimmt belassen werden kann und auch nicht weiter berücksichtigt zu werden braucht. Damit wird die bei Parmenides und Protagoras in einer ontologischen Differenz verankerte Disjunktion von „Sein“ und „Nichts“ zugunsten ein-

seitig zentrierter Alternativen einnivelliert und die Bestimmung von Gegenständen und Sachverhalten der Relativität von Hinsichten und Absichten ausgeliefert. Wirkliches Unterscheidenkönnen, wie Protagoras es mit dem Menschen als dem Maß wahrer Erkenntnis verbindet, ist dann gar nicht mehr gefragt. Die Ideenlehre kann diesen Mangel nicht ausgleichen; sie führt auch Platon selber in eben die Widersprüche hinein, die zu vermeiden sie erfunden worden war. Erst die spätere Prinzipienlehre bringt die Sache wieder einigermaßen ins Lot.

Protagoras' Homo-mensura-Satz gehört mit seiner Zentrierung auf die Unterscheidung des Wirklichen vom Unwirklichen in den Umkreis einer Logik der Disjunktion, wie ich sie im Unterschied zu der üblicherweise verwendeten Logik der Alternativen nenne. Mit dem Schema einseitig zentrierter Alternativen läßt sich alles auf die eigene Seite ziehen oder auf die andere Seite kehren und positiv oder negativ bewerten, wie man will. Demgegenüber wird mit dem parmenideischen und protagoräischen Denken der Disjunktion – die nicht mit der ausschließenden Alternative (dem alternativen Entweder-Oder) verwechselt werden darf – ein absolutes Maß der Unterscheidung eingeführt und logisches Neuland betreten. Nun erst können die nicht vollständig formalisierbaren und nicht unter Kriterien der Vollbestimmtheit stehenden Sachverhalte und Beziehungslagen, die eine Urteilskraft verlangen, einer logischen Behandlung zugänglich gemacht werden. Im Sinne des Urteilsvermögens wird die für Entscheidungen durchaus sinnvolle Logik der Alternativen in ein komplexeres logisches Feld mit erweiterten Rahmenbedingungen eingeordnet, in dem alle Positionen gleichermaßen zu ihrem Recht kommen können. Nicht alles kann entschieden werden, wenn eingesehen ist, daß es zu ganz zentralen Sachverhalten gar eine Alternative gibt. Dies gilt insbesondere für die existentiellen Aspekte der Beziehungswirklichkeit und gesteigert im Verhältnis zu sich selbst. Existenz ist eine singulare Kategorie, was ihrer Verflochtenheit nicht widerspricht. Keiner hat zu sich selber eine Alternative, auch nicht wenn er sich eine solche wünscht und ausdenkt. Faßt man die Disjunktivität und Nichtalternativität der singularen, aber in Beziehung stehenden Faktoren ins Auge, so kann die mit einer Alternativenbildung zwangsläufig verbundenen Dilemmatik aufgelöst und auch ei-

ne aporetisch erscheinende Situation gemeistert werden. Nötig ist hierzu die Einsicht, daß die Bildung von Alternativen die bestehenden Widersprüche ja nicht beseitigt und umgekehrt in Form von Dilemmata und Aporien noch zuspitzt. Wer komplexe Sachlagen wie der Ideologe in vermeintlich klargeschnittene Alternativen zerlegt, verstrickt sich und landet bei den Paradoxien.

Mit dem Hinweis auf eine nicht aufhebbare und auch nicht mehr vermittelbare Differenz bzw. Disjunktivität wird der Mehrseitigkeit und Mehrdimensionalität der Sachlagen und der Komplexität (Mehrschichtigkeit) des logischen Feldes Rechnung getragen. Nur in einem logisch erweiterten Rahmen läßt sich mit den menschlichen Beziehungen und Weltverhältnissen ein Wahrheitsanspruch verbinden, der nicht durch Ansichten relativiert werden kann und konkurrierenden Geltungsansprüchen ausgesetzt ist. Von daher verstanden, sind Parmenides, Heraklit und Protagoras die eigentlichen Hoffnungsträger und das genaue Gegenteil eines Relativisten.

## 5. Die Frage nach dem Verhältnis von Wahrheit und Freiheit

Ein erster Schritt sind hier *Beziehungsanalysen*, die etwas in seinem *Verlauf* betrachten und nach Prämissen und Konsequenzen *prozessual* zu unterscheiden erlauben. In der Mikroanalyse von Beziehungen erweist sich die Freiheit als das zentrale Verbindungs- und Brückenglied. In ihr vermischt sich Wahrheitsverlangen und (Selbst-)Täuschung, und für sie zerlegt sich beides auch wieder, sobald die Erfahrungen ernst genommen werden, die die Freiheit, was ihr Handeln und seine Folgen betrifft, mit sich selber macht. Was die Freiheit ist und vermag, kann dann aber nicht mehr lediglich abstrakt definiert und allein aus dem Begriff beantwortet werden. Das *Tun* der Freiheit, ihre *Realisierung* ist angewiesen auf *Medien*, in deren Gebrauch sie etwas über sich selbst lernen kann. Zur Realisierung von Freiheit gehört an erster Stelle das *Leben* und die *Zeit*. Damit wird die *Geschichte* zum Austragungsort von Wahrheit und Unwahrheit und zum vorzüglichsten Gegenstand menschlichen Studiums.

Der Ort der Freiheit ist jenseits bzw. diesseits der Zwillingsbrüder Dogmatismus versus Skeptizismus. Was den freien Geist des Ja- und Neinsagens unerachtet seiner Intention mit der Wahrheit verbindet, ist *das Leben in der Zeit*. Die Zeit ist das Skript und Dokument der Freiheit im positiven wie im negativen Sinn. Leben und Zeit sind allumfassende Sachverhalte, die dadurch gekennzeichnet sind, daß sie am Widerspruch der Freiheit zwar leiden müssen, aber nicht zerbrechen können an ihm. Beim Leben liegt das die Zeiten Zusammenhaltende auf der Hand. Die vielen Lebenskörper sind im Leben des All untrennbar aufeinander bezogen und vielfach abgestuft nach Groß- und Kleinorganismen: Universum, Erde, Reiche der Natur, Menschheit, Völker und Sprachen, Nationen, Gruppen, Einzelne. Im Lebenszusammenhang ist deutlich, daß ein teilnehmendes Gliedganzes sich aus dem großen Ganzen der Lebensverflechtungen gar nicht herauslösen läßt. Auch ist hier deutlich, daß es in den Lebensverhältnissen kein Mittel gibt, um alles und jedes in gleicher Weise zu behandeln und auf ein und demselben Nenner zu verrechnen. Von einer „Harmonie des Ganzen“ im Sinne des „Zusammenstimmens von Unterschiedlichem“ kann hier also gar nicht abgesehen werden.

Nicht bestreiten läßt sich dann aber auch, daß in allen Lebensformen eine *Freiheit* verkörpert ist, die sich nach Graden unterscheidet, aber nicht überhaupt fehlen kann. Lebensformen sind Spielräume und keine Gefängnisse. Was aber verhindert dann den Zusammenbruch des Ganzen und seinen Zerfall? Tod, Gewalt und Zerstörung sind hier möglich, aber nicht so weitgehend, daß sie das Ganze in Frage stellen könnten. Das Leben stirbt nicht an seinen Toden (was nebenbei gesagt auch für das Einzelleben gilt).

Die Kernfrage ist also gar nicht die Frage nach dem Verhältnis von *Wahrheit* und *Geltung*, sondern die Frage: Wie paßt *Wahrheit* und *Freiheit* zusammen, wo doch die Freiheit, was wahr ist, auch bezweifeln und hintergehen kann? Wenn es hier Wahrheit und Unwahrheit gibt, unterscheidet Freiheit und andere Freiheit sich nicht nach ihrem Gegebensein, sondern nach ihrem Gebrauch. Einer egozentrischen und unter jeder Bedingung sich durchsetzen wollenden Freiheit ist mehr an

der Manipulierbarkeit gelegen als an der Wahrheit, die ein sich totalitär gebärdendes System von Egoisten gar nicht brauchen kann.

Die mit dem negativen Freiheitsgebrauch verschärfte, ja unentrinnbar gemachte Dilemmasituation verlangt umso mehr, den Begriff der Wahrheit von dem der Geltung abzulösen und beide Kategorien säuberlich zu unterscheiden. Freiheit, recht verstanden, verlangt nach Wahrheit und nicht nach Unterwerfung unter eine wie immer zustande gekommene Geltung. Auch in erkenntnistheoretischer Hinsicht muß beides sowohl auseinander- als auch zusammengehalten werden, denn gäbe es keine tragende und bewährende Wahrheit, so bliebe auch von der Geltung und dem Glauben an sie nichts mehr übrig. Man macht sich hier also etwas vor. Der Mensch der Realitätsdoxa geht davon aus, was er denkt und sieht sei real, und so nimmt er auch bezüglich der bloßen Vermutung oder einer faktischen Geltung an, sie sei wahr. Aber wie hängt beides in der Tat miteinander zusammen, wo Wahrheit und Geltung sich doch der Herkunft nach kategorial unterscheiden und bloß vermeinte Geltung die Wahrheit Lügen straft, wenn schon nicht zu beseitigen imstande ist? Man kann den Schritt im Neukantianismus: weg von der Wahrheitsfrage und hin zur Wert- und Geltungsfrage in seiner sachlich-kritischen Berechtigung nicht geringschätzen – und doch ist das nur der erste Schritt hin auf eine klarere Sicht, mit dem es nicht schon sein Bewenden haben kann.

An dieser Stelle hat Misch mit seiner Kategorie der „Mehrseitigkeit“ und Bollnow mit der Metapher des „Doppelgesichts der Wahrheit“ eingesetzt. Nun ist das damit verbundene Problem des Zusammensehens, Zusammenhaltens und Zusammenbestehenlassens von *toto genere* Verschiedenem einigermmaßen schwierig, wenn man nicht auf einen kurzschlüssigen Perspektivismus ausweichen und wiederum bei den Vorurteilen und Interessenlagen landen will.<sup>45</sup> Misch, König und Bollnow

---

<sup>45</sup> Nietzsches „Perspektivismus“ dient der Wahrheitssuche und kann nicht auf ein Machtproblem zurückgestuft werden. Die Frage ist für ihn, wie man mit dem Perspektivismus über den Perspektivismus hinauskommen kann. Gleiches ließe sich für seinen oft mißverstandenen und mißbrauchten „Willen zur Macht“ sagen. Daß es einen solchen auch in kruder Form gibt, kann nicht in

haben ihre ganze geistige Kraft auf die Lösung des Problems konzentriert: daß man sich nun nicht mehr auf die eine oder andere Seite schlagen und nach Gusto entweder Wahrheitsliebender oder Ideologe bzw. Ideologiekritiker sein kann. Auch wenn viele beides sein wollen, geht das nicht. Die beiden Gesamtkomplexe lassen sich nicht zusammenwerfen, und wenn sie sich auch nicht voneinander trennen lassen, muß genauer hingeschaut werden, worin ihre Verbindung liegt. Mit dem alten sic et non bzw. dem pro et contra ist der Wahrheitsfrage nicht gedient. Im Rahmen eines einpolig zentrierten logischen Denkansatzes ist es gar nicht möglich, die beiden Seiten wirklich zu vereinbaren. Auch die Dialektik der Vermittlung ist hier am Ende, und so scheint es nur noch Gewaltlösungen zu geben. Die offenkundig gemachten Aporien sind aber keine gordischen Knoten, die mit einem Schwertstreich aufgelöst werden können. Es schürzt sich hier in der Tat ein Knoten, der wieder aufgelöst sein will – doch wie?

Natürlich kann man es sich für eine kurze oder lange Weile auch leichter machen, und dazu gibt es wohlfeile Rezepte genug. Faule Kompromisse bestanden immer schon in im räumlich trennenden, vermeintlich schiedlich-friedlichen Nebeneinanderstellen der Bereiche, und wenn jede Seite ihr Recht und Unrecht bekam, brauchte man nicht weiter zu fragen nach dem Band, das beide Seiten verbindet. Was den Kirchen genehm war, konnte auch den politischen Institutionen recht sein, und was so nicht zu regeln war, wurde dem Schwert überantwortet.

Faule Kompromisse schließen hier aber auch der Positivismus und der Pragmatismus, um nur zwei Beispiele zu nennen. Auch wenn der logisch verfeinerte Positivismus die kategoriale Differenz zwischen Satz und Faktum, Theorie und Basis, Sein und Sollen herausarbeitete, überließ er die Frage, wie beides gleichwohl verbunden ist und zusammengebracht werden kann, den Philosophen der Nachwelt. Gleiches kann

---

Abrede gestellt werden. Und doch ist die Macht für Nietzsche nur insoweit von Interesse, als der Mensch an und mit ihr lernen kann sich selber zu überwinden. Die Klimax der Machthabe ist die Macht zur Selbstüberwindung, die Machtüber sich selbst.

man dem Pragmatismus vorwerfen, der die theoretischen, metaphysischen bzw. ontologischen Fragen an den Nagel hängen zu können glaubte. Man nahm es einfach in Kauf, daß mit der logisch zu erzeugenden Aporetik und der faktisch zu beweisenden Nicht-Allgemeingültigkeit ein theoretischer Skeptizismus verbunden war.

Ein Stück weit macht die Ausklammerung der Wahrheitsfrage ja auch Sinn, denn erst dadurch läßt sich der Begriff der Geltung nach allen Seiten hin durchdeklinieren: politisch und gesellschaftlich, ideologisch und ideologiekritisch, theoretisch und praktisch. Und wenn man sich darüber nicht mehr in anachronistisch gewordenen Häresie- und Weltanschauungskriegen die Köpfe einschlagen muß, ist ja auch ein nicht zu unterschätzender Gewinn damit verbunden. Es bei der Toleranz von Geltung bewenden zu lassen, war gegenüber den militanten Totalitarismen schon ein Fortschritt, und auch die Humanität schien besser aufgehoben zu sein, wenn man die Wahrheitsfrage ausklammerte. Die von ihr unabhängig gewordene, modisch aufputzbare Geltung verspricht urbanen Sinn und Takt im Umgang.

Und doch lebt ein friedliches Miteinander von der Wahrhaftigkeit und besitzt nicht nur einen hohen Unterhaltungswert. Die auf unredlicher Basis befriedete Situation bleibt zutiefst zweideutig und ruft die philosophische Besinnung erneut auf den Plan. Deutlich gemacht wird bei Schleiermacher und Dilthey, daß Theorie und Praxis sich gerade in dieser durchrelativierten Situation nicht mehr voneinander trennen lassen. Es wird betont, daß eine „leitende Theorie“ der Praxis vorausgehen müsse, und diese schließt, wenn man Misch folgt, als eine Form vertiefter „Besinnung“ wieder an die alten metaphysischen Grundfragen an.<sup>46</sup> Ihre Wiederaufnahme dient nun aber nicht mehr zur Konservierung alter Tradition, sondern der Freilegung eines Neuen. Eben darin begründet sich der Vorrang der Theorie vor der Praxis. Man muß etwas zuerst theoretisch konzipieren und auf ein solides Fundament stellen, um es praktisch ins Werk setzen zu können.

---

<sup>46</sup> Vgl. Georg Misch, *Der Weg in die Philosophie. Eine philosophische Fibel* (1926); 2., stark erweiterte Auflage im Leo Lehnen Verlag München 1950.

Der geschichtlich-gesellschaftliche Relativismus in Form eines Pragmatismus macht es sich zu leicht, wenn gemäß der Maxime „anything goes“ (Paul Feyerabend) auf eine theoretische Klärung der Sachlage einfach verzichtet wird. Vielmehr zeigt sich darin ein noch nicht hinreichend geklärtes ontologisches und erkenntnistheoretisches Problem. Auch wenn etwas *nicht* geht und in Wirklichkeit gar nicht gehen *kann*, weil es der Wahrheit widerspricht, geht es ‘irgendwie doch’ – aber *wie*, muß man dann fragen. Nicht erst das Problem der Wahrheit, sondern auch schon das Problem der Geltung bedarf einer weitergehenden theoretischen Analyse. Das Aufrichten von Geltung unter Mißachtung der Wahrheit geht und geht doch nicht, so daß man fragen muß: warum? Konkret stellt sich angesichts der fließenden Welt der Meinungen die Frage: Wie kann etwas in Geltung gehalten werden, das der Wahrheit ins Gesicht schlägt? Dahinter verbirgt sich das alte Thema der Ungerechtigkeit der Welt, die zerrüttet ist und dennoch immer weitergeht – *warum?* Aus dem Weitergehen kann keineswegs die Konsequenz gezogen werden, die ganze Chose sei eine Frage der Durchsetzungsmacht.

## 6. Geltungskritik als Herrschaftskritik

Man muß in der Linie des Auseinanderdividierens von „Geltung“ und „Wahrheit“ also noch ein Stück weitergehen, und dies nicht nur aus dem bereits genannten Grund, daß man sich über Geltungsansprüche nicht mehr die Köpfe einschlagen muß. Auch kann es nicht mehr um die kritische Manier gehen, Probleme mit Hinweis auf die Widersprüchlichkeit der Situation noch aporetischer zu machen und ihre Lösung immer aussichtsloser erscheinen zu lassen. Beides läuft auf ein Herabwirtschaften hinaus, bis der Mensch schließlich zufrieden in der „Hundehütte“ seines „Herrn“ sitzt und diesen umso mehr noch vergöttert, wenn er geschlagen wird. Für ein wirkliches Weiterkommen muß der Ausgangspunkt der ganzen Überlegung: die Forderung der Allgemeingültigkeit, noch einmal in den Blick genommen werden. Sie läßt sich decouvrieren als eine Anmaßung, die sich weder soziologisch noch psychologisch rechtfertigen läßt und im Blick auf die historische Gegebenheit auch nicht fortgesetzt werden kann. Man muß hier hinzu-

338

setzen: Alles und auch noch der größte Unsinn läßt sich endlos fortsetzen, aber man muß dann schon fragen nach dem Preis, und ob wir den noch bezahlen können und wollen. Die alten Gleichungen und Ungleichungen stimmen immer noch, sie wollen nun aber anders gehandhabt werden. Um nur einen zentralen Punkt zu nennen: Religion ist so nötig wie die Luft, in der wir atmen, aber in engster Verbindung mit Aufklärung, damit beides nicht zur Kunst der Verführung verkommt. Um einer anderen Lösung wenigstens ein Stück weit näherzukommen, sind wiederum Zwischenschritte nötig, in denen ein wahrhaft Verbindendes freigelegt wird. Was aber wäre ein hinreichender Nenner, der das Ganze zusammenhält und in der Tat zusammenhalten kann, wenn nicht die *Wahrhaftigkeit* und der *Mut zur Wahrheit*? Ein *Ersatznenner* für das Ganze und seine Aufrechterhaltung konnte im herkömmlichen Denken immer nur die Herrschaft sein, die sich den Anschein absoluter Legitimation gab und sich dazu eingesetzt sah, ein von oben her gesetztes „Bestehendes“ (Kierkegaard) bindend aufzuerlegen. Auch wenn eine sich so verstehende Herrschaft bezüglich ihres Anspruchs ideologisch hinterfragt werden konnte, wurde sie gleichwohl als unentbehrlich betrachtet und auch dann noch hingenommen, wenn sie ungerecht handelte und im Zeichen der Aufklärung zynisch wurde.

Beweisgeber und Legitimator für die Fortsetzung alter Herrschaft ist ein kopfloser Pragmatismus, der auf den alten Manualen so lange weiterspielt, bis es nicht mehr geht. Es handelt sich hier um eine aktivistische Variante von Skeptizismus, der man nicht mehr ohne weiteres ansieht, wes' Kind sie ist – eines Guten oder eines Bösen. Wenn beides unentscheidbar geworden ist, läßt sich etwas nur noch rechtfertigen mit dem Erfolg. Widersprüchlichkeiten können dann nicht ausbleiben. Die Herrschaft beansprucht allgemeine Geltung und begnügt sich mit dem Tageserfolg im Meinungsbarometer. Für eine solche pragmatisch gewendete, durchlöchernte Selbstherrlichkeit lassen sich immer neue, immer alte Kleider finden: „Brot und Spiele“, die Psychologie des Zufriedenstellens der Massen (Canetti), ein marktschreierischer Populismus usw. usf. Und wenn die Zustände chaotisch werden, hat man schnell gelernt, auch aus dem Chaos noch Nutzen zu ziehen. Die rigide

Durchsetzung von Ordnung erzeugt selber ein Chaos, doch was verbirgt sich hinter diesem Doppelbegriff?

Auch bei dem sich nicht mehr absolut gebärdenden Herrschaftsanspruch bleibt etwas auf der Strecke, was so lange nicht mit in Betracht gezogen werden muß, solange es Zustimmungsm Manipulation, Zwangsmittel und Gräber gibt. Wie immer als unentbehrlich hingenommen, kann eine solche Praxis nicht im Sinne der Wahrheit sein, die auch für die Hinterhöfe und Hinterwelten noch gilt und von der Nietzsche sagt, daß sie in der Form des Bewußtseins in Gräbern noch wacht.<sup>47</sup> Wie aber läßt die Forderung der Wahrhaftigkeit sich im Bewußtsein verankern, wo es doch immer auch ohne sie geht? Ohne ein in die Freiheit gestelltes religiöses bzw. metaphysisches Bewußtsein kommt man hier nicht aus. Und daß dieses nicht nur eine Kompensation darstellt, beweist sich im Satz der Wahrheit: Auch wenn Körper sich verletzen und töten lassen, gibt es keine Möglichkeit, was sich lebt und wahr ist zum Verschwinden zu bringen. Im Sinne des alten Sprichworts „Die Sonne bringt es an den Tag“ wurde die Wahrheit auch dort noch gefürchtet, wo man sie mißachtete und glaubte ohne sie auskommen zu können.

Doch muß man, was die Ansatzpunkte zur Kritik betrifft, gar nicht so weit gehen. Um eine Praxis zu durchschauen, genügt es die Mittel zu betrachten, deren sie sich bedient. Für die Herrschaft alten Typs war jedes Mittel recht, wenn es dazu diente sich selber zu erhalten. Es ging um die Durchsetzung von Macht mit welchen Mitteln auch immer. Und weil das abschreckt, mußte auch eine Zustimmungsbereitschaft dazu miterzeugt werden. Was Geist und Seele band war der ideologische Überbau: die in einem religiösen Weltbild verankerte und unbestreitbar gemachte Anerkennung von Geltungsmacht. Im Höchsten erst schloß sich der Kreis, und mit ihm auch in allen anderen Kreisen. Herrschaft verschafft sich Geltung und Geltung legitimiert Herrschaft. Ein solcher in sich geschlossener Kreis braucht nur noch demonstriert zu werden, um sich als unentrinnbar ins allgemeine Bewußtsein einzuprägen. Die stärkste Stütze für Zirkelschlüsse dieser Art war eine Logik,

---

<sup>47</sup> Vgl. Zarathustra II, Der Wahrsager.

die darauf hinausläuft zu sagen, daß es gar nicht anders sein könne als wie es ist.

Die alte Herrschaft war in der Durchbildung ihres Gesamtkörpers durchaus konsequent. Der Herrscher gab das Gesetz, aber sich selber stellte er über das Gesetz. Er durfte alles tun, ohne sich die Hände schmutzig zu machen und belangt werden zu können. Das Prinzip der Gewaltenteilung und der Trennung von Legislative und Exekutive ist darin vorgebildet und wird bereits im ersten Ansatz pervertiert. Hobbes' Rechts- und Staatskonzeption ist von Han Fei schon im 2. Jahrhundert v. Chr. zur Befriedung der „streitenden Reiche“ empfohlen worden.<sup>48</sup> Wirksames Mittel gegen die Nichtanerkennung des gesetzten Rechts ist die Strafe, deren hauptsächlicher Sinn die Abschreckung ist. Wenn die politische Anerkennung nicht erbracht wird, kann dem Geltungsanspruch vollzugsrechtlich Gehör verschafft werden (Tat-Handlung öffentlich demonstriert – was würde Fichte dazu sagen?). Als Hintergrundfolie wurde auf theoretischem Niveau die Nichtanerkennung von Geltung mit einem Horrorscenario belegt: Unordnung, Chaos, Krieg aller gegen alle, keiner ist seines Lebens mehr sicher usw. usf. Mit anderen Worten schließt sich hier der höchste Kreis auf dem untersten Nenner „Gewalt“, und diese muß sich totalisieren, weil sie nicht realitätsgerecht ist. Der absolute Geltungsanspruch verlangt Gewaltherrschaft und das heißt, die primitivste Form von Herrschaftsausübung hat die größten Überlebenschancen.

Die Analyse dieses Syndroms fällt also nicht schwer. Das theoretische und praktische Mittel gegen die Nichtanerkennung von Geltung malt den Teufel nicht nur an die Wand, sondern holt ihn herein ins Zimmer. Hier läßt er sich auf die Seite der Opfer des Systems, mit noch mehr Recht aber auch auf die Seite der Gewinner stellen. Doch nie hat die Herrschaft selbst einen Teufelspakt geschlossen, tritt sie doch auf im Namen des Höchsten und seiner Gerechtigkeit. Einen Teufelspakt hat

---

<sup>48</sup> Vgl. Die Kunst der Staatsführung. Die Schriften des chinesischen Meisters Han Fei. Aus dem Altchinesischen übersetzt, mit Vorwort und Kommentaren von Wilmar Mögling. Aufbau Verlagsgruppe, in Lizenz beim Kommet Verlag Köln, 640 Seiten.

immer nur das Opfer geschlossen, und das legitimiert wiederum die Anwendung von Gewalt. Erstes (wirksamstes) und letztes (fruchtlos bleibendes) Mittel ist die Herrschaft über Leben und Tod, deren Zyklus gar nicht mehr verborgen werden muß. Geltung findet in den Femgerichten, deren sie zu ihrer Anerkennung bedarf, auch ihren Offenbarungseid. Schließlich weiß ein jeder, daß ein der Herrschaft dienender Geltungsanspruch willkürlich bleiben muß und sich selbst ad absurdum führt – und doch halten Abschreckung und Angst das Abgenötigte in Geltung.

Wie aber kann angesichts der Perversion des Wahrheitsanspruchs die Wahrheit selbst sich Gehör verschaffen, wird sie doch übertönt von den Stimmen der Suggestion und der Angst? Um hierzu einen Ansatz zu haben, muß man von dem verschwiegenen anderen Faktum ausgehen, daß die vorgeführte Rechnung zwar immer aufgegangen, aber nie wirklich aufgegangen ist. Zu allen Zeiten hat es Unbeugsame und Dissidenten gegeben, und insgeheim mehr als offene. Was aber wehrt sich da? Was einzig der geltenden Macht standhalten kann ist die Freiheit des Einzelnen. Das weiß die Geltungsinstanz aus Erfahrung selbst am besten: daß sie gegen den Widerstand des Einzelnen letztlich machtlos ist. Die Ohnmacht der Setzung und Auferlegung hat wiederum den Gebrauch jedes Mittels legitimiert – unter der Voraussetzung, daß Geltung und Herrschaft sein müsse, weil sonst, so wird versichert, der ganze Weltbau zusammenstürzt.

Der theoretisch relevante Punkt liegt somit in der Anmaßung, sich unter Mißbrauch des Todesschicksals und der Unwissenheit der Menschen auf eine Weise durchsetzen zu können, zu der jedes Mittel recht ist. Es sind dies Selbstverabsolutierungen einer Macht, die glaubt, sich um die Folgelasten nicht kümmern zu müssen. Und solange es immer noch mehr sind die mitmachen, sind auch die eigenen Fehlleistungen kein Problem. Wie aber ist dem dann überhaupt noch beizukommen? Die Folgen werden bestimmt von der eigenen Wahrheit oder Unwahrheit, und sie zu bemeistern verlangt eine andere Form von Macht. In der Sprache der Tradition war es das von außen kommende Gericht; in weitergehender Einsicht ist es die Wahrheit, die in der eigenen Freiheit ausgetragen wird.

## 7. Herrschaftskritik als Logikkritik

Die mit ein- und ausgrenzenden Alternativen arbeitende Logik übt einen Zwang aus, der sich an erster Stelle, aber beileibe nicht nur, in die Körper schreibt. Man glaubt an das Szenario, weil die darin liegende Logik als Fangschluß dient und zu einer Beweistheorie gemacht werden kann. Die Logik der Subsumtion unter 'zwingende' Gründe und die Logik der Herrschaftsausübung ist ein und dieselbe. Adorno kennzeichnet die klassische, mit Ein- und Ausgrenzung arbeitende Logik bekanntlich als eine subtile Form von Herrschaftsausübung im Denken und über das Denken. Auch wenn es sich bei den von ihr vorgebrachten „Beweisen“ samt und sonders um Zirkelschlüsse handelt: sie erscheinen wenn schon nicht überzeugend, so doch unentrinnbar. Aber es liegt darin nicht ein Zwang der Wahrheit (einen solchen gibt es nicht), sondern nur das (vermeintlich) Zwingende eines logischen Kalküls, der sich immer nur um sich selber dreht und über eine zirkuläre Selbstbestätigung auch gar nicht hinauskommt. Ein solcher Geltungsanspruch auf bodenloser Grundlage wird unterstützt durch das (an sich völlig richtige) Postulat, daß es nur *eine* Logik gibt – und daß die zur Anwendung gebrachte Logik eben diese einzige Logik sei. Solange man so argumentiert, braucht man die *Form* der eigenen Logik nicht in Frage zu stellen, auch wenn sie in Aporien führt.

Aus rein logischen Gründen kann man aber nicht sagen, daß man keine andere Wahl habe als zu bewerten und d. h. auf- und abzuwerten, zu subsumieren bzw. zu unterwerfen und ein- und auszugrenzen – unerachtet aller leidigen Folgelasten, die ein solches Tun mit sich bringt. Man muß also mit Georg Misch und Josef König das „Thema Logik“ noch einmal von neuem aufnehmen; Bollnow hat sich bekanntlich vor einer offenen Auseinandersetzung mit den Logikern gescheut. An erster Stelle ist nun verlangt, die „Logik der Wahrheit“ von der „Logik der Geltung“ zu unterscheiden – immer vorausgesetzt, daß „Wahrheit“ und „Geltung“ verschiedene Kategorien mit *formal unterschiedlichen* und d. h. *logisch* zu unterscheidenden Bezugsrahmen sind. Die logisch erzeugte Dichotomie von „Sein“ und „Sollen“ gibt darauf

einen ersten Hinweis, der den Rahmen aber noch nicht sprengt, solange beides auf einen Geltungsanspruch zurückgeführt werden konnte. Bis hin zu Kant glaubte man, die darin zutage tretende logisch-ontologische Differenz noch mit ein und derselben Logik behandeln zu können. Das „Reich der Freiheit“ und das „Reich der Herrschaft“ sollte ja auch zur Übereinstimmung gebracht werden und in erster und letzter Instanz ein und dasselbe sein.

Die Bauernkriege und die Französische Revolution haben begonnen, mit dem Traum nicht hinterfragbarer Herrschaft aufzuräumen. Aber weil sie sich derselben Gewaltmittel bedienten, war es für die Herrschaft ein Leichtes, den Spieß umzudrehen, und dies umso mehr, als auch die Revolution sich als ein Traumgebilde mit üblen Folgen erwies. Was daraus folgte war eine Unentschiedenheit von Demütigung und Freiheitsverlangen: im 19. Jahrhundert die 48er, näherliegend die 68er, und mit alledem fertig werdend neue Totalitarismen, die ihr Raffinement der von ihnen bekämpften Aufklärung verdanken und zynisch werden müssen.

Aber auch wenn man aus Trauer über diese Geschichte mutlos werden könnte: zurück zu der Frage nach einer Logik, in der der Freiheitsaspekt unter allen Bedingungen gewahrt bleibt. Dazu muß die vermeintliche Selbstverständlichkeit der „Logik der Alternativen“ (wie ich sie nenne) hinterfragt und das „Denken der Disjunktion“ eingeübt werden. Die Logik der Disjunktion geht diesseits der Zwänge von einer anderen Alternativlosigkeit aus. Zu sich selber, zum eigenen Ort und zur eigenen Freiheit hat man keine Alternative, und eben dadurch ist der eigene Ort und die eigene Freiheit unter allen Bedingungen gewahrt.

Ein solches Theorem unterstützt die eingangs aufgestellte These, daß das logische Grundmuster von „Wahrheit“ und „Geltung“ ein *toto genere anderes* ist. Leicht läßt sich das zeigen im Sinne der Kritik, schwer aber nachweisen auf dem Wege der Begründung, solange die sich auf ihre Formalität berufende Logik Gründe vorgeben kann wie sie will. Begründung und Kritik können sich so lange derselben Denkfiguren bedienen; man braucht nur das Vorzeichen +/- zu wechseln. Auch die Geltung erlegt sich auf, subsumiert etwas unter sich und gibt vor, zwin-

gende Gründe auch dafür noch zu haben, daß dem Zwang, wenn nötig, auch mit drastischen Mitteln nachgeholfen werden muß. Was die Logik nicht durchsetzen konnte, erzwang das Rad und der Galgen.<sup>49</sup> Abgeschafft ist mit der Zulassung von Kritik zunächst also nur die grausame Praxis vergangener Zeitalter, nicht aber garantiert dies auch einen hoffnungsvolleren Zukunftsperspektive für kommende Generationen. Und doch ist die Hoffnung nicht verloren. Die Verfügung über die Köpfe kann nie so gründlich wie die Herrschaft über die Körper sein. Kants Monitum geht dahin, daß jeder sein Denken ändern kann, aber zuerst bei sich selber ändern muß, soll das kollektive Denken eine neue Grundlage erhalten.

## 8. Fazit

Um vor logischem Hintergrund das Problem des Verhältnisses von Wahrheit und Geltung zu bündeln: Die formale Logik kommt auch als Beweistheorie über hypothetische Prämissen nicht hinaus, für die jeder einsetzen kann was er will. Auch die sogenannten zwingenden Gründe der Logik können deshalb lediglich Geltungsansprüche und keine Wahrheiten sein. Soweit würde jeder Logiker das heute unterschreiben. An der praktisch daraus zu ziehenden Folgerung aber scheiden sich die Geister in redliche und unredliche. Man möchte nicht wahrhaben, daß auch bezüglich des Geltenden die ersten Prämissen Setzungen sind, verbunden mit Ordnungsvorgaben und öffentlichen Statuierungen von Exempeln. Und wenn schon einer dran glauben muß, wird damit dem Glauben der anderen nachgeholfen. Mehr als Gutgläubigkeit und/oder Angst kann bei einem solchen Szenario nicht herauskommen. Gesetztes, Behauptetes, Statuiertes ist als solches selber schon ein Grund zur

---

<sup>49</sup> Nebenbei gesagt: Das Rad wird hier entgegen der Idee seines Erfinders gebraucht, und auch der Galgen ist eine Nachahmung der Stangengerüste, die man für das Trocknen von Gemüse und Rauchfleisch brauchte. Und welche Sinntiefe hätte nicht die Symbolik des Rades und die Geometrie des Winkels, wenn man beides in seiner Komplexität beliebe und mehrperspektivisch betrachtete?

Angst. Damit schließt sich der Kreis auf dem untersten Nenner „Angst“. Die Angst glaubt immer nur an sich selber, und daraus wird unter der Hand eine Sache des guten Glaubens gemacht, daß es mit alledem schon seine Richtigkeit habe. Eine lediglich unterstellt ‘Richtigkeit’ hat aber nur das unausweichlich Gemachte, das einen ängstigt und glauben macht, es ginge nicht anders.

Nun ist deutlich, daß auch diese Charakteristik noch mit einer Kontrastfolie arbeitet, die selber wiederum ihren Rechtsgrund finden muß. Lediglich zur Kontrastierung genügt die „Logik der Geltung“, in der Behauptung und Kritik bzw. Bezweiflung symmetrisch zueinander stehen; man braucht nur das Vorzeichen zu wechseln. Darüber hinausgehend aber stellt sich die weitergehende Frage, wie der kategoriale Unterschied zwischen Wahrheit und Geltung logisch bezeichnet werden kann, und zwar so, daß auch die Gelenkstellen des *Verbundenseins* von Geltung und Wahrheit in den Blick gerückt werden. Das Stichwort „Freiheit“ gab das zentrale Verbindungsglied zu beidem an. Für die Freiheit aber bleibt das Behaupten und Nicht-wahr-haben-wollen nicht folgenlos, und eben darin liegt ihr Wahrheitserweis.

Im Sinne des Getrennthaltens beider Kategorien ließ sich immer schon sagen:

– Was wahr ist, ist unabhängig von jeder Anerkennung wahr: es ist, was (wie) es ist. Damit ist eine zweite Ebene eingezogen, die unabhängig vom Setzen und Dafürhalten ist. Etwas wird nicht deshalb bzw. dadurch wahr, daß es geglaubt und anerkannt wird.

– Im sozialen Kalkül der Herrschaft braucht die Wahrheit keine Rolle zu spielen, denn wer an der Macht ist, kann sich über sie hinwegsetzen. Was ist schon Wahrheit? fragt Pilatus rhetorisch ... Das Machtspiel ist ein anderes.

– Geltung beansprucht Anerkennung und Befolgung eines Gesetzes, das *von außen* herangetragen wird. Die Wahrheit erweist sich *vom inneren Zustand her* und tritt nicht von außen gegenüber.

Es ist also noch nach einer anderen Art und Weise zu fragen, um den Unterschied zwischen Wahrheit und Geltung unanfechtbar zu machen; verlangt ist, ihn *logisch* zu bezeichnen. Wahrheit und Geltung stehen in Disjunktion zueinander und sind als getrennt-verbunden zu

behandeln. Das Wahrheitskriterium der Geltungsfrage ist die Geschichte, in der Zeit und Freiheit eine unaufkündbare Beziehung aufeinander eingegangen sind.